

Melanie Behrens

Komplexen Subjektivierungen auf der Spur

Ein methodologischer Ansatz
zur Analyse von Machtverhältnissen



[transcript] sozialtheorie

Melanie Behrens
Komplexen Subjektivierungen auf der Spur

Sozialtheorie

Melanie Behrens ist Sozialwissenschaftlerin und Erziehungswissenschaftlerin. Sie promovierte an der Universität zu Köln. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Praktiken der Subjektivierung, soziale Ungleichheiten, Machtverhältnisse und qualitative Methoden.

Melanie Behrens

Komplexen Subjektivierungen auf der Spur

Ein methodologischer Ansatz zur Analyse von Machtverhältnissen

[transcript]

Diese Dissertation wurde von der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln im November 2019 angenommen.



The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Melanie Behrens**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Rick / Photocase.de (bearbeitet)

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5452-3

PDF-ISBN 978-3-8394-5452-7

<https://doi.org/10.14361/9783839454527>

Buchreihen-ISSN: 2703-1691

Buchreihen-eISSN: 2747-3007

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Spurensuche: Eine Einleitung	9
1. Intersektionalität: Ein Überblick	19
1.1 Die Geburtsstunde der Intersektionalität – oder: Erste Konzeptionen komplexer Machtverhältnisse	20
1.1.1 Erste Intersektionalitätsdebatten und -konzepte im US-amerikanischen Kontext	21
1.1.2 Erste Intersektionalitätsdebatten und -konzepte im europäischen und bundesdeutschen Kontext	24
1.2 Intersektionalität definieren!?	26
1.3 Eins, zwei, drei, ganz viele? Debatten zur Anzahl der relevanten Kategorisierungen	30
1.4 Zwischen Struktur und Interaktion: Zur gesellschaftstheoretischen Rückbindung von Intersektionalität	34
1.5 Wie Intersektionalität denken? Modelle, Metaphern und Figuren zur Beschreibung komplexer Machtverhältnisse	39
1.6 Zur methodischen Umsetzung: Intersektionalität empirisch erforschen	49
1.6.1 Qualitative Studien mit intersektionalem Fokus	49
1.6.2 Intersektionalität in quantitativen Forschungszugängen	54
1.7 Intersektional forschen, aber wie? Über intersektionale Methodologie	57
1.7.1 Methodologische Erörterungen: Über intersektionale Vorgehensweisen	58
1.7.2 Methodologie und Methode: Die intersektionale Mehrebenenanalyse	60
1.8 Intersektionalität: Reise eines Konzepts, Weiterentwicklung von Ansätzen oder gänzlich neue Theoriebildung?	65
1.9 Offene Herausforderungen oder: Intersektionalität, aber wie?	67
1.10 (Intersektionale) Kategorien zwischen Essentialisierung und Kontingenz	70
1.10.1 Etwas definieren: Zum Kategorien-Begriff	70
1.10.2 Essentialisierung: Putative Eigenschaftszuschreibungen	71
1.10.3 Unabgeschlossenheit: Die Crux mit der Kontingenz	75
1.11 Ein anderer Zugang: Subjektivierung statt Intersektionalität	77

2.	Subjektivierung: Sein oder Werden?	83
2.1	Das Subjekt in seiner Zeit: Wie kann es sein? Wer kann es werden?	84
2.1.1	Das 17. Jahrhundert: Das Subjekt zwischen Vernunft und Körper	86
2.1.2	Das 18. Jahrhundert: Das Subjekt zwischen Maschine, Erziehung und Erfahrung	88
2.1.3	Das 19. Jahrhundert: Disziplinierte Subjekte in kapitalistischer Gesellschaft	89
2.1.4	Das 20. Jahrhundert: Kulturell produzierte Subjekte	91
2.1.5	Das Subjekt in der Gegenwart: Subjekte 2.0.	93
2.1.6	Das Subjekt in seiner Zeit: Vom ›Sein‹ zum ›Werden‹	96
2.2	Judith Butler: Intelligible Subjekte	98
2.2.1	Subjektivierung durch Macht, Diskurse, Normen – oder: Wie zum Subjekt werden?	100
2.2.2	Sprache, Performativität und Intelligibilität: Verständlichkeit durch Zitate	116
2.2.3	Anerkennbarkeit und Handlungsfähigkeit durch Subjektivierung	126
2.2.4	Körper und Geschlecht: Materialisierte Subjektivierung	130
2.2.5	Prekarität, Verletzbarkeit und Betrauerbarkeit	141
2.2.6	Politische Strategien	146
2.2.7	Anschlussmöglichkeiten an Butlers Subjektivierungsansatz oder: Wie weiter mit Butler?	148
3.	Eine Perspektivänderung vollziehen: Von Intersektionalität zu komplexen Subjektivierungen	151
3.1	Charakteristikum I: Subjekt = Individuum in Struktur	153
3.2	Charakteristikum II: Ohne Subjektivierung keine Intersektionalität	160
3.3	Charakteristikum III: Subjektivierung als Prozess – Vom stetigen Werden und seinen Folgen	162
3.4	Charakteristikum IV: Kategorien als Teil diskursiver Subjektivierungen denken – ›Figuren‹ analysieren	167
4.	Subjektivierungen untersuchen: Methodologische Folgerungen bei Butler	177
4.1	Butlers Subjektvorstellung und die Methodologie	179
4.2	Macht, Diskurse, Normen als wirksame Rahmungen der butlerschen Subjektivierung	180
4.2.1	Macht	180
4.2.2	Diskurse	182
4.2.3	Normen	183
4.3	Sprache und Anreden: Konsequenzen für eine Methodologie	186
4.3.1	Sprache	186
4.3.2	Anrede und Anrufung	188

4.4	Performativität und Körper: Methodologische Folgen aus den Darstellungen	191
4.4.1	Performativität	191
4.4.2	Körper	193
4.4.3	Körper und nichtmenschliche Dimensionen	196
4.5	Anerkennbarkeit, Identität und Methodologie	197
4.5.1	Anerkennbarkeit und Anerkennung	197
4.5.2	Identitätskategorien	198
4.6	Relationen und Differenzierungen: Zum ›Innen‹ und ›Außen‹	202
4.7	Methodologie und (gesellschaftlicher) Wandel bei Butler	204
4.8	Geschlecht: Ein methodologisch relevantes Exempel	208
4.9	Dekonstruktion als Methode Butlers: Rahmungen und Bedeutungen hinterfragen	210
4.10	Methodologie à la Butler: Ein Zwischenresümee	212
5.	Komplexe Subjektivierungen erforschen: Ein methodologischer Entwurf	219
5.1	Zum Untersuchungsgegenstand: Komplexe Subjektivierungen empirisch erforschen	222
5.1.1	Erste Ableitung: Performative Anreden und Identitätsartikulationen als Untersuchungsgegenstand	224
5.1.2	Zweite Ableitung: Diskurse und Normen als Untersuchungsgegenstand	232
5.1.3	Dritte Ableitung: Körper in ihrer Performativität berücksichtigen	244
5.1.4	Vierte Ableitung: Subjektivierungsrelevante nichtmenschliche Elemente einbeziehen	254
5.1.5	Fünfte Ableitung: Subjektivierungen aus alltäglichen Situationen herausarbeiten	261
5.1.6	Subjektivierungsmethodologie: Ein Zwischenresümee	272
5.2	Zur Reichweite des Ansatzes: Über Begrenzungen und Anschlussmöglichkeiten	277
5.2.1	Über Begrenzungen	277
5.2.2	Anschlüsse an andere Ansätze: Möglichkeiten der Weiterentwicklung	279
	Komplexen Subjektivierungen auf die Spur kommen: Ein Resümee	291
	Dank	303
	Literatur	305

Spurensuche: Eine Einleitung

»Was geht da vor sich?«
(Goffman 1977: 16)

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der empirischen Analyse komplexer Machtverhältnisse, die sich wechselseitig beeinflussen. Komplexe Machtverhältnisse sind ein seit geraumer Zeit öffentlich, wie auch in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen diskutiertes Thema. Wird mit Foucault davon ausgegangen, dass Macht ein historisches, sich wandelndes Phänomen ist, »der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt«, also immer schon da und auf Individuen einwirkend ist, dann zeichnet sich ab, dass Macht nicht direkt, nicht als Macht an sich, erforscht werden kann (Foucault 1977: 113). Um Machtverhältnisse empirisch untersuchen zu können, bedarf es eines indirekten Zugangs, einer Art Umweg zu diesen. Sie lassen sich als etwas Verschüttetes oder Zugewachsenes imaginieren, dessen Gestalt es zu erkennen und dessen Spuren es freizulegen gilt.

Eine Spurensuche scheint zunächst ein einfaches Unterfangen: Folgt man einer Spur, führt sie dahin, wodurch sie verursacht wird. Bewegt man sich ihr entgegen, so gelangt man an den Anfang, den Ausgangspunkt der Spur. In der Praxis zeigt sich jedoch schnell, dass Spuren verwischt, verwaschen oder auch überlagert sein können. Sie können zwischenzeitlich abreißen. Spuren, die der eigens verfolgten sehr ähnlich sind, können auf eine falsche Fährte führen. Oder der Untergrund kann sich verändern, sodass die bislang sichtbaren Spuren zeitweilig unsichtbar werden. Dies stellt Forschende vor die Herausforderung, hierfür adäquate Vorgehensweisen und Ansätze zu entwickeln. Im Hinblick auf die Analyse von Machtverhältnissen muss es deshalb zunächst darum gehen, welche Gestalt Macht annimmt, als was sie in Erscheinung tritt, wie sie in alltäglichen Praktiken sichtbar und dadurch auch empirisch erfassbar wird. Erst dann lassen sich Aussagen über ihre Wirkung treffen.

Im Anschluss an Foucault sind vielfältige Arbeiten entstanden, die sich mit dieser Frage beschäftigen, unter anderem die Arbeiten der Philosophin und Philologin Judith Butler, die Foucaults Denkbewegungen produktiv weiterentwickelt hat und sich dafür ausspricht, Macht in ihren Erscheinungsformen zu untersuchen (vgl. Butler 2007: 164; Butler 2006: 62). Ihre Ansätze bilden für diese Arbeit eine zen-

trale Grundlage. Als Gegenstand soziologischer Debatten wird Macht bzw. deren Machtverhältnisse seit langem debattiert. Während frühe Arbeiten, die sich mit Machtverhältnissen und den daraus resultierenden gesellschaftlichen Folgen befassen, ihren Fokus dabei zumeist noch auf *eine* soziologisch wie auch sozial relevante Kategorie richteten – beispielhaft seien hier die Kategorien *Klasse* (vgl. z.B. Marx/Engels 1848; Weber 2010, Original: 1922; Dahrendorf 1957; Geiger 1962; Bourdieu 1987), *Geschlecht* (vgl. z.B. Braun 2010, Original: 1901; Hagemann-White 1984; Gerhard 1990; Gildemeister/Wetterer 1992; Becker/Kortendiek 2010) und *Ethnizität* (vgl. z.B. Fanon 1967; Hall 1994; Bukow/Llaryora 1988; hooks 1989; Bhabha 2000) angeführt –, wird derzeit unter dem Stichwort Intersektionalität erörtert, wie das Zusammenwirken *mehrerer* differenz erzeugender Kategorien beschrieben und analysiert werden kann. »In vielfältigen, sowohl empirischen wie theoretisch ausgerichteten Arbeiten wird untersucht, wie soziale Positionen, Praktiken und Identitäten am Schnittpunkt unterschiedlicher Macht- und Ungleichheitsstrukturen zu verorten sind.« (Purtschert/Meyer 2010: 130) In der Debatte um Intersektionalität liegt der Fokus damit auf Kategorien und deren Überkreuzung, Durchdringung, auf dem Versuch, die Dynamiken der Kategorien systematisch in ihrer Komplexität zu beschreiben. Dabei kommt Macht und Machtverhältnissen ein zentrales Moment zu. Die diskutierten Kategorien lassen sich unmittelbar als von Macht(-verhältnissen) durchsetzt charakterisieren. Macht wirkt in und über die in intersektionalen Debatten erörterten Kategorien. Sie tritt hierüber indirekt in Erscheinung.

Über die Kriterien dafür, welche Kategorien, welche Differenzen als in Machtverhältnissen bedeutsam anerkannt werden und deshalb in einer intersektionalen Analyse berücksichtigt werden sollten, besteht dabei derzeit keine Einigkeit. Als State of the Art lassen sich die bereits oben angeführten Kategorien Geschlecht, Ethnizität und Klasse bezeichnen, die jedoch – je nach zugrunde gelegtem Fokus – um weitere Kategorien erweitert werden (vgl. z.B. Krüger-Potratz/Lutz 2002). »Zudem unterscheiden sich Kontexte, in denen Differenzen je spezifisch zum Einsatz kommen und je unterschiedlich wirksam (gemacht) werden.« (Hark/Villa 2017: 12) Uneinigkeit herrscht ferner darüber, wie komplexe Überschneidungen und Durchdringungen machtvoller Kategorisierungen modellhaft konzipiert werden können – um bereits an dieser Stelle einen kurzen Ausblick auf die später dezidiert erfolgende Auseinandersetzung mit den Diskussionen und Ansätzen zu geben.

Auch über die (metaphorische) Benennung des Phänomens, auf das Intersektionalität rekurriert, bestehen Kontroversen. Die hier in zum Teil aufzählender Form verwendeten Begrifflichkeiten zur Charakterisierung der Dynamiken der Differenzen, wie »Verschränkungen« (Combahee River Collective 1981, Original 1977), »Intersektionen« (Crenshaw 2010, Original 1989), »Interdependenzen« (Walgenbach et al. 2007), »Überschneidungen« (Rommelspacher 2009), »Durchkreuzungen« (Degele/Winker 2009) oder auch »Interferenzen« (Barth et al. 2013),

spiegeln dies. Mit der Entscheidung für eine dieser Bezeichnungen geht auch eine (vorläufige) Entscheidung für das dahinterstehende Modell einher. Um mein Anliegen umzusetzen, komplexe Machtverhältnisse empirisch zu untersuchen, ist eine Verortung innerhalb dieser begrifflichen und konzeptionellen Debatten jedoch nicht zielführend. Ich werde deshalb im Folgenden die in intersektionalen Erörterungen gängigen Bezeichnungen und Metaphern in wechselnder Weise oder als unvollständige Aufzählung verwenden.

Zum Thema Intersektionalität existieren mittlerweile eine Vielzahl an Zugängen, Ansätzen und Modellen, die diesen vielschichtigen metaphorischen Begriff vor dem Hintergrund unterschiedlicher Theorien konzipieren und sich den damit verbundenen Herausforderungen insbesondere in theoretischen Ansätzen (zu) stellen (versuchen). Demgegenüber existieren bisher nur wenige Debatten darüber, welche Konsequenzen sich aus intersektionalen Denkweisen für die empirische Forschungspraxis ergeben (müssen). Wie können die Machtverhältnisse, die die debattierten Kategorien implizieren, analytisch in ihren Wirkungen herausgearbeitet werden? Intersektionalität stellt zwar in vielen Studien den Bezugs- und Analyse-rahmen dar, zumeist jedoch ohne explizit die methodologischen Grundsätze wie auch das konkrete methodische Vorgehen auszuweisen. Dies stellt gegenwärtig ein Desiderat dar und spiegelt sich in den Herausforderungen, die sich für die empirische Forschung bei der Anwendung des intersektionalen Gedankens ergeben. Aus empirisch erhobenen Daten lassen sich nicht einfach Kategorien in ihren Wechselwirkungen mit den ihnen inhärenten komplexen Machtverhältnissen herausarbeiten. Es ist unklar, wie die Überkreuzungen, die Verschränkungen oder auch Interferenzen empirisch systematisch untersucht werden können. Für die Untersuchung einzelner Kategorien, einzelner Differenzen, existieren bewährte Ansätze auf Grundlage derer sich dann die jeweiligen Machtverhältnisse, die sie implizieren, herausarbeiten lassen. Für die Analyse von Kategorien in ihren Verschränkungen, Durchdringungen, Interdependenzen, und damit verbunden für die Analyse komplexer Machtverhältnisse, gilt dies nicht in gleicher Weise. Wird Intersektionalität gleichwohl als zentrales Charakteristikum postmoderner Gesellschaften verstanden, ohne das auf Differenzen basierende Machtverhältnisse und ihre Folgen nicht hinreichend erfasst und beschrieben werden können, gilt es zwingend, über die methodologischen Konsequenzen, über die empirische Anwendbarkeit, gründlicher nachzudenken. Wie lässt sich mit Intersektionalität in der Forschungspraxis arbeiten?

Mit den Ansätzen von Becker-Schmidt (2007), Erel et al. (2007), Degele/Winker (2007; 2008; 2009; 2011) oder auch Walgenbach (2014b) liegen Beiträge vor, die die zentralen (theoretischen) Erkenntnisse von Intersektionalität für die empirische Forschung fruchtbar zu machen versuchen. Unterbestimmt bleibt allerdings auch in diesen Ansätzen letztlich, wie Machtverhältnisse in ihren Verschränkungen, ihren Überkreuzungen und Durchdringungen empirisch analysiert werden

können. Wie können sie in der Forschungspraxis erhoben werden? Wie können sie aus Daten herausgearbeitet werden? Gegenwärtig werden in der Empirie zu-
meist erst einzelne Kategorien analytisch in den Blick genommen und dann ih-
re Verwobenheiten, ihre Dynamiken herausgearbeitet. Je nach zugrunde gelegtem
theoretischen Ansatz ist ein solches Vorgehen folgerichtig. Meinem Verständnis
dessen, worauf die Idee von Intersektionalität die derzeitige Antwort ist, wird ein
solches Vorgehen jedoch nicht gerecht. Die Zerlegung komplexer Machtverhältnis-
se in analytische Bausteine in ihrer jetzigen Form – in intersektionale Differenzen
oder Kategorien – verfehlt die spezifische Dynamik der Macht, die erst durch die
gemeinsame Wirkung entsteht und mehr und/oder anders ist, als die Summe oder
die Verschränkung ihrer Teile. Um komplexe Machtverhältnisse empirisch zu un-
tersuchen, stellen die derzeitigen intersektionalen Ansätze deshalb keine adäquate
Lösung dar. Es bedarf eines anderen Zugangs. Die in dieser Arbeit zu beantworten-
de Frage ist daher: *Wie lassen sich komplexe Machtverhältnisse empirisch untersuchen?*

Dass diese vermeintlich einfache Frage auf überaus komplexe Debatten ver-
weist, dürfte bereits deutlich geworden sein. Um eine Antwort darauf zu finden,
gilt es vor dem Hintergrund der wichtigen Erkenntnisse, die durch die Diskus-
sionen um Intersektionalität entstanden sind, einen Schritt zurückzutreten und
zu erörtern, worauf die Debatten um Intersektionalität – also die Debatten um
das Zusammenwirken von Kategorien – basieren. Wie können Kategorien über-
haupt wirken? Welcher machtdurchsetzte Prozess steht dahinter? Dabei geht es
nicht darum, alles bisher Erarbeitete und Erforschte in Frage zu stellen, dies würde
dem Gegenstand nicht gerecht werden. Vielmehr geht es darum, eine veränderte
Perspektive auf Intersektionalität und die implizierten komplexen Machtverhält-
nisse aufzuzeigen – so spricht sich etwa Butler gegen das Zerlegen von Kategorien
»in vollständig trennbare Achsen sozialer Regulierung und Macht« aus (Butler 1997:
252). Und es geht darum, eine Methodologie zu entwerfen, die sich der Herausfor-
derung annähert, mehrere Machtachsen, mehrere Überkreuzungen, gleichzeitig
zu analysieren, ohne sie dabei in der Analyse in einzelne »Bestandteile«, in Dif-
ferenzen oder Kategorien zu trennen, sondern dem »Mehr«, das sie implizieren,
gerecht zu werden.

Basierend auf den Erkenntnissen der Debatten um Intersektionalität, wie auch
in kritischer Abgrenzung zu diesen, werde ich deshalb in dieser Arbeit mit Butler
darüber nachdenken, worauf (intersektionale) Kategorien basieren. Dabei werde
ich für eine Hinwendung zu den Prozessen plädieren, die den Kategorien vor-
gängig sind bzw. die Kategorien erst wirkmächtig werden lassen und dadurch die
(Selbst-)Bezeichnungspraxis durch diese erst ermöglichen: den machtdurchzoge-
nen Subjektivierungen. Komplexe Machtverhältnisse, die in intersektionalen De-
batten mithilfe von Kategorien zu erfassen versucht werden, lassen sich als Teil
von Subjektivierungen konzipieren. Subjektivierungen sind die Prozesse, auf de-
ren Grundlage Kategorien überhaupt erst wirkmächtig werden können.

Komplexe Machtverhältnisse, wie Intersektionalität sie diskutiert, mit Butler zu denken, mag zunächst nicht unbedingt naheliegend erscheinen. Es wird jedoch deutlich werden, dass Macht als Subjektivierung im butlerschen Sinne agiert, indem sie Intelligibilität ermöglicht, indem sie sozial verständlich und anerkennbar macht. Eine subjektivierungstheoretische Perspektive »geht davon aus, dass Individuen in machtvoll geordneten Verhältnissen zu Subjekten werden«, dabei sind Individuen »in strukturell gleicher und zugleich unterschiedlicher Weise Bedingungen der Subjektivierung ausgesetzt, so dass aus den Logiken von Handlungsermöglichung und -begrenzung je andere Subjektpositionen hervorgehen« (Hoffarth 2016: 72f.). Ich plädiere deshalb in dieser Arbeit dafür, Subjektivierungen zu untersuchen, um mich von den im Kontext von Intersektionalität geführten Debatten um die relevanten Kategorien und adäquaten Modelle wegzubewegen, denn »[n]ur die sorgfältige Analyse dessen, wie Subjekte gesellschaftlich positioniert werden, ermöglicht es zu verstehen, wie Normierung und Verwerfung, Anerkennung und Ausschluss zusammenspielen« (Purtschert/Meyer 2010: 134). Deutlich werden wird dabei, dass Subjektivierungen nicht nur komplex sind, sondern nur in Relation zu anderen komplexen Subjektivierungen inhaltlich bestimmbar werden und sich erst in dieser Relation ihr sozialer Sinn erschließt.

Neben den vielfältigen Debatten zu Intersektionalität bilden dementsprechend die Ansätze von Judith Butler den theoretischen Hintergrund dieser Arbeit. Ihr Subjektverständnis wird zentral sein für eine empirische Untersuchung von Macht(-verhältnissen). Kategorien sind dabei ein Teil der Subjektivierung. Es wird darüber hinaus deutlich werden, dass Kategorien, aber eben nicht nur Kategorien, sondern auch Normen und Diskursen, Körpern sowie auch nichtmenschlichen Elementen bei der Reproduktion von Machtverhältnissen eine zentrale Funktion zukommt. So führt Butler beispielhaft »die gute Mutter« und den »tüchtigen Arbeiter« ein (Butler 2003a: 213), um ihre Subjektvorstellung deutlicher zu machen und zu zeigen, dass Kategorien normativ und diskursiv durchdrungen sind. Macht tritt in diesen als diskursive Konstruktion in Erscheinung und lässt sich darüber auch empirisch in den Blick nehmen. Sie tritt in alltäglichen Situationen zutage und ist in diesen wirkmächtig. Die angeführten Beispiele werden in dieser Arbeit wiederholt herangezogen, um Butlers Gedanken wie auch meine darauf basierenden Schlussfolgerungen für die Empirie anschaulicher zu machen.

Auf diese Weise wird sich sukzessive ein Perspektivwechsel ergeben, der den Fokus von den Debatten um die sich überkreuzenden, sich durchdringenden oder auch verwobenen Kategorien weg lenkt und stattdessen den Gewinn einer subjektivierungstheoretischen Perspektive für die empirische Analyse aufzeigt. Infolgedessen wird sich der Schwerpunkt meines Fokus im Verlauf der Arbeit verschieben: Je weiter ich den Spuren folge, um die Frage nach der empirischen Untersuchung komplexer Machtverhältnisse beantworten zu können, desto deutlicher wird die Notwendigkeit eines Begriffswechsels. Zwar zielt die Arbeit darauf, komplexe

Machtverhältnisse analysierbar zu machen, mit Butler werde ich allerdings aufzeigen, dass diese in Form von *Subjektivierungen* empirisch erfassbar werden, als solche in Erscheinung treten. Macht kommt in Subjektivierungen zum Ausdruck. Dieser Erkenntnis folgend, führt die Spur mich zu *komplexen Subjektivierungen*, die den Ausgangspunkt der Entwicklung einer Methodologie für die empirische Analyse bilden werden. Aus den anfänglichen komplexen Machtverhältnissen werden im Verlauf deshalb komplexe Subjektivierungen, denen Machtverhältnisse inhärent sind. Damit kann ich an intersektionale Debatten anschließen, Machtverhältnisse als in diesen impliziert mitdenken und zugleich über bisherige Ansätze hinausgehen. Um diesen Begriffs- und damit verbunden auch Fokuswechsel zu vollziehen, werde ich die Debatten um Intersektionalität an Butlers Subjektivierungsansatz heran- und durch diesen hindurchführen. Dieses Herangehen verspricht weitreichende Erkenntnisse über die Strukturen von Machtverhältnissen, den Umgang mit ihnen, wie auch die Reproduktion dieser. Dabei wird sich zeigen, dass Subjektivierungen dynamische soziale Prozesse sind, die im sozialen Austausch erfolgen und ständig neu konzipiert und rekonstruiert werden müssen (vgl. Butler 2010: 131). Deutlich werden wird auch, dass sich nur empirisch herausfinden lässt, was in einem Forschungsfeld wirkmächtig ist, welche Subjektivierungen in welcher Situation erfolgen. »Wer kann ich werden in einer Welt, in der die Bedeutungen und Grenzen des Subjekts im Voraus für mich festgelegt sind? [...] Was kann ich in Anbetracht der gegenwärtigen Seinsordnung sein?« (Butler 2009: 98), lässt sich nur forschungsfeldspezifisch entlang alltäglicher Situationen und Praktiken beantworten. Am Ende der Arbeit wird das methodologische analytische Vorgehen beschrieben sein. Es wird deutlich sein, welchen Spuren es zu folgen gilt, um komplexe Subjektivierungen und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse empirisch analysieren zu können. Diese Arbeit verortet sich damit an der Schnittstelle zwischen Theorie, Methodologie und Anwendungsorientierung. Einerseits wird die theoretische Basis zur Analyse komplexer Subjektivierungen mit den ihnen impliziten Machtverhältnissen weiterentwickelt. Darauf basierend werden andererseits in dieser Arbeit methodologische Folgerungen gezogen, die anwendungsorientiert formuliert sind, sodass ein wegweisender Baustein für die empirische Untersuchung von komplexen Machtverhältnissen entwickelt wird.

Als Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit komplexen Machtverhältnissen werden im *ersten Kapitel* die Diskussionen um Intersektionalität nachgezeichnet. Das Kapitel lässt sich in drei Themenbereiche unterteilen. Im ersten Themenblock werden der historische Entstehungskontext und die vielfältigen theoretischen Debatten um Intersektionalität dargestellt. Die Debatten um die Definition von Intersektionalität, die Anzahl der relevanten und deshalb analytisch zu berücksichtigenden Kategorien, die gesellschaftstheoretische Rückbindung sowie verschiedene Ansätze, wie Intersektionalität modellhaft konzipiert werden kann, werden dabei kritisch im Hinblick auf die ihnen inhärenten Herausforderungen

und ihre empirische Anwendbarkeit erörtert. Es wird sich zeigen, dass das Thema Intersektionalität zwar theoretisch breit diskutiert wird, empirische Studien im Verhältnis dazu jedoch wenig existieren. Neben den theoretischen Debatten werden empirische Forschungsarbeiten und -ansätze skizziert, die auf der Basis einer intersektionalen Perspektive erfolgen. Hierfür werden sowohl Studien einbezogen, die mit qualitativen Forschungszugängen arbeiten als auch solche, die auf quantitative Verfahren rekurren. Es wird deutlich werden, dass – analog zu den vielfältigen theoretischen Debatten zum Thema Intersektionalität – vielfältige methodische Zugänge zur Erforschung angewendet werden, die weder systematisch an den jeweiligen intersektionalen Zugang rückgebunden werden, noch ihre Auswahl theoretisch begründet wird. Daran anschließend werden deshalb methodologische Herausforderungen erörtert, die sich in der Forschungspraxis mit Intersektionalität zeigen, sowie erste Ansätze, diesen zu begegnen. Dies wird zum dritten thematischen Block des ersten Kapitels hinführen, der Leerstellen darstellen, bestehende Herausforderungen aufzeigen und Intersektionalität einer weiterführenden Kritik unterziehen wird. Dabei wird deutlich werden, dass Intersektionalität in seinen gegenwärtigen Konzeptionen der Idee, Machtverhältnisse in ihrer Komplexität (empirisch) analysierbar zu machen, nicht gerecht werden kann. Um diesem Desiderat zu begegnen, werde ich mich vor dem Hintergrund von Butlers Arbeiten mit der Basis von (intersektionalen) Kategorien beschäftigen, die im Weiteren der analytische Ausgangspunkt empirischer Studien zu komplexen Machtverhältnissen sein wird: mit Subjektivierungen.

Dies führt zum *zweiten Kapitel*, in dem ich Butlers Subjektkonzept darlegen werde, auf dem die weiteren Erörterungen beruhen. Um deutlich zu machen, vor welchem Hintergrund Butler ihren Subjektivierungsansatz entwickelt, werde ich im ersten Teil des Kapitels zunächst einen historischen Einblick in die Debatten um das Subjekt geben. Es wird deutlich werden, dass Subjektvorstellungen in ihrer jeweiligen Epoche verhaftet sind und sich im Kontext von historischen bzw. gesellschaftlichen Entwicklungen verändern. Deutlich werden wird ebenfalls, dass sich Subjektkonzepte in Ansätze unterteilen lassen, die auf einer Seins-Vorstellung basieren, gegenüber Konzepten, die sich auf eine Vorstellung des permanenten Werdens stützen. Dieses Vorgehen zielt darauf, die Lesenden dafür zu sensibilisieren, dass Subjektbegriffe historisch verortet sind und keine überhistorischen Entitäten darstellen. Butlers Arbeiten zum Subjekt, die als zeitgenössischer Ansatz und theoretische Basis im zweiten Teil des Kapitels ausführlich dargestellt werden, rekurren auf ein Subjekt des Werdens, »wobei ›das Subjekt‹ weniger eine abgegrenzte Substanz als vielmehr eine Reihe aktiver und transitiver Beziehungen ist« (Butler 2010: 137). Ausgehend von Butlers Ansätzen zu Macht, Diskursen, Normen, werden ihre subjektivierungsrelevanten Denkbewegungen dargestellt. So werden ihre Ansätze zu Sprache, zu Performativität wie auch Intelligibilität in Bezug zu ihrer Subjektvorstellung gesetzt. Ebenso wird aufgezeigt, dass die Konzepte der

Anerkennbarkeit und Handlungsfähigkeit bei Butler Effekte von Subjektivierungen sind. Ihre Überlegungen zum Körper und zum Geschlecht finden als Materialisierungen von Subjektivierungen Berücksichtigung. Mit diesem Herangehen wird deutlich werden, dass Subjekte nicht einfach etwas ›sind‹, was dann durch einen intersektionalen Zugang untersucht werden kann. Wird Butlers Subjektivierungskonzept konsequent gefolgt, verändert sich das ›Ich‹ ständig, allerdings nicht willkürlich und nicht ohne dass die vielfachen Subjektivierungen Spuren in den Körpern hinterlassen. Die Implikationen, die sich für das empirische Herangehen aus dem ›Werden‹ des Subjekts gegenüber dem ›Seienden‹ Subjekt ergeben, sind folglich deutlich verschieden. In knapper Form wird zudem auf ihre jüngeren Arbeiten in den Themenbereichen Prekarität, Verletzbarkeit und Betrauerbarkeit eingegangen. Am Ende des Kapitels wird aufgezeigt, welche Anschlussmöglichkeiten an Butler im Hinblick auf die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen bestehen.

Eine ausführliche Erörterung dessen erfolgt dann im *dritten Kapitel*. Auf der Grundlage von Butlers Subjektivierungsansatz werde ich Intersektionalität in vier Schritten in Subjektivierungsprozesse überführen und damit die Synthese der vorangegangenen Kapitel vollziehen. Ziel dieses Kapitels ist es, dabei eine Perspektivänderung zu vollziehen. Der Fokus verschiebt sich von Intersektionalität hin zu komplexen Subjektivierungen im butlerschen Sinne. Um diese Modifikation anzustoßen, wird im ersten Teil des Kapitels aufgezeigt, dass Butlers Subjekt-konzept das zusammendenkt, was in der Soziologie und in intersektionalen Ansätzen getrennt voneinander debattiert wird: Individuum und Strukturen. Butlers Subjektansatz sind sowohl Individuen als auch Strukturen inhärent, sie lassen sich in diesem nicht trennen. Ergänzend wird im zweiten Teil des Kapitels aufgezeigt, dass Subjektivierungen die zumeist unthematisierte Basis von Intersektionalität darstellen. Erst durch erfolgte Subjektivierungen wird es möglich, dass Kategorien relevant werden. Und erst dann wird es möglich, sie intersektional zu konzipieren und zu erforschen. Dabei stellt die von Butler als Merkmal von Subjektivierung beschriebene Performativität ein zentrales Charakteristikum dar, welches im dritten Abschnitt thematisiert wird. Subjektivierungen sind beständige Prozesse, die nicht einfach abgeschlossen sind. Dies erfordert in der empirischen Analyse aus dem Forschungssetting heraus prozesshaft-relational zu bestimmen, welche Subjektivierungen relevant sind und wie diese tatsächlich ausgestaltet sind. Das wird zum vierten Teil des Kapitels führen, in dem ich aufzeigen werde, dass Kategorien, wie sie in intersektionalen Ansätzen verwendet werden, als Teil von Subjektivierungen zu denken sind. In der Konsequenz bedeutet dies, sich von der Frage nach der Relevanz der Kategorien wegzubewegen und den Fokus stärker auf die mit den Kategorisierungen verbundenen Subjektivierungen zu richten, in denen Machtverhältnisse (re-)produziert werden, um eben diese Machtverhältnisse sichtbar und kritisierbar zu machen. Subjektivierungen im butlerschen Sinne sind jedoch

umfangreicher als das, was mit Intersektionalität thematisiert wird. In ihrem Subjektkonzept sind Diskurse wirkmächtig und müssen deshalb einbezogen werden. Es wird deutlich werden, dass es zur empirischen Erforschung von Machtverhältnissen einer Wegbewegung von intersektionalen Ansätzen bedarf. Stattdessen ist eine Hinbewegung zu Subjektivierungen notwendig, die in ihrer Komplexität erforscht werden müssen. Auf diese Weise lässt sich die empirische Umsetzbarkeit der Untersuchung komplexer Machtverhältnisse in überzeugender(-er) Weise einlösen. Mit der Verschiebung des Fokus erfolgt eine Präzisierung der verwendeten Begrifflichkeiten: Machtverhältnisse, die das Ausgangsinteresse dieser Arbeit darstellen, werden fortan als in komplexen Subjektivierungen impliziert charakterisiert.

An diese theoretischen Erkenntnisse anschließend, wird im *vierten Kapitel* Butlers *Ceuvre* unter dem Aspekt methodologischer Schlussfolgerungen diskutiert, die sie formuliert oder die sich aus ihren Arbeiten direkt ableiten lassen. Hierfür wird jedes ihrer subjektivierungsrelevanten Konzepte noch einmal aufgerufen und auf die diesem inhärenten methodologischen Folgerungen und Konsequenzen erörtert. Zu diesem Zweck werden neben Butlers Subjektbegriff Macht, Diskurse und Normen wieder aufgegriffen. Auch Sprache und Anreden, die bei Butler zentral sind, werden berücksichtigt. Ebenso werden die Performativität wie auch die Körper und das Geschlecht in die Schlüsse einbezogen. Anerkennbarkeit und Identität sowie Relationen und Differenzierungen, die Butler für die Subjektbildung als bedeutend erachtet, werden ebenfalls diskutiert. Als weniger relevant, wenn auch in diesem Kapitel ebenfalls erörtert, werden sich Butlers Denkbewegungen zum gesellschaftlichen Wandel erweisen. Am Ende des Kapitels erfolgt eine komprimierte Darstellung der Erkenntnisse im Hinblick auf die subjektivierungsrelevanten Konzepte Butlers. Es wird sich zeigen, dass Butler kaum konkrete Aussagen zur methodologischen Relevanz ihrer Denkbewegungen tätigt. Nur wenige Anhaltspunkte, wie sich Subjektivierungen empirisch untersuchen lassen, sind zu finden. Die Frage, wie komplexe Subjektivierungen empirisch erforscht werden können, bleibt am Ende des vierten Kapitels deshalb noch weitgehend offen.

Diese Erkenntnisse berücksichtigend, wird dann im *fünften Kapitel* eine Methodologie zur Analyse komplexer Subjektivierungen entwickelt, die zugleich methodische Hinweise für die Empirie liefert. Vor dem Hintergrund, dass komplexe Subjektivierungen ein vielschichtiges temporäres Geschehen sind, das sich sprachlich, performativ, physisch und psychisch vollzieht, wird eine methodologische Rahmung geschaffen, ein Baustein für die Forschungspraxis entfaltet. Um die Erscheinungen und Effekte der Subjektivierungen empirisch herausarbeiten zu können, werden die in den vorangegangenen Kapiteln separat diskutierten subjektivierungsrelevanten butlerschen Ansätze zu Konglomeraten verdichtet, die der empirischen Forschungspraxis gerecht werden. Dadurch entstehen fünf methodologische Ableitungen, mithilfe derer komplexe Subjektivierungen erforschbar werden:

In der ersten Ableitung wird das analytisch-methodische Herangehen an performative Anreden und Identitäten erörtert. Die zweite Ableitung nimmt Normen und Diskurse in den Blick. Damit fokussieren die ersten beiden methodologischen Schlussfolgerungen insbesondere sprachliche Aspekte. Die dritte Ableitung bindet dann Handlungen stärker ein, indem sie die Körper in ihrer Performativität einbezieht. Mit der vierten Ableitung, den nichtmenschlichen Elementen, wird Butlers Hinweis auf die hohe Bedeutsamkeit dieser für das menschliche Dasein umgesetzt. Diese werden im Hinblick auf ihre praktische Relevanz für die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen diskutiert. Mithilfe einer fünften Ableitung, die quasi quer zu den anderen Ableitungen liegt, wird auf der Basis der von Clarke (2012) entwickelten Situationsanalyse aufgezeigt, wie die gewonnenen Daten und Erkenntnisse systematisch aufeinander bezogen und ins Verhältnis gesetzt werden können. Subjektivierungen werden dann in ihrer gesamten Komplexität sichtbar und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse lassen sich aufzeigen. Abschließend wird die Reichweite des Ansatzes zur empirischen Erforschung komplexer Subjektivierungen diskutiert sowie Anschluss- und Weiterentwicklungsmöglichkeiten skizziert.

1. Intersektionalität: Ein Überblick

»Wir entdecken, daß der Begriff mit Vieldeutigkeit überladen ist, während sein Bezugsobjekt gleichzeitig im Innersten dunkel und an den Rändern ausgefranst ist.«
(Bauman 2005: 16)¹

Über Intersektionalität zu schreiben, stellt Forschende vor die Herausforderung, die überaus komplexen Debatten zu Wechselwirkungen von Kategorisierungen sozialer Ungleichheit und kultureller Differenzen in eine strukturierte, überschaubare Ordnung zu bringen. Um sich dem Stand der Debatten annähern zu können, gilt es, die Vielfalt der Debatten über Kategorisierungen (und ihre Wechselwirkungen) in Kategorien zu fassen, sie zu klassifizieren und damit Ein- und Ausschließungen vorzunehmen, denn »[j]ede Benennungshandlung teilt die Welt in zwei Teile: in Einheiten, die auf den Namen hören; und in alle übrigen, die dies nicht tun« (Bauman 2005: 13). Diese Aufgabe birgt eine gewisse Ironie, sie ist fast schon ein Widerspruch in sich, befasst sich Intersektionalität doch mit genau diesen Wirkungen von Kategorisierungen: mit Benennungspraxen, mit daran geknüpften Ein- und Ausschlüssen, mit der (machtvollen) Wirkung von »Namen« – und wird nun selbst diesem Prozess unterworfen. Das Schreiben über Intersektionalität erfordert allerdings zwingend, dem Thema eine Rahmung zu geben und die Lesenden auf diese Weise in es hinein und durch es hindurch zu führen – und dabei die Intersektionalitätsdebatten zu kategorisieren.

Dieses Kapitel stellt sich der Herausforderung in dem Bewusstsein, dass Kategorisieren und Klassifizieren stets mit der Möglichkeit einhergeht, das klassifizierte Objekt – in diesem Fall das jeweilige Statement zu Intersektionalität – mehr als nur einer Kategorie zuzuordnen, denn Kategorisierungen sind niemals so eindeutig wie sie scheinen mögen. Es handelt sich also um einen durch Ambivalenz gekennzeichneten Prozess, der – folgt man Bauman – »nur durch ein Benennen

1 Bauman bezieht sich hier auf den Begriff der Moderne. Wie im folgenden Kapitel deutlich werden wird, könnte er diese Aussage aber ebenso in Bezug auf Intersektionalität tätigen.

bekämpft werden [kann, M.B.], das noch genauer ist, und durch Klassen², die noch präziser definiert sind [...] und so noch mehr Gelegenheit für Mehrdeutigkeit schaffen« (Bauman 2005: 14). In diesem Sinne nimmt das folgende Kapitel ambivalente Klassifizierungen vor, mithilfe derer eine Orientierung in den komplexen Debatten um Intersektionalität möglich werden soll. Die Zuordnungen der verschiedenen Ansätze und Autor*innen zu den Teilkapiteln wie auch die thematische Schwerpunktsetzung könnte gewiss auch anders erfolgen und würde dann andere Ein- und Ausschlüsse erzeugen.

In die Debatten um Intersektionalität wird vor dem Hintergrund ihrer Entstehung(-en) eingeführt. Erörtert wird neben der historischen Verortung die Begriffsunschärfe von Intersektionalität. Darüber hinaus geht es um die Diskussionen über die relevanten Kategorisierungen und Analyseebenen, die Einbettung von Intersektionalität in Gesellschaftstheorien, um Modelle, wie sich die Wechselwirkungen konzipieren lassen, die methodische Umsetzung und methodologische Konzeption dessen wie auch um offene Herausforderungen. Dabei liegt der Fokus insbesondere auf den im deutschsprachigen Raum geführten Diskussionen.

1.1 Die Geburtsstunde der Intersektionalität – oder: Erste Konzeptionen komplexer Machtverhältnisse

Über die Entstehung der Idee der Konzeption komplexer Machtverhältnisse, die gegenwärtig vor allem unter dem Begriff Intersektionalität diskutiert wird, existieren unterschiedliche Auffassungen. »Die Frage, wann, wo, durch wen, weshalb und wie sich eigentlich die Intersektionalitätsforschung formiert hat, wird kontrovers diskutiert.« (Bührmann 2009: 31) Während die einen die Intersektionalitätsidee und die Vorläufer dieser gesellschafts- und machtkritischen Denkweise der US-amerikanischen Schwarzen Frauenbewegung und dem akademischen Schwarzen Feminismus zurechnen (vgl. Combahee River Collective 1977/1981; Anthias/Yuval-Davis 1983; Crenshaw 2010, Original: 1995; Brah 1996; Chebout 2011; Gutiérrez Rodríguez 2011), weisen andere Autor*innen auf ähnlich gelagerte Debatten im europäischen bzw. bundesdeutschen Diskurs hin, die sie ebenfalls als Vorläufer von Intersektionalität betrachten (vgl. Aulenbacher 2010; King 1992; Rommelspacher 2009; Walgenbach 2007).

Da eine Analyse, welches die »richtige« Geschichte von Intersektionalität ist, nicht das Ziel dieser Arbeit ist, werden im Folgenden die frühen Debatten über die Wechselwirkungen von Kategorisierungen sowohl für den US- als auch den europäischen bzw. bundesdeutschen Diskussionszusammenhang skizziert, ohne

2 Bauman leitet »Klassen« von Klassifizierungen ab, es handelt sich hier nicht um den soziologischen bzw. marxistischen Klassen-Begriff oder daran angelehnte.

zu bewerten, ob bzw. inwiefern es sich dabei um eine ›korrekte‹ Geschichtsschreibung handelt. Dabei geht es nicht um eine abschließende oder in Gänze vollständige Darstellung, die nachfolgende Skizze dient dem grundsätzlichen Verständnis dieses komplexen und vielschichtigen Themas.³

1.1.1 Erste Intersektionalitätsdebatten und -konzepte im US-amerikanischen Kontext

Mit ihrer berühmt gewordenen Frage »Ain't I a woman« fordert Sojourner Truth 1851 auf einer Frauenrechtskonferenz das Wahlrecht, das Schwarze Männer in den USA sich gerade erkämpfen, auch für Schwarze Frauen ein.⁴ Indem sie aufzeigt, dass der Ausschluss Schwarzer Frauen vom Wahlrecht auf einer Verbindung zwischen Rassismus und Sexismus basiert, zeigt sie bereits Mitte des 19. Jahrhunderts einen Zusammenhang zwischen den beiden Kategorisierungen auf (vgl. Crenshaw 2010: 42; Horsley 1999: 287; Davis 1982).

(Breiter) Rezipiert wird die Diskussion um diesen Zusammenhang erneut vor dem Hintergrund der Schwarzen Bürgerrechts- und Frauenbewegungen in den 1970er Jahren. Die (überwiegend) politischen Aktivistinnen sehen die Unterdrückungserfahrungen Schwarzer Frauen weder in den mehrheitlich von Weißen, heterosexuellen, nicht behinderten Feministinnen der Mittelschicht dominierten Frauenbewegungen noch in den vor allem von Schwarzen Männern angeführten Schwarzen Bürgerrechtsbewegungen berücksichtigt und dadurch ihre eigene Lebensrealität ausgeblendet (vgl. Davis 1982; Degele/Winker 2009: 11; Walgenbach 2007: 27f.; Lutz et al. 2010: 10). Um ihre spezifische Situation beschreiben zu können, verwenden sie – in Abgrenzung zu den Vereinnahmungstendenzen Weißer Feministinnen im universalistischen ›Wir-Frauen‹ – ›Schwarz‹ als Ausdruck zur

3 Ausführlichere Darstellungen bzw. Diskussionen der Entstehungsgeschichte finden sich bspw. bei Chebout 2011; Walgenbach 2007.

4 Indem sie die Stereotypisierungen Weißer Männer, die das Wahlrecht für Frauen mit dem Argument der Zartheit und Zerbrechlichkeit dieser ablehnten, als Ideologie entlarvte, konnte sie die Absurdität dieser Argumentation aufzeigen. Hierfür berichtete Truth in ihrer Rede über ihre harte physische Arbeit als Sklavin. Sie sagte: »Seht euch meinen Arm an! Ich habe gepflügt und gepflanzt und die Ernte in die Scheunen geschleppt, und kein Mann konnte mir darin etwas vormachen – und bin ich etwa keine Frau? Ich konnte so viel arbeiten und so viel essen – wenn ich soviel bekommen konnte – wie ein Mann, auch so viel mit der Peitsche ertragen! Und bin ich etwa keine Frau? Ich habe dreizehn Kinder geboren und musste zusehen, wie die meisten von ihnen als Sklaven verkauft wurden, und wenn ich mit der Trauer einer Mutter weinte, hat mich niemand außer Jesus erhört – und bin ich etwa keine Frau.« (Flexner 1975: 91, zit.n. Crenshaw 2010: 42) Sie wies damit einerseits die Beschreibungen von Frauen als zart und zerbrechlich, als stereotype Vorstellungen von Weißer Weiblichkeit zurück und forderte andererseits Weiße Feministinnen dazu auf, sich auch für die Rechte Schwarzer Frauen einzusetzen.

Beschreibung ihrer kollektiven politischen Identität (vgl. Lutz 1992: 79). Dabei geht es ihnen darum, die Unterschiede in den Unterdrückungsformen sichtbar zu machen.

Retrospektiv wird häufig das vom Combahee River Collective 1977 veröffentlichte »A Black Feminist Statement« als Gründungstext der Intersektionalitätsdebatte benannt (vgl. Aulenbacher 2010: 212; Walgenbach 2007: 27). Die Autorinnen des Kollektivs, die sich selbst als Schwarze, lesbische, sozialistische Feministinnen bezeichnen, plädieren in ihrer Erklärung vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen dafür, in Kategorien wie Geschlecht oder Rasse beschriebene Unterdrückungserfahrungen nicht nur in ihrer Spezifik, sondern auch in ihrem Ineinandergreifen zu analysieren: »[W]e are actively committed to struggling against racial, sexual, heterosexual, and class oppression, and see as our particular task the development of integrated analysis and practice based upon the fact that the major systems of oppression are interlocking. The synthesis of these oppressions creates the conditions of our lives.« (Combahee River Collective 1977/1981: 210)⁵ In der Folge entstehen vielfältige Ansätze, die den Gedanken der »interlocking oppressions« aufgreifen. So hat etwa Collins vorgeschlagen, im Hinblick auf die makrosoziologische Ebene von »interlocking structures of oppression« zu sprechen und den Begriff Intersektionalität ausschließlich für die Mikroebene zu verwenden (Collins 1991). Allerdings werden die Kategorisierungen zunächst noch nicht unbedingt als ineinandergreifend oder verschränkt gedacht, so werden bspw. Ansätze konzipiert, die von einer doppelten Unterdrückung durch Geschlecht und Rasse in einem additiven Sinne ausgehen (vgl. z.B. Beale 1979). Unter Berücksichtigung von Klasse als weiterer ungleichheitsgenerierender Kategorisierung entsteht – ebenfalls additiv gedacht – auch das Modell der Triple-Oppression, der dreifachen oder auch mehrfachen Unterdrückung (vgl. Combahee River Collective 1981, Original 1977).

Vor dem skizzierten Hintergrund der Debatten um additive Unterdrückungsmodelle und »interlocking oppressions« führt die US-amerikanische Juristin Kimberlé W. Crenshaw 1989 den Begriff der Intersektionalität ein und gilt damit als Namensgeberin dessen – und je nach Autor*in auch als Begründerin. Crenshaw debattiert in ihrem oft als Grundlagentext zitierten Aufsatz (dt. Übersetzung 1995) das US-amerikanische Antidiskriminierungsrecht und kommt zu dem Schluss, dass durch dieses die spezifische Situation Schwarzer Frauen nicht geschützt werden kann (vgl. Crenshaw 2010: 37, Original: 1989). Sie verdeutlicht dies an einem wichtigen Rechtspruch: Vor dem Hintergrund einer rezessionsbedingten Entlassungs-

5 Um die Notwendigkeit zu verdeutlichen, Rassismus und Sexismus gemeinsam zu analysieren, um Unterschiede in den Unterdrückungserfahrungen herausarbeiten zu können, führt das Combahee River Collective das Beispiel der von Weißen Männern gezielt an Schwarzen Frauen verübten Repressionen durch Vergewaltigung an. Hier werden beide Kategorisierungen simultan erfahren (vgl. Combahee River Collective 1981: 213, Original: 1977).

welle bei einem großen US-amerikanischen Unternehmen, das aufgrund der kurzen Betriebszugehörigkeit Schwarzer Frauen – die das Unternehmen anfänglich grundsätzlich nicht eingestellt hatte – diese entließ, diskutiert Crenshaw die richterliche Entscheidung, die Antidiskriminierungsklage der Schwarzen Frauen abzulehnen. Mit der Begründung, das Unternehmen beschäftige sowohl Schwarze Männer, sodass die Frauen nicht rassistisch diskriminiert würden, als auch Weiße Frauen, sodass auch Sexismus als Diskriminierungsgrund nicht in Frage käme, wies das Gericht die Klage ab (vgl. ebd.: 35ff.). Crenshaw schlussfolgert daraus: »Was sexistische und rassistische Diskriminierung ist und was nicht, hängt nach Auffassung der Rechtsprechung jeweils von den Erfahrungen weißer Frauen bzw. Schwarzer Männer ab.« (Crenshaw 2010: 37)⁶ Schwarze Frauen sind in dieser Logik nur geschützt, wenn ihre Erfahrungen mit denen einer der beiden Gruppen zusammenfallen (vgl. ebd.). Um dies zu veranschaulichen, führt die Autorin das Bild eines Unfalls an einer Straßenkreuzung an. Wird eine Schwarze Frau an einer Kreuzung verletzt, kann die Ursache sowohl sexistische als auch rassistische Diskriminierung sein, die sich dort kreuzen. Crenshaw führt damit den noch immer genutzten Begriff der »intersection«, der *Intersektionalität* ein, um die Komplexität der Diskriminierungen zu beschreiben (vgl. ebd.: 38). Ihre Metapher der Straßenkreuzung wird in den Debatten um komplexe Machtverhältnisse aufgegriffen, findet zunehmend Verbreitung, wird vielfach diskutiert und bis in die Gegenwart verwendet. »[D]ie Einsicht, dass sich Diskriminierungserfahrungen auch innerhalb einer Genusgruppe der Frauen deutlich voneinander unterscheiden können – und zwar nicht nur hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit, sondern auch bezogen auf die sie auslösenden Dynamiken« – erachtet Kerner als wichtigste theoretische Pointe Crenshaws (Kerner 2011: 186).

Bereits zu Beginn der Debatten werden erste Kritiken an den Modellen und Metaphern geäußert, mithilfe derer die Komplexität der Machtverhältnisse zu beschreiben versucht werden. So distanzieren sich Fenstermaker und West mit ihrem Ansatz von additiven oder multiplizierenden und geometrischen intersektionalen Ansätzen, die sie als wenig hilfreich betrachten (vgl. Fenstermaker/West 1995: 9). Bezug nehmend auf ihre früheren ethnomethodologischen Arbeiten konzipieren

6 Crenshaw führt in ihrer Argumentation noch weitere Fälle an, anhand derer sie das Thema Intersektionalität in der Rechtsprechung diskutiert. Sie kritisiert damit die dem Antidiskriminierungsrecht der USA zugrunde liegende Definition von Diskriminierung, die Schwarze Frauen zu sehr als Frauen oder zu sehr als Schwarz wahrnimmt. Das Antidiskriminierungsrecht behandelt alle einer Diskriminierungskategorie Zugerechneten gleich, kann dadurch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren jedoch nicht berücksichtigen. »Die vorherrschende Auffassung von Diskriminierung hat also eine sehr enge ›Zielgruppe‹; sie neigt dazu, all jene zu marginalisieren, deren Erfahrungen sich nicht innerhalb ihres penibel abgesteckten Gegenstandsbereichs beschreiben lassen.« (Crenshaw 2010: 41)

die Autorinnen Geschlecht, Rasse und Klasse als vergleichbare, differenz-erzeugende Mechanismen, die soziale Ungleichheiten in interaktiven Prozessen produzieren. Um diese analysieren zu können, plädieren sie dafür, den jeweiligen Kontext einzubeziehen, in dem Geschlecht, Rasse, Klasse als ungleichheitsgenerierende Kategorisierungen relevant sind (vgl. ebd.: 30). Auf diese Weise wird es möglich, zu untersuchen, wie Geschlecht, Rasse und Klasse in ihrer Spezifik zusammenwirken. Berücksichtigt werden sollten dabei die möglichen unterschiedlichen Wirkungen dieser. Für Fenstermaker und West ist die Debatte Mitte der 1990er Jahre erst am Anfang – womit sie Recht behalten sollten: »Gender, race and class are only three means (although certainly very powerful ones) of generating difference and dominance in social life. Much more must be done to distinguish other forms of inequality and their workings.« (Fenstermaker/West 1995: 33)

1.1.2 Erste Intersektionalitätsdebatten und -konzepte im europäischen und bundesdeutschen Kontext

In der deutschsprachigen Forschung ist die Debatte um Intersektionalität eng mit der Frauen- und Geschlechterforschung verbunden. Sie wurde und wird insbesondere von Wissenschaftler*innen aufgegriffen und geführt, die sich dort verorten. Bührmann konstatiert deshalb: »Während es um die Erforschung der Geschlechterdifferenzierung ruhiger wird, scheint die Debatte um die Weiterentwicklung der Geschlechter- zur Differenzierungsforschung, insbesondere aber die Diskussion über Intersektionalität geradezu zu explodieren.« (Bührmann 2009: 30) Die Idee von Intersektionalität, »unterschiedliche miteinander wirkende Kategorien der Ausgrenzung« gemeinsam zu denken und zu untersuchen, findet breiten Anklang (Adusei-Poku 2012: o.A.), denn »[d]as Geschlecht kommt selten allein« (Hajek/Kinzel 2009: o.A.).

Frühe Kritiken an den Frauenbewegungen hat u.a. Walgenbach für den bundesdeutschen Kontext herausgearbeitet. So zeigen etwa Frauen mit körperlichen Behinderungen, die sich selbst als Krüppelfrauen bezeichnen, ab Ende der 1970er Jahre Unterschiede in Sozialisationserfahrungen, Schönheitsidealen wie auch Geschlechterstereotypen auf, die Frauen mit Behinderungen als dritte Gruppe zwischen den Geschlechtern adressieren und ihnen die biologische Reproduktion aberkennen (vgl. Walgenbach 2007: 30f.). Ab den 1980er Jahren kritisieren Migrantinnen die häufig paternalistische Haltung deutscher Feministinnen und die Nichtbeachtung zentraler Themen für Migrantinnen, wie etwa rassistische Gewalt, Asylgesetzgebungen, die Umverteilung von Reproduktionsarbeiten an Migrantinnen (vgl. Walgenbach 2007: 33f.; Hess 2005; FeMigra 1998). Durch die Kritiken jüdischer Frauen erfolgte zudem eine Auseinandersetzung mit Dimensionen der (Mit-)Täterinnenschaft (vgl. Walgenbach 2007: 37; Thürmer-Rohr 2004). Allen Interventionen gemeinsam ist die Aufforderung zu einer dezidierten Sicht auf die Situati-

on ›der Frauen‹. Einige Autor*innen erachten die Ansätze marxistisch-feministischer Theoretikerinnen, Geschlechterverhältnisse im Kontext kapitalistischer Gesellschaftsverhältnisse zu analysieren, ebenfalls als Vorgeschichte von Intersektionalität (vgl. Lutz et al. 2010: 9).

Mit ihrem Ansatz der doppelten Vergesellschaftung greift Becker-Schmidt die von Beale Anfang der 1970er Jahre entwickelte Idee der doppelten Unterdrückung auf. Während Beale sich mit der doppelten Diskriminierungserfahrung Schwarzer Frauen befasst, als Schwarze und als Frauen, legt Becker-Schmidt ihren Fokus auf Geschlecht und Klasse (vgl. Becker-Schmidt 1987; Becker-Schmidt 2010; King 1992: 179). Becker-Schmidt arbeitet heraus, dass erwerbstätige Mütter doppelt orientiert bzw. doppelt vergesellschaftet werden: über ihre Erwerbsarbeit wie auch ihre häuslichen Tätigkeiten. Sie bezeichnet dies als äußere und innere Vergesellschaftung und hebt die dort erfolgende doppelte Diskriminierung hervor (vgl. Becker-Schmidt 2010: 66ff.). Aufgegriffen wird die Debatte auch von Meulenbelt, die sich mit dem Ineinandergreifen von Kapitalismus, Rassismus und Sexismus auseinandersetzt (vgl. Meulenbelt 1988). Ihre Arbeit gilt als wichtiger früher Ansatz innerhalb des europäischen Kontextes.

Etwas früher, jedoch innerhalb der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung nicht durchgängig zur Kenntnis genommen, entwickeln Anthias und Yuval-Davis ihren Ansatz. Das oben angeführte Modell der doppelten bzw. dreifachen Unterdrückung, das Schwarze Frauen als von Rassismus und Sexismus betroffen sieht und für viele Schwarze Frauen durch Klassenungleichheiten noch weiter verstärkt wird, wird im europäischen Raum u.a. von Anthias und Yuval-Davis kritisiert. »Race, gender and class cannot be tagged on to each other mechanically for, as concrete social relations, they are enmeshed in each other and the particular intersections involved produce specific effects.« (Anthias/Yuval-Davis 1983: 62f.) Unter Berücksichtigung marxistischer Ansätze zeigen sie mit Blick auf den Arbeitsmarkt und Reproduktionsbereich auf, dass Analysen berücksichtigen müssen, dass Kategorisierungen stets im Kontext der anderen existieren, »class, ethnic and gender, has to be waged in the context of the others« (ebd.: 73). Diesem Gedanken folgend, plädieren sie dafür, die geschlechtliche Arbeitsteilung in den Blick zu nehmen und dabei race, class und gender jeweils im Kontext der anderen Kategorisierungen zu analysieren (vgl. Anthias/Yuval-Davis 1983: 72f.).

Auch Schultz kritisiert die additiven theoretischen Modelle. An den vom Combahee River Collective (1981) formulierten Gedanken der »interlocking oppressions« anschließend, betont sie erneut, dass die Unterdrückung, die Women of Color erleben, keine zusätzliche, sondern eine andere Unterdrückung ist (vgl. Schultz 1990: 52). Im Hinblick auf die Weiße (deutsche) Frauenbewegung kritisiert sie besonders deren Bevormundungstendenzen und ihren Fokus auf Geschlecht ohne Berücksichtigung der Hautfarbe (vgl. ebd.: 53).

Kritisiert wird das Modell der dreifachen Unterdrückung ebenfalls von King. Sie weist darauf hin, dass additive Modelle, die Rassismus und Sexismus analog setzen, den Unterschied zwischen Schwarz-Sein und Frau-Sein an sich und eine-Schwarze-Frau-Sein nicht berücksichtigen und so die Spezifik der Situation nicht erfassen können (vgl. King 1992: 178). Zwar wird »[d]ie dreifache Unterdrückung durch Rassismus, Sexismus und Klassismus [...] inzwischen allgemein akzeptiert und als konzeptioneller Ansatz zur Analyse des Status von schwarzen Frauen verwendet«, dabei kann jedoch die Dynamik der vielfältigen Diskriminierungsformen mit den zumeist rein additiven Modellen nur unvollständig erfasst werden (ebd.: 179). King schlägt deshalb ein interaktives Modell vor, welches die sich verstärkenden Beziehungen zwischen den Unterdrückungsformen stärker berücksichtigen soll. Für sie ergibt sich deshalb die Formel »Rassismus multipliziert mit Sexismus multipliziert mit Klassismus« (King 1992: 180).⁷

Bedingt durch die sich allmählich entwickelnden Debatten lässt sich letztlich keine präzise Geburtsstunde von Intersektionalität ausmachen. Sowohl das Statement des Combahee River Collectives als auch der Aufsatz von Crenshaw können als Meilensteine der frühen Debatten um komplexe Machtverhältnisse betrachtet werden. Allerdings ist hier zu konstatieren, dass beide Ansätze vor dem Hintergrund bereits erfolgter oder laufender (politischer) Debatten die sich in diesen spiegeln, auf sie einwirken, von ihnen weiterentwickelt wurden, publiziert wurden. Die Rahmung für die Entstehungsgeschichte ist somit brüchig. Gemeinsam ist allen frühen Ansätzen, dass sie versuchen, theoretische Modelle für die unterschiedlichen Unterdrückungsformen zu entwickeln, mit denen sich die alltäglichen komplexen Machtverhältnisse in ihren Spezifika sichtbar und damit anerkenubar machen lassen, um Handlungsfähigkeit zu erlangen und die Verhältnisse zu verändern – ein Gedanke, der bis heute intersektionale Ansätze kennzeichnet. Es handelt sich daher eher um einen Prozess als um eine Geburtsstunde, mit vielfältigen, z.T. lange zurückliegenden Ursprüngen und Zugängen.

1.2 Intersektionalität definieren!?

Werden die frühen Debatten um die Komplexität von Machtverhältnissen betrachtet, zeichnet sich bereits ein Problem ab: Was genau ist gemeint, wenn von Intersektionalität die Rede ist? Wie lässt sich Intersektionalität definieren? Seit mittlerweile mehreren Jahrzehnten werden Debatten um die Definition wie auch die Inhalte, mit denen die Wechselwirkungen von Kategorien sozialer Ungleichheit

7 In ihrem Text geht King allerdings mitunter hinter ihr eigenes Modell zurück, wenn sie additiv von der doppelten Unterdrückung Schwarzer Frauen durch Rassismus und Sexismus spricht (vgl. King 1992: 185).

und kultureller Differenzen beschrieben werden sollen, in sehr heterogenen Ansätzen konzipiert und diskutiert. Erste Ansätze wurden im vorherigen Abschnitt vorgestellt, weitere Konzepte werden in Kapitel 1.5 ausgeführt. Darüber, wie Intersektionalität zu definieren ist, besteht Uneinigkeit.

Während frühe Definitionen im Anschluss an Crenshaw von *Schnittpunkten* und *Achsen der Benachteiligung* sprechen, die sich kreuzen (vgl. bspw. Fraser 2003: 80), verändert sich der Inhalt, der unter dem Label Intersektionalität verhandelt wird mit den voranschreitenden Debatten – und mit ihm auch das Vokabular. So sprechen Leiprecht und Lutz von »Differenzlinien [die, M.B.] wechselseitig zusammenspielen« (Leiprecht/Lutz 2005: 221) und greifen damit die durch Crenshaw geprägte Idee der Kreuzung, der *intersection* auf. Auch Rommelspacher definiert Intersektionalität als »Überschneidung – eine Metapher, die die Wechselwirkung zwischen zwei oder mehreren unterschiedlichen Kategorien symbolisieren soll«, mit denen verschiedene Machtdimensionen gemeint sind (Rommelspacher 2009: 81). Das Vorhandensein von Macht wird auch durch die AG Postkoloniale Migration(-en) und Antirassismus hervorgehoben, die Intersektionalität als »Verschränkung von unterschiedlichen Machtverhältnissen« bezeichnen und sie auch als »Mehrfachdiskriminierung« beschreiben, durch die wiederum neue Diskriminierungsformen und -mechanismen entstehen (AG Postkoloniale Migration[en] und Antirassismus 2014: 19). Hier wird somit einerseits Macht in ihren Verschränkungen thematisiert, zugleich aber auch auf den Begriff der Mehrfachdiskriminierung rekurriert, dem das Vorhandensein mehrerer (einzelner) Diskriminierungen inhärent ist, die nebeneinander existieren. Dieser steht der Idee der Verschränkung von Machtverhältnissen, aus denen neue Diskriminierungsformen hervorgehen, somit entgegen. Während Degele und Winker die Metapher der Linie oder Überkreuzung nicht (mehr) benutzen, sondern über »Unterdrückungen« schreiben, die in »verwobener Weise auftreten« (Degele/Winker 2007: 1), bezeichnet Kerner Intersektionalität als »das Zusammendenken verschiedener Formen von Ungleichheit« (Kerner 2011: 184). Für Hirschauer geht es Intersektionalität »um die Kumulation und Kombinatorik von Ungleichheit stiftenden Kategorien, die Individuen einer strukturellen Mehrfachpositionierung aussetzen.« (Hirschauer 2014: 175)

»In der Intersektionalitätsdebatte geht es nicht darum, einen Opferdiskurs zu führen«, wie Adusei-Poku schreibt, »ein Eindruck, der sich aufgrund der Fokussierung auf gesellschaftlich marginalisierte Positionen aufdrängen könnte. Vielmehr soll herausgestrichen werden, wie vielfältig und unterschiedlich die Faktoren sind, die zu Diskriminierung und Ausgrenzung von Menschen führen« (Adusei-Poku 2012: o.A.). Darüber hinaus muss bedacht werden, dass Macht- und Herrschaftsmechanismen aus unterschiedlichen historischen Genealogien und gesellschaftlichen Konstellationen hervorgebracht worden sind und in ihren Wirkungsweisen verschieden sind, wie Erel et al. schreiben (vgl. Erel et al. 2007: 239). Zugleich sollte der Ursprung von Intersektionalität, als von Schwarzen und diasporischen Femi-

nistinnen angetrieben, berücksichtigt werden, denen es um die Relationalität und Prozessualität gesellschaftlicher Verhältnisse ging, was in der deutschsprachigen Theoriebildung lange unterblieb, wie Gutiérrez Rodríguez kritisiert (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2011: 77). Es geht dabei weniger um die Anerkennung multipler Identitäten als mehr um die gewaltvollen Effekte von Differenzen, denen Subjekte ausgesetzt sind und die sie einem hegemonialen Innen gegenüberstellen.

Die genannten Definitionen weisen damit in indirekter Form auf Machtverhältnisse hin: Der Begriff der Unterdrückung impliziert einen Zusammenhang zu Macht(-verhältnissen) und legt den Fokus auf die von diesen Betroffenen. Der Begriff Ungleichheit rekurriert hingegen stärker darauf, dass Unterschiede existieren, was sowohl Benachteiligungen und Diskriminierungen als auch Bevorteilungen und Privilegien einschließt. Die »Verwobenheiten oder Überkreuzungen«, die analysiert werden sollen, greift auch Walgenbach auf, »indem der Fokus auf das *gleichzeitige Zusammenwirken* von sozialen Ungleichheiten gelegt wird« (Walgenbach 2012a: 81, Herv. i.O.). Für Castro Varela und Dhawan bezeichnet Intersektionalität deshalb »ein dynamisches Modell, welches versucht, die unterschiedlichen Formen von Zugehörigkeiten und Machtsystemen in ihren Bedeutungen füreinander verstehbar zu machen« (Castro Varela/Dhawan 2006: 104).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass unter der Bezeichnung Intersektionalität so heterogene Begriffe wie Differenzlinien, Überschneidungen, Überkreuzungen, Machtverhältnisse, Wechselwirkungen, Verwobenheit, gleichzeitiges Zusammenwirken, Ungleichheit und Unterdrückung zu finden sind, um einige zuvor zitierte zu nennen. Von einer (annähernd) einheitlichen Begriffsbestimmung kann daher keine Rede sein. Dabei gehen die meisten Definitionen »von einer grundsätzlichen Verwobenheit verschiedener Kategorien sozialer Differenzierung und Hierarchisierung aus« und begreifen »diese als materialisierte Konstruktionen, die sich wechselseitig beeinflussen und konstituieren« (Ganz 2012: 128). Weitgehend Einigkeit besteht darin, dass die Kategorisierungen Ethnizität, Geschlecht und Klasse (oder aus dem US-Diskurs *race, class, gender*) in jedem Fall berücksichtigt werden sollten (vgl. Kap. 1.3). Die durch das Thema Intersektionalität gekennzeichneten Theorie- wie auch Empirieansätze zeichnen sich neben den uneinheitlichen Definitionen, die sie zugrunde legen, durch ihre unterschiedlichen (gesellschafts-)theoretischen Zugänge und interdisziplinären Perspektiven aus, was im Folgenden noch deutlich werden wird. Zwar handelt es sich um einen vorwiegend in den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften diskutierten Ansatz, der jedoch auch an viele andere Disziplinen anschlussfähig ist.⁸ Es existiert folglich keine ein-

8 Intersektionalität wird mittlerweile in diversen Fachdisziplinen berücksichtigt. Neben »klassischen« Fächern wie der Soziologie (vgl. z.B. Degele/Winker 2009), der Sozialpsychologie (vgl. z.B. Knapp 2008b; Knapp 2012b), der Erziehungswissenschaft (vgl. exempl. Lutz 2001; Budde 2013) und der Politikwissenschaft (vgl. z.B. Lorey 2008; Sauer/Wöhl 2008), werden

heitliche theoretische ›Schule‹, von der her Intersektionalität gedacht wird. »Der Begriff benennt, dass das Subjekt durch unterschiedliche gesellschaftliche Verhältnisse strukturiert wird, ohne jedoch deren unterschiedliche Wirkungsweisen, über die asymmetrische Machtbeziehungen hervorgebracht werden, in den Blick zu bekommen.« (Erel et al. 2007: 245) Erel et al. erachten eine gesellschaftskritische Analyse als Basis, »um die Wirkungsweise, Relationalität und Interdependenzen im Beziehungsgeflecht von Macht und Herrschaft zu verstehen« (ebd.: 245). Debattiert wird dabei, welche Analyseebenen einbezogen werden sollten, denn es ist unklar, »ob Intersektionalität auf die Interpretation individueller Erfahrungen beschränkt bleiben sollte, ob der Ansatz zur Theoriebildung über Identität dienen soll – oder ob Intersektionalität als Merkmal sozialer Strukturen und kultureller Diskurse aufgefasst werden sollte« (Davis 2010: 55). Kerchner kommt deshalb zu dem Schluss, dass je nach erkenntnistheoretischem Standpunkt unterschiedliche Begriffe, wie auch verschiedene theoretische Prämissen, den Gegenstand, die Intersektion, wie sie schreibt, in unterschiedlicher Weise erklären können (vgl. Kerchner 2011: 146).

Intersektionalität zu definieren lässt sich daher als eine gegenwärtig in jeder Arbeit erneut zu leistende Aufgabe bestimmen, die der eigenen Forschung einen Rahmen gibt, aber auch die Möglichkeiten und Grenzen dieser absteckt, indem einige Aspekte der Debatten aufgegriffen und andere verworfen werden. Im Rahmen dieser Arbeit wird mit dem Begriff Intersektionalität *die Komplexität von Machtverhältnissen, die sich wechselseitig beeinflussen*, gefasst. Damit liegt der Fokus zunächst nicht direkt auf Kategorisierungen, wie bspw. Geschlecht, sondern auf relationalen Verhältnissen, die von Macht durchdrungen sind und die es in ihrer Komplexität zu erfassen gilt. Diese Verhältnisse können auf unterschiedlichen Ebenen verortet sein, gesellschaftlich, institutionell wie auch in den Beziehungen der Individuen untereinander. Zentral sind dabei die Relationen, über die Machtverhältnisse erst ihre Wirkung generieren. Ich wähle bewusst diese weite Definition, die es mir im weiteren Verlauf der Arbeit ermöglichen wird, Intersektionalität produktiv zu ›subjektivieren‹ und methodologisch zu verorten. Im Kontext dessen wird deutlich werden, dass sich komplexe *Machtverhältnisse* nicht einfach empirisch analysieren lassen. Foucaults Machtverständnis folgend, der Macht als Name für eine komplexe strategische Situation in einer Gesellschaft beschreibt, die sich etwa in Institutionen, Gesetzgebungen oder auch in gesellschaftlichen Hegemonien zeigt, gehe ich davon aus, dass sich Macht nicht in einer direkten Weise erheben lässt (vgl. Foucault 1977: 113f., zit.n. Sarasin 2005: 151). Sie tritt vielmehr indirekt auf, in Normen

Intersektionalitätsansätze unter anderem auch in der Ethnologie (vgl. z.B. Hess et al. 2011), der Sozialen Arbeit (vgl. z.B. Riegel 2012; Eppstein/Kiesel 2012), den Disability Studies (vgl. z.B. Waldschmidt 2014), der Diskursforschung (vgl. z.B. Bührmann 2009), der Postkolonialen Theorie (vgl. z.B. Castro Varela/Dhawan 2006; Cutiérrez Rodríguez 2011) wie auch in interdisziplinären Zusammenschlüssen (vgl. z.B. Bath et al. 2013) verwendet.

und Diskursen, in Kategorien, in performativen Akten, die mit Butler als Formen von Subjektivierungen zu verstehen sind (vgl. Kap. 2.2). Zunächst werde ich jedoch noch tiefer in die Debatten um Intersektionalität einsteigen und die Verdienste wie auch Herausforderungen dieses Ansatzes aufzeigen, um an späterer Stelle Intersektionalität dann dezidiert mit Butlers Subjektivierungsansatz umarbeiten zu können.

1.3 Eins, zwei, drei, ganz viele? Debatten zur Anzahl der relevanten Kategorisierungen

Die Diskussion um die relevanten Kategorisierungen wird an vielerlei Stellen geführt. Bereits in den frühen Debatten zu Intersektionalität wird die Frage der als relevant zu berücksichtigenden Kategorien und deren Gewichtung bzw. Relation zueinander gestellt: Welche Kategorisierungen sollen oder müssen mitgedacht werden? Rasse und Geschlecht? Klasse? Wer entscheidet, welche Kategorien als bedeutsam anerkannt werden und welche außen vor bleiben, zu »spielerischen Differenzen« werden, wie Haraway (1995: 48) und Klinger (2003: 26) schreiben? Welche Ein- und Ausschlüsse gehen damit einher und welche Rahmungen werden vorgenommen?

Vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit den frühen intersektionalen Ansätzen, wie etwa dem oben angeführten Statement des Combahee River Collectives, der triple-oppression-theory, Crenshaws Metapher oder auch Anthias und Yuval-Davis Ansatz, zeigt sich, dass insbesondere race, class und gender als relevante Kategorisierungen diskutiert und konzipiert werden (vgl. auch Kap. 1.5). Für Klinger und Knapp rekurriert diese oft genannte Trias von race, class, gender in hohem Maße auf die Sozialstruktur ihres Entstehungskontextes USA (vgl. Klinger/Knapp 2007: 21). Hirschauer führt die Trias der Kategorien auf die historisch-kontingente Formierung dreier sozialer Bewegungen zurück, die von der Forschung aufgegriffen werden (vgl. Hirschauer 2014: 176). Grundsätzlich debattiert wird in diesem Kontext auch, ob es sich bei den Kategorisierungen um Strukturkategorien handelt, die systematisch mit gesellschaftlichen Ungleichheiten verbunden sind, oder um Differenzkategorien im Sinne vielfältiger Unterscheidungen zwischen Menschen und Gruppen, die zu Diskriminierungen führen können (vgl. Lenz 2010: 159). In empirischen Studien werden häufig zwei der drei Kategorien aufgegriffen, wie dies bspw. Becker-Schmidt (1987), Frerichs (1997) und Gottschall (2000) für das Zusammenwirken von Geschlecht und Klasse im deutschsprachigen Kontext untersuchen. Gutiérrez Rodríguez (1999) und Dietrich (2007) erforschen den Zusammenhang von Rasse und Geschlecht.

Im deutschsprachigen Kontext hat sich Lutz gemeinsam mit verschiedenen anderen Wissenschaftler*innen sehr ausführlich damit auseinandergesetzt, welche

Kategorien als relevant für Debatten und Analysen gelten sollten. In ihren frühen Arbeiten zu Intersektionalität zeichnet sie auf der Basis von Gruppendiskussionen die Relevanz verschiedenster Differenzlinien nach, die zur Selbst- und Fremdpositionierung genutzt werden. Dabei arbeitet sie heraus, dass je nach Fragestellung sehr viel mehr Differenzkategorien als race, class und gender einbezogen werden müssen. »Race, Class & Gender« werden damit eher zur Metapher eines multiplen Differenzierungsprozesses, der in jeder adäquaten Analyse zu berücksichtigen ist, denn zu einem »Dreisprung«.« (Lutz 2001: 228) Konkretisiert wird dieser Gedanke von ihr gemeinsam mit Wenning. Die Autor*innen legen 2001 eine Übersicht über 13, aus ihrer Sicht relevante, bipolare Differenzlinien vor, die zum Teil komplementär angelegt sind und hierarchisch-normalisierend im Sinne von Grunddualismen wirken. Die von Lutz und Wenning beschriebenen Differenzlinien umfassen Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, Rasse/Hautfarbe, Nation/Staat, Klasse, Kultur, Gesundheit, Alter, Sesshaftigkeit/Herkunft, Besitz, Nord-Süd/Ost-West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand (vgl. Lutz/Wenning 2001: 20). Sie erachten diese von ihnen genannten Differenzlinien als Ergebnis sozialer Konstruktionen und charakteristisch für moderne Gesellschaften. Ihre Relevanz variiert jedoch kontextabhängig. Gemeinsam mit Krüger-Potratz erweitert Lutz die als bedeutsam erachteten Differenzen, die als Spannungsverhältnis zu fassen, zu theoretisieren und in ihren Wirkungen aufeinander untersucht werden sollten, auf 15 (vgl. Krüger-Potratz/Lutz 2002: 89). Daran anknüpfend differenzieren sie und Leiprecht zwischen dominanten und dominierten Positionen, die sich zu ergänzen scheinen, jedoch hierarchisch angelegt sind und in ihren Verschränkungen betrachtet werden müssen (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 218f.).⁹ Mit ihrem als heuristisch zu verstehenden Modell der Analyse kategorien wollen sie die Grunddualismen aufzeigen, die hierarchische Beziehungen erzeugen. Für die Kategorien Rasse/Ethnizität, Geschlecht und Klasse betonen sie, deren Vielschichtigkeit zu berücksichtigen. So sind alle drei Kategorien gesellschaftliche Makrofaktoren, soziale Platzanweiser, Resultat von Macht- und Verteilungskämpfen, Legitimierung von Ausbeutung und Marginalisierung, soziale Konstruktionen, die kontinuierlich reproduziert werden, sowie Identifikationsmerkmale (vgl. ebd.: 222). Sie betonen darüber hinaus, dass weitere Theorieelemente hinzukommen müssen, die besondere Spezifika berücksichtigen, und dass von keiner Differenzlinie die Exklusivi-

9 Im Vergleich zu den 2001 von Lutz und Wenning benannten 13 Differenzlinien werden die Kategorien um Religion und Sprache erweitert. Sozialstatus und Behinderung werden bei den bereits vorhandenen Kategorien Klasse bzw. Gesundheit ergänzt und der Begriff Alter wird durch den Begriff Generation ersetzt. Damit erachten sie folgende Differenzen als relevant und in der Erziehungswissenschaft zu diskutieren: Geschlecht, Sexualität, Rasse/Hautfarbe, Ethnizität, Nation/Staat, Klasse/Sozialstatus, Religion, Sprache, Kultur, Gesundheit/Behinderung, Generation, Sesshaftigkeit/Herkunft, Besitz, Nord-Süd/Ost-West, Gesellschaftlicher Entwicklungsstand (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 220).

tät dieser behautet werden kann (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 223). Den Autor*innen kommt in Bezug auf die Debatten um Intersektionalität sicherlich das Verdienst zu, den Blick auf differenz erzeugende Kategorisierungen erweitert zu haben. Wie sich ein Ansatz, der 13 oder 15 Differenzkategorien berücksichtigt, empirisch umsetzen lässt, ist allerdings noch offen. Erste Zugänge hierzu werden in Kapitel 1.7 skizziert. Weber merkt zu dieser Schwierigkeit an: »Nicht alle Dimensionen sozialer Ungleichheit werden per se in allen Interaktionen aufgerufen, sondern sie sind in situative, institutionelle und strukturelle Kontexte eingebettet, auf der Ebene sozialer Interaktionen setzen die AkteurInnen sie kontextgebunden als Ressource für Hierarchisierungen ein.« (Weber 2009: 75) Für Knapp ist die Frage danach, wie viele und welche Kategorien berücksichtigt werden sollten, letztlich unbeantwortbar (vgl. Knapp 2013: 347).

Einen anderen Ansatz verfolgt Young, die fünf Unterdrückungsformen jenseits der »klassischen« Kategorisierungen beschreibt: Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt (vgl. Young 1996: 100f.). Diese werden mittels patriarchaler und rassistischer Mechanismen in Vergesellschaftungsprozessen kollektiv vermittelt. Young legt ihren Fokus damit stärker auf gesellschaftliche Verhältnisse und weniger auf Identitätskategorien, die sie als immer im Plural auftretend erachtet.

Neben den Debatten darüber, welches die relevanten Kategorisierungen sind, werden immer wieder auch Kritiken an den Kategorien als solchen bzw. der Auswahl dieser geäußert. Indem bestimmte Kategorien als macht- und ungleichheitsgenerierend erachtet werden, wird nicht berücksichtigten Kategorien (implizit) die Relevanz abgesprochen. Damit einher gehen folgenreiche Ein- und Ausschlüsse: Formen der Diskriminierung und/oder Privilegierung werden von vornherein sichtbar bzw. im Falle der Nicht-Berücksichtigung unsichtbar gemacht. Analysen entgehen dann unter Umständen zentrale macht- und ungleichheitsgenerierende Faktoren, die im Vorfeld nicht als solche erachtet wurden. Die Argumentationen verlaufen dabei z.T. gegensätzlich. Während auf der einen Seite bspw. Erel et al. konstatieren, dass noch immer zu wenige Kategorisierungen berücksichtigt werden und Intersektionalität »hier Gefahr [läuft, M.B.] zu einem Modebegriff zu werden, der die Definitionsmacht einiger über andere unterschreibt und diskursive und materielle Umverteilungen verhindert« (Erel et al. 2007: 244), stellt auf der anderen Seite Lorey trotz der Erweiterung der Analyseperspektiven durch die transformierten Kategorien das Festhalten an den großen grundlegenden Kategorien fest (vgl. Lorey 2011: 206). Obwohl Kategorien stets kontingent sind, werden diese als grundlegende Analyseperspektive nicht hinterfragt und stattdessen erneut »eine starre, widerspruchsfreie Festschreibung entlang meist binärer Ordnungssche-

mata in Kauf genommen« (Lorey 2008: 139).¹⁰ Dieser Einsicht folgend, kritisiert sie: »[A]uch die Vervielfältigung von fundamentalen Kategorisierungen ist nicht in der Lage, der Reproduktion und Stabilisierung bestehender Herrschaftsverhältnisse zu *entgehen*.« (Lorey 2011: 211, Herv. i.O.) Intersektionale Kategorien deutet Lorey als Herrschaftsgeste, als Überblicksversuch über Unübersichtliches aus einer Weißen, okzidental Perspektive, die binär strukturiert, festlegt und rastert (vgl. Lorey 2008: 142). Um Herrschaftsverhältnisse kritisch im Hinblick auf ihre (Re-)Produktion untersuchen zu können, sollte eine Abwendung von den grundlegenden Kategorien erfolgen und stattdessen danach gefragt werden, was den Kategorien entgeht, was sie immer wieder scheitern lässt (vgl. ebd.: 135; Lorey 2011: 205). Lorey kritisiert die Intersektionalitätsforschung außerdem für ihren in Teilen vorherrschenden starken Fokus auf Identitäten. Sie erinnert daran, dass es sich dabei um kontingente Konstruktionen handelt, die sich nicht definieren und festschreiben lassen (vgl. Lorey 2011: 211).

Walgenbach, Dietze, Hornscheidt und Palm thematisieren zudem die Herausforderungen, die durch die Benutzung von Kategorisierungen entstehen: »Welche Kategorien werden definiert und welche bleiben unerwähnt? [...] Welche Kategorien werden zuerst definiert? Welcher Kontext legt welche Kategorien als ›dominant‹ und welche als ›marginal‹ nahe?« (Walgenbach et al. 2007: 15) Sie fragen überdies danach, ob Kategorien »überhaupt für sich definiert werden [können, M.B.], oder müssen sie nicht schon im Definitionsprozess intersektional bzw. interdependent perspektiviert werden?« (ebd.). Außerdem werfen sie die Frage danach auf, ob »Definitionen nicht immer auch ein jeweilig ›konstitutives Außen‹ [benötigen, M.B.] und produzieren insofern durch die Arbeit des Definierens selbst unerwünschte Ausgrenzungen?« (ebd.). Für Walgenbach sind damit verbunden auch historische, geografische, politische und kulturelle Faktoren, wie auch bestimmte Forschungsinteressen, Theorien oder politische Ansätze als Einflussgrößen auf die Auswahl und/oder Gewichtung von Kategorien zu berücksichtigen (vgl. Walgenbach 2011: 119).

Für Erel et al. geht mit dem Intersektionalitätsansatz die Gefahr einher, nicht mehr Machtverhältnisse, die je spezifische Unterdrückungs- wie auch Widerstandsformen hervorbringen, zu untersuchen und zu konzeptualisieren, sondern lediglich Differenzen aufzulisten (vgl. Erel et al. 2007: 245). Auch Purtschert und Meyer, die sich kritisch mit der Analysebeschränkung auf die drei Ungleichheitskategorien race, class, gender auseinandersetzen, erinnern daran, »dass Kategorien nicht einfach gegeben sind, sondern dass sie umstrittene Effekte von

10 Lorey sieht feministische Theorien – zu denen sich Intersektionalität aufgrund seiner historischen Entstehung zählen lässt – als noch immer von dem »Wunsch nach stetig umfassenderen, inkludierenderen, grundlegenden Kategorisierungen« gekennzeichnet (Lorey 2011: 209).

Macht im Wechselspiel von Herrschaft, Kritik und Wissensgenese darstellen« (Purtschert/Meyer 2010: 131). Sie regen an, nicht die Kategorien zu begrenzen, sondern die Macht zu reflektieren, welche bei der Auswahl der Kategorien zum Tragen kommt (vgl. ebd.: 131). Dabei sollten intersektionale Ansätze selbstkritisch nach den theoretischen Ausschlüssen fragen, die sie produzieren.

Eine weitere Herausforderung, die sich aus der Berücksichtigung vielfältiger potenziell relevanter Kategorien ergibt, ist die Fülle an Lebenslagen, die dadurch theoretisch wie auch analytisch sichtbar wird. Sie stellt Forschende vor die Aufgabe, diese in ihren Überkreuzungen, Durchdringungen oder Verschränkungen – je nach zugrunde gelegtem Intersektionalitätsansatz – auch empirisch zu untersuchen. Dies führt zu einer erhöhten Komplexität in Erhebung und Auswertung.

Anhand der skizzierten Kritiken wird exemplarisch deutlich, dass innerhalb der Intersektionalitätsdebatten keineswegs Einigkeit über den ›richtigen‹ Zugang zu und Umgang mit der Thematik besteht. Werden Kategorisierungen als Machtverhältnisse oder als Differenzen konzipiert? Was bedeutet dies jeweils in der Konsequenz für die eigene Arbeit? Soll die Anzahl der Kategorien beschränkt werden oder muss gar der Blick auf das gerichtet werden, was mit den Kategorien nicht erfasst werden kann und damit ausgeschlossen wird? Diese Fragen nach der theoretischen Konzeption sind innerhalb des Themenfeldes Intersektionalität nach wie vor offen (vgl. Ganz 2012: 130). Zwar scheinen sich stark prägende Strukturgeberkategorien abzuzeichnen, wie Kerner formuliert, dies bedeutet jedoch noch nicht, »dass den weniger stark prägenden Strukturgebern nicht auch eine große Bedeutung zukommen kann« (Kerner 2011: 191). Kerner weist darauf hin, »dass es vielmehr von den je eigenen Forschungsinteressen und theoretischen Grundüberzeugungen abhängt, welche Kategorie oder auch welches Set an Kategorien an den Anfang eines intersektionalitätsanalytischen Projekts gestellt werden sollte« (ebd.: 191). Dabei ist die »Annahme von Kategorien [...] in Theoretisierungen zu Interdependenz oder Intersektionalität die unhinterfragte Grundlage der Untersuchung ihrer Komplexität und Bedingtheit« (Hornscheidt 2007: 72). Viele Autor*innen verorten sich in ihren Arbeiten deshalb zunächst innerhalb der Debatten um Intersektionalität – sie rahmen ihre Arbeit – und zeigen auf, welche Kategorisierungen sie vor welchem theoretischen Zugang untersuchen, ob es eine, zwei, drei oder ganz viele sein werden.

1.4 Zwischen Struktur und Interaktion: Zur gesellschaftstheoretischen Rückbindung von Intersektionalität

Neben den Ansätzen, deren Fokus insbesondere auf die Anzahl und die Frage gerichtet ist, welches die relevanten Analysekategorien sein sollten, existieren ebenfalls Zugänge, die sich stärker mit der gesellschaftstheoretischen Verortung bzw.

der Rückbindung von Intersektionalität an gesellschaftstheoretische Modelle befassen.¹¹ Sie wirken damit Kritiken entgegen, wie sie bspw. von Lorey geäußert werden. Diese moniert, dass zahlreiche Ansätze zu Intersektionalität ihr gesellschaftskritisches Verständnis nur unpräzise oder implizit benennen (vgl. Lorey 2008: 133). So differenziert etwa Lenz zwischen vier Ebenen, auf denen sie die Ansätze von Intersektionalität verortet: Intersektionalität als Grundlage der Identitätsbildung, als sozialstrukturelle Ungleichheit, als politische Diskurse und Kämpfe sowie als kulturelle Repräsentation von Ungleichheiten und Differenzen (vgl. Lenz 2010: 160ff.). Eine explizite gesellschaftstheoretische Verortung bleibt jedoch aus. Intersektionalitätstheorien werden zudem bisher überwiegend verwendet, um Untersuchungen auf der Mikro- oder Mesoebene durchzuführen (vgl. Garske 2013: 247). Im Folgenden werden deshalb einige Ansätze vorgestellt, die Intersektionalität an verschiedene gesellschaftstheoretische Modelle oder Zugänge, an unterschiedliche ›Schulen‹ rückbinden.

Im deutschsprachigen Kontext hat Gutiérrez Rodríguez schon früh einen gesellschaftstheoretisch rückgebundenen Ansatz vorgelegt. Mit Bezug auf die Theorie der (kritischen) Dekonstruktion von Derrida bzw. Spivak plädiert sie dafür, den jeweiligen historischen Kontext in eine Analyse einzubeziehen. Es geht ihr darum, herausarbeiten zu können, wie Binaritäten als Gegensätze verstanden und in welchen Herrschaftsdynamiken sie produziert und reproduziert werden (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996: 163). Wissen wird stets innerhalb institutioneller Benennungspraktiken erzeugt, sodass gefragt werden muss, »wer redet, von wo aus und für wen?« (ebd.: 170). Soziale Kategorien – sie nutzt Geschlecht als Beispiel – können keine universellen Aussagen treffen, vielmehr gelten sie für jene, die sich über sie repräsentiert fühlen (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996: 166f.). Mithilfe der kritischen Dekonstruktion sieht sie die Möglichkeit, die Komplexität der Verhältnisse zu analysieren: »Über die kritische Dekonstruktion können wir auf die Verwobenheit der angewendeten Paradigmen, der eingenommenen Perspektive und der formulierten Aussagen in einem sozialen und historischen Raum aufmerksam machen, deren Dynamiken sichtbar machen und auf mögliche Wirkungen dieser hinweisen«, und sie schreibt weiter, »Dekonstruktion ermöglicht somit die Verortung und Kontextualisierung von Aussagen über deren Einbindung in Ein- und Ausgrenzungs-

11 Die hier angeführten Ansätze könnten ebenso im nachfolgenden Abschnitt zu den unterschiedlichen Modellen stehen. Sie werden in diesem Abschnitt verhandelt, da sie insbesondere einen gesellschaftstheoretischen Bezug aufweisen. Dies soll ihre konkreten Modelle zur Erfassung von Intersektionalität jedoch nicht schmälern. Die Unschärfe, die mit der Unterteilung zwischen den Modellen und der gesellschaftstheoretischen Rückbindung einhergeht, wird an dieser Stelle in Kauf genommen, um exemplarisch die verschiedenen Positionen verdeutlichen zu können, nicht aber um die Ansätze abschließend einzuordnen. Hier zeigt sich in sehr deutlicher Weise die eingangs skizzierte Ambivalenz der Kategorisierung der Ansätze.

mechanismen sowie das Aufspüren ihres Funktionierens in Herrschaftsverhältnissen« (ebd.: 185). Dabei erachtet sie die Verdeutlichung der eigenen Situiertheit, der eigenen perspektivischen Sicht, und die Berücksichtigung der politischen und historischen Verortung als zentral. Weiter ausgearbeitet hat sie ihren Ansatz in den 2010er Jahren. Gutiérrez Rodríguez knüpft nun an Puars Assamblage-Konzept an, um der »Emergenz, Fluidität und Kontingenz, die der temporären Überlappung unterschiedlicher Elemente und Segmente entspringen«, gerecht zu werden (Gutiérrez Rodríguez 2011: 96). Dabei betont sie, dass eine gesellschaftskritische Analyse zentral ist, um die Wirkungsweisen, Relationalität und Interdependenz von Macht und Herrschaft zu verstehen. »Eine solche Perspektive erfordert eine historische und gesellschaftliche Kontextualisierung der Diskurse, um sie in Relation zu ihrer geopolitischen Emergenz und ihren epistemologischen Prämissen setzen zu können.« (Ebd.: 97f.) Neue Begriffe entstehen stets vor einem spezifischen historischen und gesellschaftlichen Rahmen. Werden sie rezipiert, so geschieht dies häufig in einer ahistorischen Sichtweise. Gutiérrez Rodríguez plädiert deshalb dafür, eine Verbindung zwischen der Wissensproduktion und ihren (historischen) Bedingungen herzustellen, »[u]m soziale Tatsachen erfassen zu können, benötigen wir eine Theorie von Gesellschaft, die die sozialen Zusammenhänge als Widersprüche denkt« (Gutiérrez Rodríguez 2011: 100).

Aus dem US-amerikanischen Kontext stammend sind in diesem Zusammenhang auch Fenstermaker und West zu nennen, deren Ansatz auf der Ethnomethodologie¹² basiert. Ihr Interesse gilt – der Ethnomethodologie folgend – insbesondere den Konstruktionsprozessen, durch die soziale Ungleichheit entsteht. Fenstermaker und West gehen davon aus, dass »die ständige *Hervorbringung* von Ethnie, Klasse und Geschlecht [...] den Kern sozialer Ungleichheit bildet« (Fenstermaker/West 2001: 240, Herv. i.O.) und diese ihre konkrete Bedeutung erst durch soziale Interaktionen erhalten und damit je nach Kontext variieren können. Damit wird soziale Ungleichheit durch aktives Tun erzeugt, durch *Doing Difference*, wenngleich diese strukturbildenden Handlungen vor dem Hintergrund bereits bestehender Strukturen erfolgen. Fenstermaker und West sprechen hier von einem Wechselspiel situativen Handelns und sozialer Strukturen (vgl. ebd.: 242). Sie greifen ineinander, können ihre Wirkung allerdings erst in den Interaktionen relational entfalten, welche stets von normativen Erwartungen im Hinblick auf ein angemessenes und verständliches Handeln geprägt und durch Selbst- und Fremdkategorisierungen bestimmt sind. Institutionelle und kollektive Kontexte sind dabei für die

12 Die Ethnomethodologie befasst sich mit den aus alltäglichen Interaktionen entstehenden sozialen ›Tatsachen‹. Ihr Fokus liegt dabei auf den Methoden, mittels derer Interaktionen vollzogen werden (vgl. Patzelt 1987). Es handelt sich um einen Zugang, der nicht im klassischen Sinne als Gesellschaftstheorie bezeichnet werden kann, jedoch auf soziologischen Handlungstheorien basiert und deshalb hier genannt werden soll.

aktive Herstellung von Differenzen zentral. Fenstermaker und West erachten diese Dynamik als treibende Kraft zur Hervorbringung von Differenzen. »Bedeutung und konkrete Eigenschaften erhält die Differenz erst durch die jeweilige Interaktion bzw. den jeweiligen Kontext.« (Fenstermaker/West 2001: 247) Walgenbach kritisiert an dem Modell, dass Fenstermaker und West die permanente Hervorbringung von race, class und gender als Kern sozialer Ungleichheit sehen und damit eine dialektische Beeinflussung zwischen sozialen Strukturen und Interaktionen ausschließen. Doing Difference wird dann zur Ursache sozialer Ungleichheit, die im Ergebnis zu rassistischen und sexistischen Strukturen führt (vgl. Walgenbach 2007: 51).

Mit der Rückbindung von Intersektionalität an die Kritische Theorie haben sich Klinger und Knapp auseinandergesetzt. Klinger begründet ihren starken Fokus auf gesellschaftliche Verhältnisse mit den veränderten Rahmungen, die Intersektionalität betreffen (vgl. Klinger 2003: 16; Klinger/Knapp 2007: 31). Durch die Verschiebung des Fokus von Fragen der Gerechtigkeit hin zu Fragen der Anerkennung lösen sich ihres Erachtens die Kategorien Klasse, Rasse, Geschlecht zunehmend auf bzw. werden durch die Addition weiterer Kategorien pluralisiert. In der Folge verlagert sich die Aufmerksamkeit von der Struktur- auf die Identitätsebene: »Klasse, Rasse und Geschlecht treten gewissermaßen als individuelle ›Erlebnis‹qualitäten in Erscheinung und werden als solche ontologisiert oder naturalisiert/biologisiert.« (Klinger 2003: 25) Ohne angeben zu können, wie und wodurch diese als gesellschaftliche Kategorisierungen konstituiert sind, ist es Klinger zufolge jedoch sinnlos, auf die sich über- und durchkreuzenden Aspekte der Kategorisierungen in den individuellen Erfahrungen hinweisen zu können, es gilt vielmehr den Analysefokus auf die Fortschreibung und das Weiterbestehen bestimmter Formen von Über- und Unterordnung zu richten (vgl. ebd.: 25). Ihres Erachtens stehen Klasse, Rasse und Geschlecht, die die Autor*innen als Verhältnisse beschreiben, »die auf ebenso unterschiedliche wie nachhaltige Weise die Ungleichheitsstruktur nahezu aller Gesellschaften prägen«, in eklatantem Widerspruch zu den Freiheits- und Gleichheitsidealen der modernen Gesellschaft (Klinger/Knapp 2007: 20). Sie werden zu dem historischen Zeitpunkt relevant, als hierarchische Weltbilder an Legitimation verlieren und sind für moderne Gesellschaften funktional. Diese beruhen laut Klinger auf Kapitalismus, Imperialismus und Patriarchat und entsprechen damit Klasse, Rasse und Geschlecht in ihren vielfältigen Konvergenzen, Überschneidungen und Verflechtungen (vgl. Klinger 2003: 36). Die Debatten um Intersektionalität und die dadurch scheinbar entstehende Fülle an Lebenslagen, die der Individualisierung und Fragmentierung Vorschub leisten, betrachtet Klinger als einen Vorwand, Differenz vermeintlich anzuerkennen, dabei jedoch jeder gesellschaftstheoretischen Analyse und Kritik die Basis zu entziehen und so bestehende Verhältnisse zu zementieren (vgl. ebd.: 33f.).

Ähnlich wie Klinger kritisiert auch Knapp die fehlende gesellschaftstheoretische Rückbindung. Sie sieht Intersektionalität als ein Passepartout, das neue Perspektiven eröffnet und zu mehr Komplexität in der Gesellschaftsanalyse anregt (vgl. Knapp 2008a: 138). Für Knapp überwiegt in den Debatten die subjektbezogene Perspektive, die die Rolle der Selbstwahrnehmung und Identitätskonstruktion in den Vordergrund rückt. Gesellschafts- und ungleichheitstheoretische Herausforderungen, die sich daraus ergeben, sind ihres Erachtens bislang kaum diskutiert worden (vgl. Knapp 2008b: 314). Für Knapp ist die intersektionale Herangehensweise eine Chance, stärker die Erträge feministischer Forschung in die Ungleichheits- und Gesellschaftstheorien einzubeziehen (vgl. ebd.: 315). Dabei gilt es, einen Zugang zu formulieren, der sowohl Zusammenhänge als auch Differenzen zwischen den Kategorien erfassen kann. Eine durch Intersektionalität inspirierte Gesellschaftstheorie sollte die impliziten Formen von Macht, Herrschaft und Ungleichheit thematisieren, die in den widersprüchlichen und spannungsreichen Konfigurationen von Vergesellschaftung auftreten (vgl. Knapp 2013: 350).

Klärungsbedarf sehen Klinger und Knapp beim Verhältnis von Kontinuität und Wandel im Hinblick auf Ungleichheitsformen wie auch relevante Strukturgeber von Ungleichheit (vgl. Klinger/Knapp 2007: 19). Knapp geht davon aus, dass »an keine der großen Traditionsstränge der soziologischen Gesellschaftstheorie ohne Weiteres angeknüpft werden kann. Weder an die Theorien der Moderne, noch an Theorien der Ungleichheit und auch nicht an die Kapitalismustheorien im engeren Sinne« (Knapp 2013: 350). Sie plädiert dafür, den intersektionalen Blick auf die Gesellschaft »in einem zeitdiagnostisch inspirierten Rahmen neu zu formatieren und zu situieren«, da sich »neue raum-zeitliche Konstellationen und Kräfteverhältnisse herausbilden, zu deren Analyse das überkommene Begriffsinventar nicht genügt« (ebd.: 351).

Einen etwas anderen gesellschaftstheoretischen Zugang wählt Schwinn. Von Ansätzen der Forschung zu sozialer Ungleichheit kommend, bezieht er sich insbesondere auf Kreckel und Bourdieu. Er konstatiert, dass die existierenden Theorien sozialer Ungleichheiten kaum Modelle bieten, verschiedene Ungleichheitsdimensionen in einen theoretischen Rahmen fassen zu können, sie bleiben stattdessen überwiegend nebeneinander stehen und konzentrieren sich auf einzelne Dimensionen (vgl. Schwinn 2007: 271). Für ihn bilden Geschlecht, Ethnizität und Klasse Strukturen, die durch weitere Faktoren sozialer Ungleichheit bestimmt sind. Kreckel folgend, erachtet er Bildung, Beruf und Einkommen als Kern der modernen Ungleichheitshierarchie (vgl. ebd.: 273). Dabei wirken die geschlechtlich organisierte familiäre Sozialisation, die Geschlechterdifferenzen (re-)produziert, und das Durchlaufen der Bildungseinrichtungen wie Filterinstitutionen (vgl. Schwinn 2007: 273f.). Schwinn kommt deshalb zu dem Schluss, dass die spezifische Art, wie Ordnungen lebensgeschichtlich durchlaufen werden, relevant für die Reproduktion sozialer Ungleichheiten ist. Die Verortung von Gesellschaftsmitgliedern

in der Ungleichheitshierarchie erfolgt dann primär über ihre Stellung in der Produktionssphäre (vgl. ebd.: 275). Er schlägt vor, Geschlecht, Ethnizität und Klasse als drei konvertierbare Machtressourcen zu konzipieren: »kulturelle Deutungs- bzw. Distinktionskompetenz, politische Macht und ökonomische Chancen«, die über konkrete Konstellationsanalysen untersucht werden sollten, um sich gegenseitig verstärkende, schwächende oder ausgleichende Effekte herausarbeiten zu können (Schwinn 2007: 283).

Garske stellt die Diskussionen um Intersektionalität in den Kontext der postmodernen Debatten um Universalismus. Für sie wird dort darüber verhandelt, »mit welcher Legitimität über »gesellschaftliche Strukturen«, also Ordnungssysteme jenseits der Ebene konkret beobachtbarer individueller Handlungen, überhaupt gesprochen werden kann« (Garske 2013: 252). Dabei sollten »Kategorien nicht nur als Differenzkategorien, sondern auch als Kategorien sozialer Verhältnisse« gefasst werden, »um gesellschaftliche Strukturen sozialer Ungleichheit besser analysieren zu können« (ebd.: 259). Mit Fraser – die sich zwischen der Kritischen Theorie und poststrukturalistischen feministischen Ansätzen verortet – plädiert sie dafür, Intersektionalität als vielschichtige Konstruktion von Identität zu fassen und die Orientierung auf der Makroebene beizubehalten (vgl. Garske 2013: 253). An O'Hanlon und Washbrook anschließend, weist sie darauf hin, dass dabei geklärt werden muss, wie »die Positionierungen von Subjekten in Verhältnissen sozialer Ungleichheit analysiert und kritisiert werden [können, M.B.], ohne dabei ein Sprechen von Subjekten aus marginalisierten Positionen unhörbar zu machen« (ebd.: 255).

Die bisherigen Ansätze, Intersektionalität gesellschaftstheoretisch rückzubinden, zeigen, dass die Idee, Machtverhältnisse als komplex, sich durchdringend, überkreuzend oder axial zu denken, breite Anschlussmöglichkeiten an gesellschaftstheoretische Modelle bieten. Garske bringt es auf den Punkt, wenn sie schreibt, dass es sich um eine »fortgesetzte Auseinandersetzung zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus bzw. postmoderner Dekonstruktion« handelt (Garske 2013: 246). Dies kann einerseits als Stärke gedeutet werden, Intersektionalität ist damit ein Thema, das für viele wissenschaftliche Strömungen und Modelle die Möglichkeit bietet, aufgegriffen zu werden. Andererseits impliziert dies zugleich eine gewisse Unschärfe, die viele Optionen zur (theoretischen) Ausgestaltung lässt, wie im nächsten Abschnitt deutlich werden wird.

1.5 Wie Intersektionalität denken? Modelle, Metaphern und Figuren zur Beschreibung komplexer Machtverhältnisse

Seit Beginn der Debatten um Intersektionalität sind zahlreiche Versuche erfolgt, die komplexen Machtverhältnisse theoretisch zu fassen – einige wurden bereits in den vorherigen Abschnitten angeführt. Dafür wurden und werden sowohl Modelle

entwickelt als auch Metaphern oder Figuren zur Beschreibung herangezogen, mittels derer die empirische Realität der komplexen, ineinandergreifenden Machtverhältnisse dargestellt werden soll, um sich darüber dem überaus anspruchsvollen, mitunter herausfordernden Gegenstand zu nähern. Bereits das Combahee River Collective bot in den 1970er Jahren ein Modell dafür an, indem es von »interlocking oppressions« sprach, sich verschränkenden oder verzahnenden Unterdrückungen (Combahee River Collective 1981: 210, Original: 1977; vgl. auch Kap. 1.1). Wie eine solche Verzahnung oder Verschränkung genau zu denken, sprachlich zu fassen und zu analysieren ist, wird allerdings nach wie vor diskutiert. Seit Beginn der Debatten sind verschiedene Termini genutzt worden, wie beispielsweise »Schnittpunkte« (Fraser 2003), »Achsen« (Klinger/Knapp 2007), »Überschneidung« (Rommelspacher 2009), »Verschränkungen« (Combahee River Collective 1981), »Durchkreuzungen« (Degele/Winker 2009), »Interdependenzen« (Walgenbach et al. 2007) oder »Interferenzen« (Bath et al. 2013). Gemeinsam ist den vielschichtigen, nicht linearen Debatten, dass sie am ehesten als Suchbewegungen beschrieben werden können. Während das Sprechen *über* wie auch die Untersuchung *von* einzelnen Kategorien, wie bspw. Gender, noch relativ gut zu gelingen scheint, stellt die Beschreibung und Untersuchung des Ineinandergreifens von Kategorisierungen eine Herausforderung dar. Wie lässt sich dieses Ineinandergreifen, diese Verschränkung denken und sprachlich fassen? Kategorisierungen an sich scheinen zunächst noch relativ abgrenz- und definierbar zu sein, ihre Verschränkung mit anderen Kategorisierungen hingegen stellt Aktivist*innen wie Wissenschaftler*innen vor enorme Herausforderungen. Im Rahmen dieses Abschnitts werden nun verschiedene Ansätze vorgestellt, die sich der skizzierten Herausforderung stellen. Viele von ihnen wurden aus der Geschlechter- bzw. Genderforschung heraus entwickelt – häufig in Abgrenzung zu den frühen intersektionalen Modellen.

Mit dem durch Crenshaw geprägten Begriff der *intersectionality*, der Intersektionalität, ist das Modell der Straßenkreuzung verbunden, das von Crenshaw zur Verdeutlichung der Verletzungen genutzt wird, die durch die Überkreuzung von rassistischer und sexistischer Diskriminierung entstehen und die mit dem damaligen US-amerikanischen Antidiskriminierungsrecht nicht geschützt werden konnten (vgl. Crenshaw 2010: 38; vgl. auch Kap. 1.1). In Crenshaws Ansatz wird die spezifische Situation Schwarzer Frauen thematisiert, die sich deutlich von der Situation Weißer Frauen wie auch Schwarzer Männer unterscheidet. Sie kann nicht hinreichend beschrieben werden, ohne die Diskriminierungskategorien *race* und *gender* in ihrer Überkreuzung zu untersuchen. Crenshaws Modell wurde u.a. von Fenstermaker und West kritisiert: »Geometric metaphors further complicate things, since we still need to know where those planes and axes go after they cross the point of intersection.« (Fenstermaker/West 1995: 9) Walgenbach zufolge ist Crenshaws Metapher der Straßenkreuzung zudem das Problem inhärent, zu suggerieren, die Machtverhältnisse jenseits der Kreuzung seien voneinander unbeeinflusst.

Dies würde bedeuten, die Kategorien existieren jenseits der Kreuzung für sich und verschränken sich nur für Momente. Walgenbach kritisiert an Crenshaws Betrachtungsweise, dass diese damit Kategorisierungen als mit einem genuinen Kern versehen denkt (vgl. Walgenbach 2011: 118). Sie selbst plädiert in Abgrenzung dazu für eine integrale Perspektive (s.u.).

Zu den ebenfalls in Kapitel 1.1 vorgestellten frühen Modellen kann für den deutschsprachigen Kontext der Ansatz zur doppelten Vergesellschaftung und doppelten Unterdrückung angeführt werden (vgl. Becker-Schmidt 1987). Darin weist Becker-Schmidt auf die Benachteiligung hin, die für erwerbstätige Mütter durch die doppelte Vergesellschaftung über Arbeit und Familie entsteht. Dieser Ansatz kann den Modellen zugerechnet werden, die Kategorisierungen bzw. die aus der Zuordnung zu diesen entstehenden Benachteiligungen und Diskriminierungen als additiv oder multiplikatorisch denken, um das Verhältnis von Geschlecht, Klasse und Ethnizität fassen zu können, sodass aus den verschiedenen Kategorisierungen eine Summe bzw. ein Produkt der Diskriminierung entsteht.

Daran anknüpfend entwickelt Lenz 1997 den Ansatz der dreifachen Vergesellschaftung. Sie geht davon aus, dass sowohl Frauen als auch Männer in den neopatriarchalen Familien bzw. Haushalten über den kapitalistischen Arbeitsmarkt und den modernen Nationalstaat vergesellschaftet werden und bezieht sich mit dieser Beschreibung auf die Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnie (vgl. Lenz 2008: 448). Damit erweitert sie Becker-Schmidts Modell um Ethnizität, die sie vor dem Hintergrund weltweiter Migrationsbewegungen als vergesellschaftungsrelevante Strukturkategorie ausmacht: »Ich sehe also Geschlecht, Klasse und Ethnizität als Faktoren in einem Spannungsfeld, die die Positionierung von Personen unterschiedlich – aber in ihrer Wechselwirkung – beeinflussen. In den gesellschaftlichen Arbeitsteilungen und Herrschaftsverhältnissen wirken sie in ihren Konfigurationen zusammen.« (Ebd.: 450)

Auch der von Klinger vertretene Ansatz zu den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht basiert auf einem additiven Modell. Er wendet sich von der Identitätszentriertheit vieler Ansätze ab und fokussiert stattdessen Arbeit als Basis gesellschaftlicher Ungleichheit. »Unter dem Aspekt Klasse werden Gruppen gegeneinander abgegrenzt, die zugleich in der Einheit des modernen Nationalstaats zusammengefasst werden.« (Klinger 2003: 27) Vor dem Hintergrund der (ökonomischen) Ausbeutungsgeschichte der Sklaverei stellt der Rassebegriff für Klinger eine Bezeichnung dar, die auf einer imaginierten Idee der Unabänderlichkeit der Ungleichheit basiert und diese dadurch erheblich verschärft (vgl. ebd.: 27f.). Für Geschlecht, als naturalisierter Basiskategorie, sieht Klinger die Erzeugung von Fremdheitseffekten als im »eigensten« und »innersten« stattfindend und auf die Reproduktion der Gesellschaft zielend (Klinger 2003: 29f.). Ihrer Auffassung nach liegt allen drei Kategorien, die sie als verflochten beschreibt, ein Ausgrenzungen erzeugender Fremdheitseffekt zugrunde. Die Überschneidungen der Kategorien

diskutiert sie vereinfachend, wie sie schreibt, als binär angelegt und »mit der Anzahl der Überschneidungen von Negativfaktoren« verschärfend; »[e]s ist evident, dass die dreifache Minuskombination die höchste Stufe der Diskriminierungs- und Ausbeutungssituation darstellt« (ebd.: 34). Die Zugehörigkeit zu nur einer Minus-Gruppe erachtet sie dabei nicht zwingend als die Gesamtbenachteiligung wesentlich mindernd. Sie plädiert deshalb dafür, keine Rangfolge zwischen den verschiedenen Kombinationen zu erstellen. Begrenzt sieht sie ihr Modell dadurch, dass »sich keine Angaben etwa darüber ableiten [lassen, M.B.], ob, wie und (im Fall von Merkmalskombinationen) mit welchen der Kategorien, denen sie objektiv zugehören, ihre TrägerInnen sich subjektiv identifizieren« (Klinger 2003: 35).

Die additiven und multiplikatorischen Ansätze sind vielfach kritisch debattiert worden. Hier gilt ähnliches wie für die Idee der Straßenkreuzung, jenseits der additiven Summe bzw. des multiplikatorischen Produkts müssten die Kategorien dann jede für sich einzeln existieren, denn nur so lassen sie sich addieren bzw. multiplizieren. Fenstermaker und West kritisieren außerdem: »For instance, if we think about gender, race, and class as additive categories, the whole will never be greater (or lesser) than the sum of its parts.« (Fenstermaker/West 1995: 9) Mit solchen Modellen lassen sich zudem Positionen, die einerseits durch Benachteiligungen oder Diskriminierungen geprägt sind, andererseits aber auch an Privilegien teilhaben, schwer erfassen. Müssten diese dann mit einem negativen Vorzeichen versehen oder gar dividiert werden? Walgenbach kritisiert darüber hinaus die fehlende integrale Perspektive dieser Ansätze, sie vermögen das Spezifische von Unterdrückungskonstellationen nicht herauszustellen (vgl. Walgenbach 2007: 46; Walgenbach 2011: 116f.). Ähnlich fällt auch die Kritik von Castro Varela und Dhawan aus: »Die Kategorisierung von Menschen als dreifach diskriminiert verhindert ein Verständnis der Effekte unterdrückender Strukturen.« (Castro Varela/Dhawan 2006: 106) Zudem basieren die Ansätze – die Autorinnen beziehen sich dabei insbesondere auf die sogenannten Achsenmodelle, wie sie etwa von Crenshaw erarbeitet wurden – auf festlegenden Dualismen und Polarisierungen, wie weiblich – männlich, Schwarz – Weiß und ähnlichen, anstatt sie als Kontinuum zu denken (vgl. ebd.: 108).

Additive und multiplikatorische Modelle finden heute vor dem Hintergrund der genannten Kritiken, die sowohl in den US-amerikanischen als auch den deutschsprachigen Debatten Eingang fanden, nur noch wenig Verwendung. Von Leiprecht und Lutz wurden – diese Kritiken aufgreifend – Mindeststandards für die intersektionale Theoriebildung gefordert. Aus ihrer Sicht ist zu berücksichtigen, dass die Dimensionen sozialer Ungleichheit, die in der Intersektionalitätsdebatte diskutiert werden, Resultat von Macht- und Verteilungskämpfen und Legitimation für Marginalisierung, Ausbeutung und Benachteiligung sind. Ziel intersektionaler Theoriebildung sollte die Betrachtung mehrerer Differenzlinien in ihrem spezifi-

schen wechselseitigen Zusammenspiel sein, ohne dabei von der Exklusivität einer Differenz auszugehen (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 221ff.).

Auch Modelle der Überkreuzung von Achsen oder Kategorien wurden inhaltlich und in ihrem Vokabular weiterentwickelt. So entstanden etwa Ansätze, die ihren Fokus verstärkt auf die Relevanz und die Wirkung von Macht richten. Im deutschsprachigen Kontext entwickelte Rommelspacher einen Ansatz, der unterschiedliche Machtdimensionen, gesellschaftliche Strukturen und das konkrete Zusammenleben als miteinander verwoben denkt, im Sinne eines Dominanzgeflechts. Vor dem Hintergrund einer Gesellschaft, die durch einen Gleichheitsanspruch charakterisiert ist, zugleich jedoch real durch starke Ungleichheit gekennzeichnet ist, beschreibt sie die derzeitige Dominanzkultur. Als Kultur versteht sie in diesem Zusammenhang »das Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen, in denen die aktuelle Verfasstheit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen« (Rommelspacher 1995: 22). Für Rommelspacher bestimmt Kultur »das Verhalten, die Einstellungen und Gefühle aller, die in dieser Gesellschaft leben, und vermittelt so zwischen den gesellschaftlichen und individuellen Strukturen« (ebd.: 22). Mit dem Begriff der Dominanzkultur bezeichnet sie daran anknüpfend die Selbstinterpretationen und Bilder, die wir von anderen entwerfen und die in Kategorien von Über- und Unterordnung gefasst sind. Grenzziehungen erfolgen Rommelspacher zufolge über kulturelle Praktiken, durch die materielle und symbolische Ordnungen vermittelt werden, die ineinandergreifen. Am Beispiel der systemkonformen Frauen im Nationalsozialismus sowie Frauen mit Behinderungen zeigt sie auf, dass Geschlecht bzw. Weiblichkeit nicht per se zu einer Benachteiligung führen muss, wie im Falle der systemkonformen Frauen, bzw. dass durch das Relevantwerden einer weiteren Kategorisierung – hier der Kategorisierung Behinderung –, Weiblichkeitsvorstellungen anders normiert sind (vgl. Rommelspacher 2009: 82f.). Daraus schlussfolgert sie, »dass viele unterschiedliche Machtdimensionen die gesellschaftlichen Strukturen und das konkrete Zusammenleben bestimmen und dass diese im Sinne eines *Dominanzgeflechts* miteinander verwoben sind«, welches auf alle Gesellschaftsmitglieder wirkt (ebd.: 83, Herv. i.O.). Sie plädiert deshalb dafür, die Konsequenzen, die Dominanzgeflechte haben, für alle Beteiligten zu erforschen und sich nicht auf die Diskriminierten zu beschränken (vgl. Rommelspacher 2009: 92). Rommelspacher entwickelt damit einen Ansatz, der weniger den Fokus auf die »klassischen« Kategorien legt, sondern sich für die Prozesse interessiert, die mit den Kategorisierungen einhergehen. Zudem erweitert sie die Perspektive durch die eingeforderte Berücksichtigung *aller* Beteiligten in die Forschung.

Weinbach plädiert für »eine größere konzeptionelle Offenheit beim Zugriff auf die soziale Wirklichkeit«, in der erst die empirische Forschung beweist, welche Kategorien relevant sind (Weinbach 2008: 174). Von der luhmannschen Systemtheorie

her entwickelt sie einen Ansatz, der einen Perspektivwechsel vorsieht: weg von den personalen Kategorien, hin zu Ungleichheit generierenden Inklusionsstrukturen. Dabei geht sie davon aus, »dass personale Kategorien erst im Rahmen spezifischer sozialer Kontexte als Kategorien sozialer Ungleichheit aufscheinen (können)« (ebd., Herv. i.O.).

Für eine Auseinandersetzung damit, wie komplexe Machtverhältnisse konzipiert werden können, ist – aus dem englischsprachigen Kontext kommend, aber in der deutschen Debatte vielfach rezipiert – Yuval-Davis zu nennen. Für sie existieren soziale Kategorien, die die meisten Menschen betreffen und wichtiger sind als andere Kategorien. Sie räumt jedoch ein, dass für Menschen, die von selteneren Kategorien betroffen sind, diese von entscheidender Bedeutung sein können (vgl. Yuval-Davis 2009: 61). Yuval-Davis erachtet die Debatte, ob soziale Kategorien als additiver oder als konstruktiver Prozess zu verstehen sind, als nach wie vor zentral. Sie kritisiert die additiven Versuche als Vermengung von Identitätspolitik mit Positionsbeschreibungen und konstruierten Identitäten innerhalb politischer Projekte, die zudem häufig hegemoniale Identitätsdiskurse spiegeln und marginalisierte Mitglieder von Gruppen unsichtbar machen (vgl. ebd.: 53). »Eine Problematik des additiven Intersektionalitätsmodells besteht darin, dass es häufig ausschließlich auf einer Analyseebene – der empirischen – bleibt und nicht zwischen verschiedenen Ebenen unterscheidet.« (Yuval-Davis 2009: 55) Soziale Trennlinien finden jedoch ihren Ausdruck in Institutionen und Organisationen und korrespondieren mit den Makroachsen gesellschaftlicher Macht (vgl. ebd.: 56). Im Kern geht es für sie deshalb »um die Vermischung oder die Trennung der verschiedenen Ebenen, auf denen Intersektionalität angesiedelt ist, statt nur um eine Debatte um das Verhältnis der Kategorien selbst« (Yuval-Davis 2009: 52). Dabei sollten die spezifischen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Prozesse im Kontext des jeweiligen historischen Zusammenhangs beachtet werden (vgl. ebd.: 59). Erfolgen kann dies ihres Erachtens über eine Differenzierung zwischen Vektoren von Diskriminierung einerseits und Differenzen und Identitäten andererseits. Dabei gilt es, »die unterschiedlichen Weisen zu analysieren, in denen sich verschiedene soziale Kategorien konkret vermischen, wie sie sich wechselseitig konstruieren, und wie sie sich auf politische und subjektive Identitätskonstruktionen beziehen«, schreibt Yuval-Davis und fährt fort, »[d]ies bedeutet, dass im Feld methodisch sorgfältig getrennt und separat geprüft werden sollte, auf welchen verschiedenen Ebenen soziale Trennlinien in den Gemeinschaften wirken, wo sie bestehen« (Yuval-Davis 2009: 64).

Auf Foucaults Machtanalytik Bezug nehmend, legt Kerner ihren Fokus auf die Intersektionen von Sexismus und Rassismus und untersucht sowohl die Ähnlichkeiten als auch die Unterschiede und Kopplungen dieser (vgl. Kerner 2011: 194). Sie plädiert für »ein Intersektionalitätsverständnis, das auf der heuristischen Unterscheidung einer epistemischen, einer institutionellen und einer personalen Machtdimension beruht« (ebd.: 195). Während Kerner auf der epistemischen Ebene Wis-

sen, Diskurse, Symbole und Bilder verortet, impliziert die institutionelle Dimension ungleichheitszeugende oder -stabilisierende Institutionen. »Die personale Dimension schließlich verweist auf Einstellungen, vor allem aber auch auf Identitäten und Subjektivitäten von Personen, ferner auf Handlungen und Interaktionen.« (Kerner 2011: 195) Dabei plädiert sie dafür, neben Subjektivierungsweisen und Identitätsbildungsprozessen auch Handlungen zu untersuchen und danach zu fragen, was sich verknüpft oder verschränkt, sowie zu beachten, dass die einzelnen Elemente, die gekoppelt werden, nicht notwendig nach denselben Prinzipien funktionieren, sondern dimensionsspezifisch in Form und Ausgestaltung des intersektionalen Verhältnisses sein können (vgl. Kerner 2009: 48f.; Kerner 2011: 197). Die Reichweite von Intersektionalitätstheorien sieht sie in ihrer Aussagekraft begrenzt. »Sie bieten Orientierungsrahmen für konkrete Analysen, keinen Ersatz.« (Kerner 2011: 198)

In Auseinandersetzung mit den bestehenden Intersektionalitätsansätzen wie auch insbesondere mit postkolonialen Theorien, haben Castro Varela und Dhawan das Konzept der Verletzlichkeit entwickelt. Unter dem Aspekt der Möglichkeiten und Hindernisse befasst sich dieses mit den sozialen Positionen, die von Subjekten in Räumen besetzt werden. Castro Varela und Dhawan versuchen mit ihrem Ansatz die Komplexität und die sich stetig wandelnden Dynamiken sichtbar zu machen. »Das Konzept der Verletzlichkeit beschreibt [...] soziale Ausschlüsse als eingebettet in sich überlappende Machtfelder.« (Castro Varela/Dhawan 2006: 107) Sie plädieren im Anschluss an Cooper dafür, dass intersektionale Ansätze die sozialen Verortungen stärker in den Fokus rücken sollten (vgl. ebd.: 105).

Im Anschluss an McCall und Hancock entwickelt Ferree das Modell der interaktiven Intersektionalität (vgl. Ferree 2010: 70). Sie erachtet die Dimensionen von Ungleichheit als dynamisch, veränderlich, sich gegenseitig konstituierend (vgl. ebd.: 69). »Die dynamische Variante von Intersektionalität besteht darin, dass sich die Intersektionen weder individuell noch institutionell auf einer einzelnen analytischen Ebene lokalisieren lassen.« (Ferree 2010: 70) Es handelt sich um einen Prozess, durch den Begriffe in ihren Intersektionen vielfältige Bedeutungen annehmen, um organisatorische Felder, »in denen multidimensionale Formen von Ungleichheit auf jeweils historisch kontingente Weise erfahren, in Frage gestellt und reproduziert werden« (ebd.).

Walgenbach, Dietze, Hornscheidt und Palm haben unter Berücksichtigung der verschiedenen Ansätze zu Vielfalt, Diversity und Intersektionalität den Vorschlag unterbreitet, Kategorien als interdependent zu konzipieren. Sie sprechen deshalb nicht von Intersektionalität, sondern von Interdependenz, können aufgrund ihrer inhaltlichen Nähe jedoch innerhalb des Themenkomplexes Intersektionalität verortet werden. Die von den Autorinnen skizzierte Interdependenzforschung will nicht mehr einzelne Kategorien als Überkreuzungen begreifen, sondern Kategorisierungen in ihrer Verwobenheit miteinander denken, sodass der begriffliche

Fokus »auf der Konzeptualisierung wechselseitiger und nicht monodirektionaler Abhängigkeiten« liegt (Walgenbach et al. 2007: 9). »Mit dem Begriff Interdependenzen werden folglich nicht mehr wechselseitige Interaktionen *zwischen* Kategorien gefasst, vielmehr werden soziale Kategorien *selbst* interdependent konzeptualisiert.« (Ebd., Herv. i.O.) Differenzen werden dann als innerhalb von Kategorien wirkend konzipiert, um deutlich zu machen, dass diese bereits in sich heterogen strukturiert sind. Interdependente Kategorien sind zudem nicht selbstreferentiell, sie operieren nicht als geschlossene Systeme: »Soziale Kategorien stehen vielmehr miteinander in Verbindung – nur so lassen sich ihre internen komplexen Strukturen erklären sowie die Dynamiken der Veränderung, durch die sie geprägt sind.« (Walgenbach 2007: 64) Dies bedeutet, dass Kategorien historisch und geographisch variabel gefasst werden müssen (vgl. ebd.: 62). Um deutlich zu machen, dass einige Kategorien die Gesellschaft grundlegend strukturieren und damit verbunden die Lebenschancen von Individuen prägen, sollte deren strukturelle Dominanz, die Walgenbach als »ein interdependentes Dominanzverhältnis bzw. eine interdependente Kategorie [beschreibt, die, M.B] gleichzeitig auf diversen Ebenen und Feldern (re-)produziert wird«, in den Analysefokus gerückt werden (Walgenbach 2007: 56). Relevant sind diese für Walgenbach auf allen Ebenen in Form sozialer Strukturen, in Institutionen, als symbolische Ordnungssysteme, soziale Praktiken und Subjektformationen. Dabei müssen jedoch nicht immer alle Felder gleichermaßen relevant sein (vgl. ebd.: 57f.). Hornscheidt macht darüber hinaus darauf aufmerksam, »dass Kategorien sich sprachlich konstituieren, reproduzieren und verändern« (Hornscheidt 2007: 66). Sprache ist für sie damit eine Grundlage, um Interdependenzen konzeptualisieren zu können, denn erst durch Sprache werden diese sprech- und denkbar (vgl. ebd.). »[E]rst im Moment der sprachlichen Benennung wird eine Möglichkeit der Identifikation gegeben, die eine bestimmte Kategorisierung zum Ausdruck bringt, die vor und ohne diesen Akt nicht existent ist.« (Hornscheidt 2007: 71) Als problematisch erachtet sie dabei die starke Konventionalisierung von Kategorien, denen häufig eine Vorgängigkeit und Natürlichkeit zugeschrieben wird, woraus mindestens temporär feststehende Kategorien entstehen (vgl. ebd.: 67). Mit dem Interdependenz-Ansatz sollen vermeintlich homogene Kollektive in ihrer Heterogenität wahrnehmbar werden (vgl. Walgenbach 2011: 118). Für Walgenbach, Dietze, Hornscheidt und Palm liegt der Vorteil dieses Konzepts in der Fokussierung der Beziehungen von Ungleichheit. Dabei gilt es, gesellschaftliche Dominanzverhältnisse stets zu reflektieren wie auch ihre politischen Genealogien zu berücksichtigen (vgl. Walgenbach et al. 2007: 11f.). Begrenzt sieht Hornscheidt den interdependenten Ansatz dadurch, dass dieser Gefahr läuft, Ausschlüsse, die durch das Festlegen von Analysekatégorien entstehen, »weniger hinterfragbar zu machen, da einer Interdependenzanalyse von vornherein eine große Komplexität und hohe Reflexion unterstellt wird« (Hornscheidt 2007: 100). Kritisiert wird der Interdependenz-Ansatz auch von Lorey, die anmerkt, dass Kategorisierungen

als grundlegende Analyseperspektive dort nicht in Frage gestellt werden, sodass starre, widerspruchsfreie Festschreibungen entlang binärer Ordnungsschemata in Kauf genommen werden (vgl. Lorey 2008: 139). Aus Loreys Sicht bedarf es anderer Fragen, die gestellt werden sollten. Sie plädiert dafür, die Bewegungen des Entziehens und Entgehens aus Kategorien in den Blick zu nehmen und jenseits identitärer Haltungen und die Komplexität der Verhältnisse reduzierenden kategorialen Rasterungen zu forschen (vgl. Lorey 2011: 214f.). »Die Aufgabe besteht darin, in zukünftigen Forschungen diese und weitere Ansätze [der kritischen Migrationsforschung, Queer-Theorie und postkolonialen Theorie, M.B.] verstärkt zusammenzuführen und damit jene poststrukturalistische, queer-feministische Theoriebildung weiterzutreiben, die sich produktiv auf politische Kämpfe bezieht.« (Ebd.: 215)

Mit dem Begriff der Interferenzen distanzieren sich Bath, Meißner, Trinkaus und Völker ebenfalls vom Begriff wie auch den bislang erfolgten Konzeptionen von Intersektionalität. Sie versuchen mittels einer interdisziplinären Perspektive und unter Rückgriff auf die Theorien von Haraway und Barad der nichtlinearen und relationalen Hervorbringung von Differenzen gerecht zu werden, die stets mit Grenzvorstellungen verbunden sind. »*Interferenzen* ist der physikalische Begriff für die Überlagerung von Wellen. Er bezeichnet damit eine Form der Beziehung, die sich nicht übersetzen lässt in gängige Vorstellungen von Differenz und Identität, in denen abgeschlossene, stabile Entitäten miteinander in Beziehung treten« und sie schreiben weiter, »[i]n der Interferenz wirkt die Welle, indem sie zu etwas anderem wird, zu einer anderen Welle, zu mehreren, zu kleineren, zu größeren Wellen, eventuell auch zu gar keinen Wellen« (Bath et al. 2013: 7).

Die Idee, Kategorien als Bildschichten zu denken, hat Garcia (2018) vorgelegt. Der Autor entwickelt seinen Zugang von der Vorstellung her, Gesellschaft als Wir-Gruppen zu denken, von denen für Individuen in Abhängigkeit davon, wie sie ihre Identität zu einem bestimmten Zeitpunkt vordergründig bestimmen wollen, unterschiedliche Kategorien besonders relevant sind (vgl. Garcia 2018: 23f.). Dabei setzt er sich mit den Spezifika verschiedener Kategorien sowie Intersektionalität auseinander und kommt zu dem Schluss, dass die Bildschichten »so übereinanderliegen, dass sie die Lebenswelt und die soziale Welt einteilen, und dieses System [...] nach einer kleinen Zahl von Regeln« funktioniert (ebd.: 100). Er schlägt vor, von Bildschicht zu Bildschicht fortzuschreiten und von den unterschiedlichen Schichten Gender, Rasse und Klasse aus zu bestimmen, zu welchem ›Wir‹ ein Individuum aus dieser Perspektive gegenwärtig gehört. Im Anschluss daran werden die Schichten übereinandergestapelt, um sich die Wahrnehmung der jeweiligen Identitäten gleichzeitig vorstellen zu können (vgl. Garcia 2018: 98f.).

Intersektionale Ansätze kritisierend, erachtet Zander diese als die Politik wie auch die kritische Forschung erheblich verengend (vgl. Zander 2017: 51). Er kritisiert, dass die gesellschaftlichen Grundlagen von Intersektionalität zumeist ungeklärt bleiben und lediglich erläutert wird, dass sie diskriminierend sind. Intersek-

tionalitätsforschung beschreibt für ihn vor allem Diskriminierungsfolgen, richtet den Fokus jedoch nicht auf die Ursachen dieser (vgl. ebd.: 53). Zander schlussfolgert deshalb: »Gültig bleibt der Begriff [Intersektionalität, M.B.] als Synonym für Mehrfachdiskriminierung und zugleich als implizite Aufforderung, sich wissenschaftlich und politisch mit Mehrfachdiskriminierung zu befassen.« (Zander 2017: 61) Ein eigenes Konzept legt er nicht vor.

Abschließend soll hier der Ansatz von McCall genannt werden, die einen Vorschlag zur Kategorisierung der intersektionalen Ansätze vorgelegt hat. Sie kann damit als in gewisser Weise quer zu den bisher beschriebenen Modellen, Metaphern und Figuren verortet werden, da sie Intersektionalität nicht selbst konzipiert, sondern eher die verschiedenen Zugangsweisen zur Thematik rahmt. McCall unterteilt die existierenden Ansätze in drei Rubriken: »anticategorical complexity«, »intercategorical complexity« und »intracategorical complexity« (McCall 2005: 1773). Während antikategoriale Ansätze vor dem Hintergrund einer dekonstruktivistischen Perspektive die Kategorienbildung als solche thematisieren und darauf zielen, die Bildung dieser stärker nachzuvollziehen, werden mit den interkategorialen Ansätzen die Verwobenheiten und Wechselwirkungen von Kategorien und ihre sozialen Wirkungen in den Blick genommen. Damit wird es möglich, Machtverhältnisse sichtbar zu machen und ihre Rückbindung in Sozialstruktur und gesellschaftliche Institutionen zu analysieren (vgl. ebd.: 1775ff.). Mithilfe intrakategorialer Zugänge werden die Unterschiede innerhalb einer Kategorie fokussiert, die sich aus der Relevanz mehrerer Kategorien ergeben (vgl. McCall 2005: 1784ff.). McCall versucht damit, den methodologischen Problemen, die Intersektionalität produziert, entgegenzuwirken, denn »different methodologies produce different kinds of substantive knowledge and that a wider range of methodologies is needed to fully engage with the set of issues and topics falling broadly under the rubric of intersectionality« (ebd.: 1774).

Werden die bisherigen Ansätze betrachtet, Intersektionalität zu denken, so wird deutlich, dass die Idee, Machtverhältnisse als komplex zu konzipieren, seit Beginn der Debatten in vielfältiger Weise aufgegriffen und weiterentwickelt wurde. Einigkeit besteht jedoch nach wie vor nicht, wie Intersektionalität genau zu definieren, gesellschaftstheoretisch rückzubinden und auf welchen Analyseebenen danach zu suchen ist. Forschenden eröffnet dies in empirischen Analysen die Möglichkeit, aus den heterogenen theoretischen Modellen, Metaphern und Figuren, die Intersektionalität umfasst, sich für den zu ihrem theoretischen Hintergrund »passenden« Ansatz zu entscheiden. Zugleich impliziert es aber auch fortwährend die Notwendigkeit, eine eigene Verortung innerhalb der Intersektionalitätsdebatten vorzunehmen.

1.6 Zur methodischen Umsetzung: Intersektionalität empirisch erforschen

Neben den bisher beschriebenen theoretischen und/oder politischen Debatten und Zugängen zum Themenbereich Intersektionalität existieren mittlerweile zahlreiche empirische Studien, die eine Umsetzung des Intersektionalitätsgedankens in die Forschungspraxis vornehmen. Im folgenden Abschnitt werden einerseits empirische Studien vorgestellt, die mit qualitativen Forschungsmethoden arbeiten. Andererseits werden Arbeiten dargestellt, die durch ein quantitatives Untersuchungsdesign gekennzeichnet sind. Wie sich zeigen wird, basieren die angeführten Studien auch innerhalb der grundsätzlichen Differenzierung in qualitativ und quantitativ keineswegs auf einheitlichen methodischen Verfahren. Es wird vielmehr deutlich werden, dass die empirischen Untersuchungen von Forschungsthemen/-gegenständen unter dem Fokus von Intersektionalität gegenwärtig durch vielfältige methodische Zugänge und Auswertungsmethoden gekennzeichnet sind.¹³ Der intersektionale Gedanke scheint an viele empirische Methoden anschlussfähig zu sein. Darüber hinaus wird sich allerdings auch zeigen, dass der intersektionale Fokus häufig zwar als Bezugs- oder Analyserahmen genannt wird, ein daraus begründetes methodisches Vorgehen jedoch nur selten explizit formuliert wird. Dieses Desiderat wird in Kapitel 1.7 noch einmal separat behandelt.

1.6.1 Qualitative Studien mit intersektionalem Fokus

»Über ›Geschlecht‹ kann man nicht direkt erzählen, denn Erzählungen beziehen sich auf konkrete, partikulare Situationen und biographische Erlebnisse.« (Dausien 2001: 69) Diese von Dausien formulierte Herausforderung für die Genderforschung lässt sich in gleicher Weise für intersektionale Analysen konstatieren: Über Intersektionalität, die Verschränkung (machtvoller) Differenzkonstruktionen, lässt sich nicht direkt erzählen. Sie wird in konkreten Situationen und Erlebnissen erfahren und ist in diese eingelassen. Sie lässt sich nicht direkt erfragen. Was bedeutet das für eine empirische, mit qualitativen Methoden arbeitende Intersektionalitätsforschung?

Generell ermöglichen qualitative Forschungszugänge die Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen anhand konkreter Einzelfälle wie auch die Analyse dieser Wirkzusammenhänge über eine längere Lebensspanne. Sie zielen darauf, subjektive Sichtweisen, die interaktive Herstellung sozialer Wirklichkeiten und die

13 In diesem Kapitel werden ausschließlich Studien vorgestellt, die *nicht* mit der intersektionalen Mehrebenenanalyse von Degele und Winker arbeiten. Arbeiten, deren methodologischer Zugang die Mehrebenenanalyse ist, werden im Anschluss an den Ansatz von Degele und Winker im nächsten Kapitel dargestellt.

Identifikation kultureller Rahmungen sozialer Wirklichkeiten zu erfassen, um so zu einem besseren Verständnis dieser beizutragen und Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale gesellschaftlicher Realität herauszuarbeiten (vgl. Flick 1996: 28ff.; Flick et al. 2007: 14). Mittels nichtstandardisierter Daten, welche die jeweiligen Relevanzen und Besonderheiten der untersuchten Individuen erfassen können, wird soziale Wirklichkeit aus der Lebenswelt und der subjektiven Verarbeitung heraus beschrieben und aus der Perspektive der Individuen rekonstruiert. Dabei geht die Analyse über das explizit geäußerte Wissen der Befragten hinaus und bezieht auch solche Wissensbestände ein, die implizit geäußert werden, sowie Bedeutungen, die in Interaktionen erzeugt werden (vgl. Schütze 1983: 286; Rosenthal 2011: 15). Qualitative Verfahren versuchen dadurch die Welt zunächst aus der Perspektive der Alltagswelt der Befragten oder Beobachteten zu erfassen, um die Komplexität der alltäglichen Praktiken des sozialen Handelns in ihren jeweiligen Kontexten zu untersuchen und auf dieser Basis Vergesellschaftungsprozesse beschreiben zu können. In Bezug auf Intersektionalität lässt sich konstatieren, dass die Beforschung von (machtvollen) Differenzkategorien und deren Wirkung mit qualitativen Methoden auf der einen Seite die Möglichkeit bietet, individuelle Muster herauszuarbeiten, auf der anderen Seite aber auch Forschende wie Beforschte dahingehend herausfordert, dass direkte Fragen oder Erzählaufforderungen zum Thema Intersektionalität kaum möglich sind. Eine Beantwortung dessen würde eine Selbstanalyse der eigenen Situierung und Positionierung im Hinblick auf die Relevanz der sich durchdringenden, überkreuzenden, überlagernden machtvollen Kategorien erfordern.¹⁴

Nach Auffassung von Krüger-Potratz und Lutz sind qualitative Forschungszugänge trotzdem der geeignete Zugang, um sich mit Fragestellungen der Intersektionalität zu befassen, da qualitative Verfahren Kategorien aus dem Material heraus entwickeln (können), sodass Verschränkungen von Differenzen erfasst werden können. Quantitative Verfahren hingegen sind auf Daten angewiesen, die nach bereits zuvor festgelegten Kategorien erhoben werden (vgl. Krüger-Potratz/Lutz 2002: 90).

Lutz und Leiprecht arbeiten mit Forschungsdaten, die mittels biographischer Interviews erhoben werden. An Holzkamp anschließend, gilt es für sie, die subjek-

14 Zwar mag dies im Einzelfall möglich sein, es muss jedoch grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass Beforschte sich nicht (in dem Maße) mit dem Thema Intersektionalität befasst haben, wie dies für Forschende gilt. Eine Selbstanalyse stellt zudem stets eine große Herausforderung dar, da sie ein hohes Maß an Reflexion in Bezug auf sich selbst, das eigene Handeln, die eigene institutionelle Eingebundenheit und die umgebenden Strukturen und Diskurse voraussetzt. Einen solchen »soziologischen Selbstversuch« hat Bourdieu vorgenommen, der mithilfe seiner aus der Empirie heraus entwickelten Theorien seinen eigenen Werdegang analysiert hat (vgl. Bourdieu 2002). Auch Eribons Analyse seiner Kindheit und Jugend kann als eine solche Reflexion betrachtet werden (vgl. Eribon 2018).

tiven Möglichkeitsräume der Einzelnen in den Blick zu nehmen und einerseits »die jeweilige Biographie und das spezifische Verhältnis zum gesellschaftlichen und soziokulturellen Hintergrund der eigenen Lebensgeschichte«, andererseits »aktuelle handlungsbezogene Konstellationen von gesellschaftlichen Möglichkeiten und Behinderungen, vor die sich die Einzelne oder der Einzelne gestellt sieht«, aufzugreifen (Leiprecht/Lutz 2005: 225). So wird es ihrer Auffassung nach möglich, subjektive Sinnkonstruktionen und soziale Kontexte gleichermaßen zu betrachten, denn »das individuelle Subjekt [kann, M.B.] weder als vollständig determiniert noch als völlig losgelöst von den sozialen Bedingungen betrachtet werden« (Leiprecht/Lutz 2009: 190). Dabei ist zu berücksichtigen, dass die allgemeine gesellschaftliche Lage der Einzelnen noch nichts über ihr spezifisches Verhältnis zu den gesellschaftlichen Positionierungen und daraus resultierenden Möglichkeiten und Behinderungen impliziert. Möglichkeitsräume sind stets durch individuelle Handlungsspielräume charakterisiert (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 225). Es gilt zudem, das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und die spezifischen Machtverhältnisse zu berücksichtigen (vgl. Krüger-Potratz/Lutz 2002: 91).

Gemeinsam mit Leiprecht hat Lutz eine Filmsequenz aus dem Film *Dangerous Minds* analysiert, welcher ihres Erachtens die soziale Heterogenität der Schülerschaft spiegelt. Ihr analytisches Vorgehen orientiert sich an der Erkenntnis, dass Schule als Normalisierungsinstanz auftritt, die einerseits individualisierend agiert, indem Leistungen bewertet werden, andererseits zugleich aber Leistungsmängel häufig kulturellen oder psychosozialen Eigenschaften zugeschrieben werden (vgl. Leiprecht/Lutz 2005: 218). Zudem orientieren sie sich an den 15 von ihnen für relevant befundenen bipolaren Differenzlinien (vgl. ebd.: 220; vgl. auch Kap. 1.3). Anhand des Films, der in einem US-amerikanischen sozial benachteiligten Quartier spielt, arbeiten sie die intersektionale Verschränkung der von ihnen als bipolare Kategorisierungen gedachten Differenzen Klasse, Geschlecht und Ethnizität heraus, indem sie aufzeigen, durch welche Differenzkategorien in welcher Verknüpfung die Lehrerin und die Jugendlichen positioniert sind bzw. sich selbst positionieren.¹⁵ Weshalb sie aus den 15 Differenzlinien gerade diese drei auswählen, wird dabei nicht deutlich. Zwar mag es der Filmsequenz geschuldet sein, dass ihnen keine Informationen über bspw. Sexualität oder Religion vorliegen, die Auswahl wird jedoch nicht näher begründet, sodass die konkrete Analyse insbesondere vor dem Hintergrund der zuvor von ihnen als grundsätzlich relevant benannten Differenzlinien unterkomplex bleibt. Offen bleibt ebenfalls ihr

15 Für sie wird anhand der Analyse deutlich, dass der »Umgang mit sozialer Heterogenität [...] hier gleichzeitig in Form eines dichotomisierenden und hierarchisierenden Musters dargestellt [wird, M.B.]« (Leiprecht/Lutz 2005: 232). Als Konsequenz daraus formulieren sie die Notwendigkeit, »Verschiedenheit als individuelles und als strukturelles Merkmal wahrzunehmen und darauf bezogen adäquate Handlungsformen zu entwickeln« (ebd.).

genaues analytisches Vorgehen, eine Auswertungsmethode wird nicht angegeben. Auch das präzise Vorgehen im Hinblick auf die Auswertung intersektionaler Machtverhältnisse bleibt offen.

Diese Kritik gilt in ähnlicher Weise für Ruokonen-Engler. Sie befasst sich unter Rückgriff auf poststrukturalistische, postkoloniale, (de-)konstruktivistische und intersektionale Perspektiven damit, »wie die gesellschaftliche Vielfalt, Subjektkonstitution und Vergesellschaftung in einer differenzierten Art und Weise theoretisch zusammenzudenken und methodisch zu untersuchen sind« (Ruokonen-Engler 2006: 199). Anhand eines biographischen Interviews kann sie zeigen, dass Vergesellschaftungs- und Subjektivierungsprozesse entlang von Differenzierungen erfolgen. Durch den biographischen Zugang wird es ihr möglich, die Verstrickung von Differenzkonstruktionen und Subjektivierungsprozessen und deren Einfluss auf biografische Selbstkonstruktionen herauszuarbeiten.¹⁶ Auch bei Ruokonen-Engler wird letztlich nicht deutlich, wie sie Geschlecht, Ethnizität und Rasse in ihrem Zusammenwirken, in ihrer Verbindung untersucht, wie sie schreibt (vgl. ebd.: 204).¹⁷

Ebenso finden sich in den Studien von King (2008) und Weber (2003; Weber 2009) keine präzisen Angaben zum Vorgehen bei der Analyse von Intersektionalität. King analysiert biographische Interviews von Bildungsaufsteiger*innen im Hinblick auf die Transzendenz von Herkunftsbedingungen während des Durchlaufens des Bildungssystems, um herauszufinden, »wie Prozesse der Selbstpositionierung im sozialen Gefüge sowie Benachteiligung und Ausgrenzungserfahrungen ineinandergreifen« (King 2008: 87).¹⁸ Weber arbeitet mit Schüler*innen mit episodischen Interviews, mit Leitfadeninterviews mit deren Lehrkräften und Koordinator*innen sowie mit eigenen Beobachtungen (vgl. Weber 2003: 17ff.). Anhand dieser geht sie der Frage nach, »welche sozialen Kategorisierungen in welcher Weise subtile Prozesse der Bildungsbenachteiligung [im Unterrichtsalltag gymnasialer Oberstufen, M.B.] hervorbringen« (Weber 2009: 76). Hierfür untersucht sie die

16 Der biographische Zugang ermöglicht ihr einerseits Subjektivierungsprozesse empirisch im Spannungsfeld von Struktur und Handeln zu untersuchen und andererseits aufzuzeigen, inwiefern Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster »in sozial-kulturell-historisch spezifischen Kontexten beteiligt sind und welche materielle und subjektive Wirkungsmächtigkeit sie haben« (Ruokonen-Engler 2006: 215).

17 Sie verweist darauf, dass der von ihr analysierte Fall aus ihrem Dissertationsprojekt stammt. Inwiefern sie dort ihr methodisches Vorgehen präzisiert muss hier offenbleiben. So oder so gilt es, das methodische Vorgehen zu erläutern.

18 King arbeitet vier Typen heraus, die sehr unterschiedlich mit der durch den Bildungsaufstieg erfahrenen Differenz umgehen. Sie findet sowohl defensives als auch negierendes als auch kontrollierendes und aneignendes Verhalten. Ihr Fokus liegt dabei insbesondere auf den Kategorien Herkunft, Geschlecht und Migrationsstatus: »Die intersektionale Analyse ermöglicht es, die Dynamik der Bewegung im sozialen Raum, die vermittelten Ungleichheitsverhältnisse und die strukturellen Faktoren der Verhinderung zu erfassen.« (King 2008: 101)

Wirkung der Ungleichheitsdimensionen auf der Mikro-, Meso- und Makroebene und kann dadurch die wechselseitige Abhängigkeit der Kategorien Geschlecht und Ethnizität zeigen. Im Zentrum stehen dabei die Alltagstheorien der Lehrkräfte über die ›türkischen‹ Schülerinnen. Die Auswertung erfolgt diskursanalytisch, um die Verflechtung der Diskurse über Ethnizität und Geschlecht, den Zusammenhang zur sozialen Position und die Machtbeziehungen zu analysieren, die mit den zitierten Diskursen reproduziert werden. Weber kann so zeigen, dass die von den Lehrkräften benutzten Diskurse weder subjektiv noch professionstypisch sind, sie zitieren vielmehr gesamtgesellschaftliche Diskurse (vgl. Weber 2003: 265).¹⁹

Die von Bronner durchgeführte Studie zu den Möglichkeiten biografischer Gestaltung und Aushandlung von Gender in Fastnachtvereinen basiert auf themen-zentrierten Interviews und ethnographischen Beobachtungen. Sie interessiert sich dafür, »ob in spezifischen biografischen Phasen bestimmte soziale Kategorien in den Vorder- bzw. Hintergrund treten, ob Aushandlungen bestimmter sozialer Kategorien folglich mit spezifischen biografischen Abschnitten in Verbindung gebracht werden können« (Bronner 2010: 257).²⁰ Im Hinblick auf die empirische Um-

19 Weber arbeitet heraus, dass die Schwierigkeiten der Lehrkraft mit ›türkischen‹ männlichen Jugendlichen als Widerstand dieser gegen ihre Marginalisierung innerhalb der Dominanzgesellschaft gelesen werden können. Sie zeigt, dass es sich bei von den Lehrkräften kulturalisierten Konflikten um das Aufeinandertreffen unterschiedlicher milieuhängiger normativer Leitvorstellungen handelt (vgl. Weber 2009: 87f.). In Bezug auf ›türkische‹ Mädchen zeigt sich, dass diese von den Lehrkräften als in patriarchalisch organisierten Familien lebend imaginiert und in typische und untypische ›türkische‹ Mädchen unterteilt werden (vgl. Weber 2003: 267). Die oft bestehende unterprivilegierte Herkunft der Schülerinnen wird von den Lehrkräften nicht reflektiert. Ihr Blick ist durch defizitorientierte Zuschreibungen wie Kulturdifferenzen oder die Vorstellung eines Modernitätsabstands als Erklärungsmuster geprägt. Die Verantwortung für deren bildungsbenachteiligte gesellschaftliche Position wird den Schülerinnen dabei selbst zugeschrieben (vgl. ebd.: 270). Zur Dekonstruktion der genannten Zuschreibungen schlägt Weber vor – reflektierend, dass die gesamtgesellschaftlichen Machtgefüge in Schulen nur bedingt außer Kraft gesetzt werden können –, die individuellen Ressourcen der Schülerinnen stärker zu entwickeln, sie mittels Empowerment zu stärken und die Lehrkräfte durch Supervisionen, die den Fokus auf ethnisierende Kreisläufe richten, zu unterstützen (vgl. ebd.: 272ff.).

20 »Die Untersuchung konnte zeigen, dass individuell verschiedene Bezüge auf soziale Kategorisierungen und kulturelle Zuschreibungen hergestellt werden, die sich trotz feststellbarer gemeinsamer Tendenzen nicht typisieren lassen.« (Bronner 2010: 258) Bronner zieht daraus den Schluss, dass die situations- und kontextabhängige Wirksamkeit sozialer Ungleichheitskategorien durch das Zusammenwirken von subjektiver Positionierung, Interessen und Lebenssituation erklärt werden kann (vgl. ebd.: 258). Für Bronner bleibt offen, »ob und in welcher Weise die Subjekte jenseits gesellschaftlicher Zuschreibungen agieren« (Bronner 2010: 266). Vor dem Hintergrund der Herausforderung, soziale Differenzlinien als verschränkt zu denken und diese in ihrer Verschränkung zu erforschen, plädiert sie für eine Fokussierung auf spezifische Kategorien, zugleich aber eine Offenheit für bisher nicht als wichtig erachtete Differenzlinien zu bewahren (vgl. ebd.: 267).

setzung kritisiert Bronner die fehlende »Diskussion darüber, wie sich die theoretischen Konzepte über das komplexe Zusammenwirken verschiedener sozialer Differenzlinien und damit verbundener Ungleichheits- und Dominanzverhältnisse im konkreten Forschungsprozess anwenden lassen«, aber auch »wie die Verwobenheiten im empirischen Material entdeckbar werden, wie die Vielschichtigkeit der Wechselverhältnisse erfassbar wird« (ebd.: 254f.). Bronner schließt daraus, dass es bei Intersektionalität »mehr um ein offenes und sensibles Befragen des Materials geht als darum, nach einer klar umrissenen Forschungsmethode vorgehen zu können« (Bronner 2010: 256).

Beckmann (2011) beschäftigt sich mit migrantischer Sorgearbeit in Frankreich. Dabei interessiert sie sich für den Stellenwert von Care Work in der wohlfahrtsstaatlichen Organisation Frankreichs. Sie zeigt, ähnlich wie auch Hess (2005), Rerich (2006) und Lutz (2007) dies tun, dass Sorgearbeit »spezifisch mit den Ungleichheitskategorien Geschlecht, Klasse und *race*/Migration verbunden ist« (Beckmann 2011: 25, Herv. i.O.; vgl. auch Beckmann/Ehnis 2011). Auch Beckmann macht keine Angaben zu ihrem methodischen Vorgehen.

Kerchner untersucht die Debatte über Intersektionalität diskursanalytisch. Differenzierend zwischen der normativ-kritischen Diskursethik, die vor allem auf Habermas zurückgeht, der analytisch-neutralen Diskurspragmatik nach Austin, Searle und Sacks und der Genealogie der Gegenwart Foucaults, verortet sie verschiedene intersektionale Ansätze innerhalb dieser. Dadurch wird deutlich, welchen theoretischen und normativen Prämissen die Ansätze folgen. Sie kommt mit Foucault zu dem Schluss, dass eine kritische Reflexion der Reduktionen, Selektionen und Simplifizierungen, die mit der Unterteilung in Gruppen einhergehen, notwendig ist, denn, »[g]enau mit solchen Wahrnehmungs- und Darstellungstechniken, die uns im Alltag so selbstverständlich geworden sind, verlieren wir immer wieder aufs Neue die Qualität der Vielfalt aus dem Auge« (Kerchner 2011: 158).

Intersektionalität bietet damit Anschlussmöglichkeiten an vielfältige Methoden der qualitativen Sozialforschung. Wie Eingangs skizziert, spiegelt sich in den empirischen Studien die Vielfalt der zugrunde liegenden Verständnisse von Intersektionalität, die das Herangehen wie auch die Auswertung bestimmen. Dies erschwert es, die Ergebnisse miteinander zu vergleichen. Für quantitative Forschungszugänge gilt diese Herausforderung nicht in dem Maße wie für qualitative Verfahren. Diesen sind jedoch andere Schwierigkeiten inhärent, wie nachfolgend deutlich werden wird.

1.6.2 Intersektionalität in quantitativen Forschungszugängen

Quantitative Verfahren unterscheiden sich von qualitativen Verfahren in ihrem methodischen Herangehen wie auch ihren Zielen und ihrer Forschungslogik.

Auf der Suche nach Mustern, zeichnen sie sich durch ihr Interesse an Ursache-Wirkungszusammenhängen aus (vgl. Burzan 2015: 21). Zeigt sich dabei eine hohe Korrelation, so wird davon ausgegangen, dass diese nicht zufällig entstanden ist, sondern dass für bestimmte empirische Merkmale ein Zusammenhang konstatiert und numerisch dargestellt werden kann. Auf der Basis möglichst vieler Untersuchungsfälle sollen dann repräsentative Aussagen über den Untersuchungsgegenstand getroffen werden. Dabei werden – anders als in der Mehrzahl der qualitativen Forschungen – bereits vor der Erhebung Aspekte bestimmt, von denen angenommen wird, dass sie relevant sind. Es wird folglich stärker mit Hypothesen gearbeitet als dies bei qualitativen Zugängen der Fall ist. »Der Schwerpunkt liegt darin, theoretische Annahmen und Erklärungen an konkreten Forschungsgegenständen zu überprüfen, weniger darin, Theorien erst durch die empirische Arbeit im Forschungsfeld zu entwickeln.« (Ebd.: 22) Erhebungen erfolgen entsprechend mit standardisierten Instrumenten, um die unmittelbare Vergleichbarkeit zu gewährleisten und zu einer möglichst großen Objektivität²¹ zu gelangen. Dabei setzen quantitative Erhebungsmethoden mehr theoretisches und quantitatives Wissen über den Erhebungsgegenstand voraus, als qualitative und explorative Zugänge dies tun (vgl. Hardmeier 2011: 112). Für die Auswertungen werden zumeist statistische Verfahren genutzt. Die daraus resultierenden Ergebnisse werden dann systematisch auf die zuvor gebildeten Hypothesen rückbezogen. Damit lässt sich für quantitative Verfahren eine deduktive Logik konstatieren, die dem Falsifikationsprinzip folgt. Es wird vom Allgemeinen auf den Einzelfall geschlossen und nicht – wie in qualitativen Verfahren – von den Einzelfällen her auf das Allgemeine.

Intersektionale Analysen, die mit quantitativen Methoden operieren, sind bislang kaum erfolgt. Dies lässt sich sicherlich auf die Schwierigkeiten der Umsetzung zurückführen. »Die perfekte quantitative Intersektionalitätsanalyse gibt es noch nicht.« (Hardmeier 2011: 122) Neben den in den vorherigen Abschnitten skizzierten Debatten um die theoretische Konzeption von Intersektionalität wie auch die relevanten Kategorien und Ebenen, stehen quantitative Zugänge in einem gewissen Widerspruch zum Gedanken der Intersektionalität. Es geht um komplexe,

21 Wer sich mit der Frage der Objektivität von Forschung befasst, stößt auf Debatten um die Situietheit von Wissen, die auch für quantitative Verfahren gilt. Vermeintlich neutrale Befragungen sind stets durch die den Fragen und Antworten inhärenten Grundannahmen und Normalisierungen geprägt, die auf Befragte wie Ergebnisse Einfluss nehmen. Daher gilt für quantitative wie qualitative Verfahren dasselbe: Es gibt keine objektiven Forschungsergebnisse. Butler schreibt zu dieser Frage: »Grundlagen funktionieren in jeder Theorie als das Unhinterfragte, das Unhinterfragbare. Und doch stellt sich die Frage, ob diese ›Grundlagen‹, d.h. diejenigen Prämissen, die als autorisierende Gründe fungieren, sich nicht durch Ausschließungen konstituieren, die, sobald sie in Rechnung gestellt werden, die grundlegende Prämisse als eine kontingente, anfechtbare Annahme entlarven.« (Butler 1993: 37)

dynamische Wechselwirkungen bzw. Machtverhältnisse, die sich nicht mit klassischen Dualismen oder Polarisierungen beschreiben lassen, es wird im Gegenteil eingefordert, Kategorien stärker als kontingent zu denken (vgl. Lorey 2008: 139).

Für die quantitative Intersektionalitätsforschung führt Hardmeier jedoch an, dass diese Intersektionalität eher als Analysetool, denn als theoretische Grundlage verwendet (vgl. Hardmeier 2011: 116). Entsprechend wird Intersektionalität dann auf der Basis mehrdimensionaler Kreuztabellen durch eine Multiplikation der Dimensionen untersucht (vgl. ebd.: 117f.). Intersektionalität stellt damit für quantitative Zugänge mindestens eine enorme Herausforderung dar und es besteht die Gefahr, in die mathematischen Muster früher intersektionaler Ansätze zu verfallen.

Ein empirischer Versuch, eine intersektionale Perspektive mittels eines quantitativen Verfahrens umzusetzen, findet sich bei Scambor und Zimmer. Einer handlungstheoretischen Perspektive folgend, versuchen Scambor und Zimmer mit ihrer interdisziplinär durchgeführten Makro-Studie »die Entstehung der Stadt aus den alltäglichen Handlungen ihrer Bewohner und Bewohnerinnen zu erfassen« (Scambor/Zimmer 2012a: 25). In der stadtsoziologischen Sozialforschung und der Medienkunst verortet, interessieren sie sich dafür, inwiefern soziale Stellungen zu spezifischen (An-)Ordnungen und Aneignungen des städtischen Raums führen und unterschiedliche Vergesellschaftungsbedingungen abbilden. Indem sie Wegeketten und alltäglich aufgesuchte Orte von Bewohner*innen erfassen und unter den Aspekten Migration, Geschlecht und Alter intersektional auswerten, können sie Aussagen über die Mobilität verschiedener Personengruppen treffen (vgl. ebd.: 29f.; Scambor/Zimmer 2012b: 46f.). Die Auswertung erfolgt mittels quantitativer Verfahren, insbesondere der Varianzanalyse (vgl. Scambor/Zimmer 2012b: 52). Dabei werten die Autor*innen die Kategorien Geschlecht, Ethnie, Milieu und Alter zunächst separat aus, um daran anschließend Korrelationen zwischen diesen herauszuarbeiten wie auch Ähnlichkeiten innerhalb von Kategorien (vgl. ebd.: 52ff.).²² Hier gilt ebenfalls die oben angeführte Kritik, dass ein solches Vorgehen der Idee, Machtverhältnisse in ihrer Komplexität zu erfassen, oder im gängigen Vokabular von Intersektionalität gesprochen, Kategorien in ihrer Durchdringung oder Überkreuzung zu analysieren, um sie in ihren Dynamiken zu beschreiben, nicht gerecht werden kann, wenn die Kategorien (zunächst) einzeln in den Blick genommen werden (vgl. King 1992).

22 Dabei zeigt sich, »dass sich die Bewegungsmuster der Menschen unterscheiden, je nachdem, in welchem Bezirk sie wohnen und welchen Migrationshintergrund sie haben. [...] Andererseits konnten im Projekt *Intersectional Map* Vergesellschaftungen unterschiedlicher männlicher und weiblicher Genus-Gruppen anhand unterschiedlicher Mobilitätsstrukturen auf der Makroebene abgebildet werden.« (Scambor/Zimmer 2012b: 74, Herv. i.O.; vgl. auch Scambor 2016: 85ff.)

Die Entscheidung für einen qualitativen oder quantitativen Forschungszugang wird je nach zugrunde liegendem theoretischen Modell und Fragestellung unterschiedlich ausfallen. Die angeführten Kritiken sollten dabei in jedem Fall berücksichtigt werden, um das eigene methodische Vorgehen kritisch zu reflektieren und ggf. zu verändern und so einer Reifizierung und damit verbundenen simplen Reproduktion von Kategorien vorzubeugen, die der empirischen Realität nicht gerecht wird.

1.7 Intersektional forschen, aber wie? Über intersektionale Methodologie

Deutlich geworden ist bisher, dass es sich bei Intersektionalität um ein vielschichtiges Thema handelt, das sowohl in sehr heterogenen theoretischen Modellen konzipiert wird als auch in der empirischen Umsetzung mittels sehr differenter Erhebungs- und Auswertungsmethoden der empirischen Sozialforschung erforscht wird. Bislang wenig debattiert ist in diesem Kontext, wie Intersektionalität methodologisch zu verorten ist. Bieten die herkömmlichen Methoden der empirischen Sozialforschung hinreichend Möglichkeiten, um Intersektionalität im Sinne komplexer Machtverhältnisse zu erforschen, oder bedarf es spezifischer methodischer Zugänge und/oder Auswertungsmethoden, um die komplexen Machtverhältnisse analysieren zu können? Das methodische Herangehen an einen Forschungsgegenstand sollte stets durch die Fragestellung bestimmt sein. Zugleich gilt es, die empirischen Methoden im Hinblick auf ihre Passung zur Fragestellung zu überprüfen, denn »[d]ie Nutzung der empirischen Methoden ist ohne gründliches Nachdenken über deren Funktionieren nicht vertretbar« (Häder 2010: 18). Werden die in Kapitel 1.6 angeführten Studien betrachtet, scheint es keiner eigenständigen Methodologie zur Untersuchung von Intersektionalität zu bedürfen. Dies kann einerseits als Stärke des Ansatzes gedeutet werden, der damit breite Rezeptionsmöglichkeiten und methodische Anschlüsse bietet. Jedoch wurde – wie oben skizziert – das genaue Vorgehen bei der Analyse intersektionaler Machtverhältnisse überwiegend nicht näher nachgezeichnet. Dadurch bleibt andererseits letztlich unklar, wie die Kategorien bzw. Machtverhältnisse in ihrem Zusammenwirken genau analysiert wurden. Dies wiederum kann auch als Schwachstelle von Intersektionalität gesehen werden. Im Folgenden werden die metawissenschaftlichen Debatten über die Untersuchung intersektionaler Machtverhältnisse nachgezeichnet. Dabei wird vor allem der Zugang von Degele und Winker ausführlicher dargestellt, auf den im weiteren Verlauf der Arbeit wieder rekuriert wird.

1.7.1 Methodologische Erörterungen: Über intersektionale Vorgehensweisen

Bislang existieren wenige explizit geführte Debatten über die Konsequenzen intersektionaler Denkweisen für Methodologie und methodisches Vorgehen. Zwar lassen sich einige Ansätze darunter subsumieren, die sich selbst nicht ausdrücklich dort verorten, aufgegriffen werden an dieser Stelle jedoch vor allem die Argumentationen, die das methodologische und/oder methodische Vorgehen explizit zum Gegenstand machen und damit ihren Fokus auf die damit verbundenen Herausforderungen richten, die Intersektionalität birgt.

Vor dem Hintergrund der Betonung in den Debatten um Intersektionalität, dass Kategorien eine je spezifische Wirksamkeit inhärent ist, schlägt Becker-Schmidt (2007) vor, bei der Erforschung in einem interdisziplinären Forschungsverbund vorzugehen. Dies erscheint ihr sinnvoll, da sie Intersektionalität als Forschungsherausforderung auffasst: »Angesichts der verschiedenen Bezugspunkte für soziale Differenzsetzungen und der unterschiedlichen Wechselwirkungen zwischen ihnen sind wir mit Interferenzen in einer Vielzahl von Kombinationen konfrontiert.« (Becker-Schmidt 2007: 56) Für Becker-Schmidt stellt Intersektionalität deshalb ein komplexes und hybrides Forschungsprogramm dar, das Forschende herausfordert. Um die Analyse der Kategorisierungen in ihren Spezifika möglichst umfassend zu ermöglichen, plädiert sie dafür, »die Achsen sozialer Ungleichheit, die in den einzelnen Kombinationen ineinandergreifen, zunächst gesondert [zu, M.B.] untersuchen« (ebd.), da sich andernfalls die spezifischen Effekte und die Spannungen nicht erschließen lassen, »die entstehen, sobald sich soziale Grenzziehungen überkreuzen, die ihre je eigene Genese haben« (ebd.: 56f.). Das interdisziplinäre Vorgehen ermöglicht dabei ein themenzentriertes Vorgehen. Indem jeweils eine Achse und deren Infiltration durch eine oder mehrere andere untersucht wird, können die Verflechtungen nacheinander in den Blick genommen werden (vgl. Becker-Schmidt 2007: 57). Entsprechend fordert sie, zunächst analytisch zu trennen, was Intersektionalität (dann) zusammensetzt. Ihre Untersuchungsrahmung ist damit vage genug, um Anschlussmöglichkeiten für sehr viele Erhebungs- wie auch Auswertungsmethoden der empirischen Sozialforschung zu bieten. Zugleich folgt sie in ihrer methodologischen Explikation dem oben skizzierten und vielfach kritisierten Achsen-Modell, sodass ihr Vorschlag durch diese theoretische Denkfigur bestimmt wird.

Erel et al. halten das kritische Potenzial von Intersektionalität für nicht ausgeschöpft, »[d]ie Entwicklung eines reflektierten theoretischen Verständnisses und die Revision althergebrachter methodischer Annahmen im Lichte einer komplexen Machtanalyse stehen unseres Erachtens noch aus« (Erel et al. 2007: 247). Sie plädieren deshalb dafür, einen herrschaftskritischen analytischen Rahmen zu entwickeln und eine Analyse spezifischer Unterdrückungsformen mit dem Ineinan-

dergreifen von Unterdrückungsverhältnissen zu verbinden (vgl. ebd.: 245). Als methodische Konsequenzen formulieren sie, »dass ForscherInnen insbesondere im Zuge der Datenanalyse sich die Frage stellen müssen, wie Unterdrückungsverhältnisse die Daten, die sie produzieren, mit strukturieren« (Erel et al. 2007: 247). An Razack anschließend, die von »interlocking systems of oppression« spricht, also Machtverhältnissen, die miteinander verwoben sind und sich gegenseitig erschaffen, vermeiden die Autor*innen den Begriff Intersektionalität (vgl. ebd.: 249). Um Machtverhältnisse aufzudecken, sollten zudem auch die Auslassungen, die sich in den Diskursen der erhobenen Daten finden, untersucht und herausgearbeitet werden – ein Vorgehen, das sich auch bei Butler findet (vgl. Butler 2006: 49f.). Dadurch lässt sich aufzeigen, weshalb ein bestimmtes Forschungsgebiet auf eine bestimmte Weise abgegrenzt wird. Darüber hinaus sollte die eigene Position kritisch reflektiert werden, was ich für den vorliegenden Ansatz im fünften Kapitel aufgreife und ausführe. Der Vorschlag von Erel et al. basiert – ähnlich wie der von Becker-Schmidt, wenn auch inhaltlich in gänzlich anderer Weise – auf einer bestimmten theoretischen Vorstellung dessen, was Intersektionalität bzw. interlocking systems of oppression bedeuten. Auf diese wird in der methodologischen Umsetzung rekurriert werden, wodurch sich andere methodologische Schlussfolgerungen ergeben, als dies bei dem von Becker-Schmidt skizzierten Ansatz der Fall ist.

Auf Basis der Grounded Theorie Methodologie plädiert Schultz dafür, Datenerhebung und Datenanalyse simultan vorzunehmen und die relevanten Differenzkategorien aus den empirischen Daten durch offenes Kodieren kontextspezifisch zu generieren (vgl. Schultz 2011: 129). Dabei gilt es, Kategorien u.a. sowohl in ihrer Wirkung im Sinne eines symbolischen, situationsspezifischen Kapitals als auch in der gegenseitigen Konstruktion zu fokussieren.²³ Hierfür schlägt sie vor, stufenweise unterschiedliche Zugehörigkeiten in der Datenerhebung und Auswertung ins Zentrum zu rücken (vgl. ebd.: 133). Sie untersucht die wechselseitigen Durchdringungen der Kategorien untereinander und geht davon aus, dass einzelne Kategorien ohne einander gar nicht beschreibbar sind (vgl. Schultz 2011: 140). Die Individuen betrachtet sie dabei »als Schnittpunkte in einem Beziehungsgeflecht ganz unterschiedlich strukturierter Zugehörigkeiten« (ebd.: 141).

23 Schultz untersucht folgende Fragen: »Auf welche Verknüpfungen wird besonders eingegangen? [...] Was wird mit bestimmten Zugehörigkeiten verbunden? [...] Wie weit gehen bestimmte Zugehörigkeiten in die Definition anderer ein? [...] In welchen Zusammenhängen wird sich auf welche Zugehörigkeiten berufen? Welche Zugehörigkeiten bleiben eher unsichtbar oder werden nur im Zusammenhang mit ganz bestimmten Erfahrungen genannt?« (Schultz 2011: 140) Sie selbst führte eine Studie im Sudan durch, bei der sie Bürgerkriegsflüchtlinge und Migrant*innen im Hinblick auf multiple Selbst- und Fremdzuschreibungen befragte. Ihre Ergebnisse zeigen die Relevanz von ethnischer Zugehörigkeit, Geschlecht, Generation, Nord- vs. Südsudan, Zeitpunkt der Migration, Bildungsstand, Klasse, Religion und Lokalität (vgl. ebd.: 139f.).

Es zeichnet sich hier bereits deutlich ab, dass das methodologische Vorgehen von der theoretischen Denkfigur, von den zugrunde liegenden Prämissen, mitbestimmt wird. Je nach theoretischem Modell von Intersektionalität – dem wiederum bestimmte gesellschaftstheoretische Vorstellungen und Modelle zugrunde liegen – folgen daraus sehr unterschiedliche Vorgehensweisen. Deutlich werden wird dies auch in der von Degele und Winker entwickelten Auswertungsmethodologie.

1.7.2 Methodologie und Methode: Die intersektionale Mehrebenenanalyse

Die von Degele und Winker entwickelte intersektionale Mehrebenenanalyse bietet mit ihrer auf Bourdieus praxeologischem Ansatz beruhenden Ungleichheitsanalyse ein Werkzeug an, mit dem die Verbindung der unterschiedlichen Analyseebenen und Kategorien in der Forschungspraxis ermöglicht wird und bisherige Kritiken an Intersektionalität produktiv aufgegriffen werden sollen. Um die vielfach diskutierten Fragen zu beantworten, wie viele und welche Kategorien in wissenschaftlichen Analysen berücksichtigt werden sollten und wann welche Kategorien in welcher Form bedeutsam sind (vgl. die exemplarische Übersicht in Walgenbach 2014a: 68ff.), entwickeln die Autorinnen auf der Basis eines qualitativen Forschungsansatzes ein deduktiv-induktives Analyseschema (vgl. Degele/Winker 2008: 194). Dieses berücksichtigt sowohl die Makro- und Mesoebene als auch die Mikro- und die Repräsentationsebene, um Wechselwirkungen zwischen wie innerhalb dieser analysieren zu können (vgl. Degele/Winker 2009: 25). Es geht ihnen darum, »die immer wieder neu mit verschiedenen Differenzkategorien und auf verschiedenen Ebenen konstruierten Hierarchisierungen und Diskriminierungen aufzudecken, um daraus Wege für die Gestaltung und Realisierung einer gerechteren Welt zu eröffnen« (Degele/Winker 2008: 207). Zwar existieren bereits intersektionale Analysen, die auf den genannten Ebenen operieren, bislang werden i.d.R. jedoch lediglich eine, maximal zwei der Ebenen berücksichtigt. »Darüber hinaus fehlt auch die Anbindung diskursiver Praxen an Strukturen, die sich mit vorgängigen sozialen Praxen materialisiert haben und wiederum Diskurse und Identitäten beeinflussen.« (Degele/Winker 2007: 3)²⁴ Degele und Winker entwickeln aus diesem Grund eine Methodologie, die es ermöglicht, die unterschiedlichen Wechselwirkungen von Diskriminierungsstrukturen empirisch analysierbar zu machen (vgl. Langreiter/Timm 2011: 57). Ihr Ansatz ist von der Idee geleitet, dass der empirische Forschungsgegenstand letztlich über die Relevanz von Ungleichheitskategorien entscheidet (vgl. Degele/Winker 2008: 195). Für Degele und Winker besteht das Ziel darin, »die immer

24 In der konkreten Untersuchung bedeutet dies, die Verwobenheit von Praxen und Diskursen zu analysieren und dabei soziale Praxen in Form von Handlungen und sprachlichen Interaktionen und die dort auffindbaren Differenzierungskategorien in ihren Wechselwirkungen zu erforschen (vgl. Degele/Winker 2009: 67).

wieder neu mit verschiedenen Differenzkategorien und auf verschiedenen Ebenen konstruierten Hierarchisierungen und Diskriminierungen in ihren Verwobenheiten aufzudecken« (Langreiter/Timm 2011: 60).

Methodologischer Ausgangspunkt des Ansatzes ist die Analyse beobachtbarer sozialer Praxen, die nicht in ihrem singulären Sosein erklärt werden sollen, sondern – Bourdieu folgend – in ihren Relationen, in ihren Beziehungen zu anderen Elementen der Praxis (vgl. Degele/Winker 2008: 196). Indem sie danach fragen, wann welche Kategorien in welcher Form bedeutsam sind, greifen Degele und Winker eine zentrale Debatte intersektionaler Ansätze auf (vgl. Degele/Winker 2007: 2). Sie begegnen dieser Herausforderung in ihrem eigenen Ansatz, indem sie drei Analyseebenen berücksichtigen. Auf der Makroebene werden gesellschaftliche Strukturen und Institutionen erforscht, auf der Mikroebene stehen interaktiv hergestellte Prozesse der Identitätsbildung mittels Differenzierungen im Zentrum der Analyse und auf der Repräsentationsebene werden kulturelle Symbole bearbeitet (vgl. ebd.: 2).

Um auf der Strukturebene Wechselwirkungen von Kategorien zu untersuchen, wählen Degele und Winker ein deduktives Vorgehen. Dabei geht es ihnen um die Einbindung sozialer Praxen in strukturelle Herrschaftsverhältnisse (vgl. Degele/Winker 2009: 27). Innerhalb kapitalistischer Gesellschaftsformen untersuchen sie die Wechselwirkungen unterschiedlicher Herrschaftsverhältnisse in der Produktions- und Reproduktionssphäre (vgl. ebd.: 37). Die Autorinnen unterscheiden auf der Strukturebene vier Herrschaftsverhältnisse, die Prozesse und Verhältnisse innerhalb kapitalistischer Gesellschaften beschreiben und die sie in ihren Verwobenheiten mit dem Mehrebenenmodell analysieren: Klassismen, Heteronormativismen²⁵, Rassismen und Bodyismen²⁶. Diese Herrschaftsverhältnisse, anhand derer Ressourcen und damit verbunden Lebenschancen verteilt sind und

25 Als Herrschaftsverhältnis gedacht, verwenden Degele und Winker den Begriff Heteronormativismus, um »die Herrschaftsverhältnisse, die auf hierarchischen Geschlechterbeziehungen sowie der unhinterfragten Annahme natürlicher Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit basieren«, zu benennen (Degele/Winker 2009: 46).

26 Als Bodyismen bezeichnen die Autorinnen »Herrschaftsverhältnisse zwischen Menschengruppen aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperlicher Verfasstheit« (Degele/Winker 2009: 51). Sie verstehen dabei mit Shilling Körper »als Quelle (source) zur Hervorbringung und kreativen Gestaltung sozialen Lebens [...], als Ort (location), in den gesellschaftliche Strukturen einwirken sowie als Mittel (means), durch das Individuen positioniert und soziale Strukturen gebildet werden« (Shilling 2005, zit.n. Degele/Winker 2009: 49f.). Mit dem Begriff Körper werden Behinderung, Disability und Alter einbezogen, da Diskriminierungen, die mit diesen Kategorisierungen in Zusammenhang stehen, i.d.R. auf Körperlichkeiten bezogen sind.

die den vier Strukturkategorien Klasse²⁷, Geschlecht, Rasse²⁸ und Körper folgen, erachten Degele und Winker gegenwärtig als zentral. Keines der Herrschaftsverhältnisse wird dabei als grundsätzlich dominant erachtet. Die Debatten der Geschlechter- und Genderforschung aufgreifend, weisen die Autorinnen darauf hin, dass sich Klassen-, Geschlechter-, Rassen- und Körperverhältnisse in ihren Wechselwirkungen mit bisherigen theoretischen Ansätzen nicht bestimmen lassen (vgl. Degele/Winker 2009: 28). Damit greifen sie die in der Forschung elaborierten Strukturkategorien auf und ergänzen diese um die gesellschaftstheoretisch begründete Kategorie *Körper*.

In der intersektionalen Analyse der Identitätsebene gilt es, Kategorien induktiv aus dem Material heraus zu entwickeln und damit die Anzahl der für die Analyse relevanten Kategorien vorab nicht festzulegen.²⁹ Diese prinzipielle Offenheit von Kategorien auf der Identitätsebene ermöglicht einen konstruktiven Umgang mit einem zentralen Problem der Gender- und Queer Studies: der Reifizierung. Indem die zu untersuchenden Kategorien nicht einfach als relevant vorausgesetzt

27 Mit der Kategorie Klasse wird ein zentraler Begriff unterschiedlichster Theorien sozialer Ungleichheit relevant gesetzt, der an eine kapitalistische Wirtschaftsstruktur gebunden ist. »Klasse bezeichnet also eine Gruppe von Menschen, denen ihre Stellung im Produktionsprozess gemeinsam ist.« (Degele/Winker 2009: 43) Degele und Winker erachten dabei auch Herkunft, Bildung und Beruf als zentrale Kriterien für die Klassenzugehörigkeit.

28 Degele und Winker verwenden in ihrer Beschreibung der analytisch relevanten Strukturkategorien den Begriff Rasse. Sie betonen, dass Rassen sozial konstruiert sind und greifen auf den Begriff im Sinne eines Analysewerkzeugs für rassistische Diskriminierungen zurück. Die Definition von Weiß (2001) aufgreifend, verstehen die Autorinnen unter Rassismen »Herrschaftsverhältnisse, die auf strukturelle Machtasymmetrien ›zwischen durch symbolische Klassifikationen zu ›Rassen‹ gewordenen Menschengruppen‹ beruhen. Das entscheidende Merkmal dabei ist eine Bezeichnungs- und Definitionspraxis, die ein spezifisches Wissen über vermeintlich natürliche Unterschiede zwischen ›uns‹ und ›den Anderen‹ hervorbringt.« (Degele/Winker 2009: 48)

29 »Identitäten unterscheiden zwischen dem Selbst und dem Anderen – ob aufgrund von Sprache, Territorialität, Geschlecht oder anderem.« (Degele/Winker 2009: 59) Über Identitätskategorien wird dementsprechend das Verhältnis zu sich selbst bestimmt (vgl. Maihofer 2002: 25). Sie dienen der Reduzierung von Unsicherheiten in der eigenen sozialen Positionierung mittels Ab- und Ausgrenzungen wie auch Zusammenschlüssen, die auf einem umfassenden, vielfältigen Differenzierungssystem basieren. Hierbei werden hegemoniale symbolische Repräsentationen und hierarchisierte, materialisierte Strukturen reproduziert (vgl. Degele/Winker 2009: 61f.). Dabei handelt es sich um einen nie abgeschlossenen Prozess, um ein fortwährendes *doing difference*, das je nach Interaktionskontext variiert (vgl. Fenstermaker/West 2001). Dies impliziert einerseits die Relevantsetzung von Kategorien, beinhaltet andererseits aber auch die Möglichkeit, dass Kategorisierungen für ein Individuum in einem bestimmten Kontext keine oder aber eine nachgeordnete Relevanz haben (vgl. Hirschauer 2001a). Nicht alle Kategorien sind also zu jedem Zeitpunkt gleichermaßen wichtig. Daraus schlussfolgern Degele und Winker, dass eine prinzipielle Offenhaltung der Anzahl der zu analysierenden Kategorien erforderlich ist (vgl. Degele/Winker 2007: 5).

werden, sondern berücksichtigt wird, ob sie von der interviewten Person herangezogen werden oder nicht, werden naturalisierte und hierarchisierte Differenzkonstruktionen in ihrer alltäglichen Wirkung sichtbar und als Ideologie auffind- und kritisierbar (vgl. Degele/Winker 2008: 201). »Identitätskonstruktionen [...] und Repräsentationen sind [also] über Performativität miteinander verknüpft und bringen Strukturen hervor. Die hergestellten Strukturen wiederum werden nur in Form von Vollzug aktiv. Identitäten und Repräsentationen sind damit strukturerhaltende und -bildende Faktoren« (Degele/Winker 2009: 73).

Herrschaftsverhältnisse werden ebenso durch symbolische Repräsentationen gestützt und zugleich durch sie hervorgebracht. »Ferner ermöglichen vorherrschende Normen, Werte und Stereotype Identitätskonstruktionen, und diese individuellen Subjektivierungsprozesse stabilisieren wiederum symbolische Repräsentationen durch performative Wiederholungen.« (Degele/Winker 2009: 54) Eine intersektionale Analyse sollte daher die Ebene der symbolischen Repräsentation berücksichtigen und hierüber herrschende Normen, Werte, Stereotype und Ideologien herausarbeiten, um die Wechselwirkungen unterschiedlicher Kategorien auf dieser Ebene erfassen zu können. Anders als auf der Strukturebene wird auf der Ebene der symbolischen Repräsentation eine Vielzahl von Kategorien berücksichtigt, die auch außerhalb der vier Strukturkategorien verortet sein können. Die Autorinnen weisen jedoch darauf hin, dass symbolische Repräsentationen in Form von Anrufungen Strukturen und Herrschaftsverhältnisse wie die vier genannten erzeugen (vgl. Degele/Winker 2011: 78).³⁰

Indem die Prozesse von Verbindungsmöglichkeiten zwischen Identität, Struktur und Repräsentation in ihren abschwächenden, verstärkenden, widersprüchlichen oder neutralen Wirkungen betrachtet werden, werden die sozialen Praxen in ihrer Komplexität hinreichend erfasst. Während Strukturen Rahmen für die Konstruktion und Inszenierung von Identitäten bilden, ermöglichen Identitäten Strukturen aktiv zu sein. Durch Repräsentationen entsteht ein Rahmen für soziale Sinnhaftigkeit und Anerkennung – mit Butler gesprochen für Intelligibilität –, der auch Identitätsbildungen sowie Anerkennungen und Ausgrenzungen ermöglicht. Umgekehrt ermöglichen Identitäten Repräsentationen, können diese zugleich aber

30 Normen und Repräsentationen basieren häufig auf hegemonial abgesicherten Begründungen. Diese wiederum beruhen zumeist auf naturalisierenden und/oder hierarchisierenden Bewertungen von Differenzkategorien (vgl. Degele/Winker 2008: 199). »Die soziale Ordnung setzt sich dadurch fortschreitend in den Köpfen der Menschen fest, sie wird unbewusst, und damit wird auch die soziale Klassifikation unsichtbar. Identitätskonstruktionen von Akteuren und Repräsentationen sind also über Performativität miteinander verknüpft und bringen Strukturen hervor. Die hergestellten Strukturen wiederum werden nur im Vollzug aktiv. Identitäten und Repräsentationen sind damit strukturerhaltende und -bildende Faktoren.« (Degele/Winker 2011: 78)

auch in Frage stellen oder unterlaufen und so neuen sozialen Sinn schaffen. Zugleich werden soziale Strukturen auch über Repräsentationen ausgedrückt, kritisiert oder gar ignoriert. Repräsentationen stellen für Strukturen einen normativen Möglichkeitsraum der Legitimität zur Verfügung, innerhalb dessen Strukturen und Repräsentationen kongruent aber auch inkongruent sein können (vgl. Degele/Winker 2009: 74ff.). Für die empirische Umsetzung bedeutet das, die Wirkungsrichtung, die jeweils spezifische Wirkung sowie Widersprüche und Gegenläufigkeiten zu berücksichtigen. Herrschaftsverhältnisse müssen dabei sehr genau daraufhin untersucht werden, wie sie legitimiert werden und auf welcher Ebene sie wirksam sind. Hierfür wird das empirische Material einer achtschrittigen Analyse unterzogen. Die einzelnen Schritte unterliegen keiner festen Reihenfolge, sie sollten iterativ, zyklisch wiederholend durchgeführt werden, sodass anhand des Materials entschieden wird, welches der nächste sinnvolle Analyseschritt ist.³¹ Vier der acht Schritte sind zur Analyse jedes einzelnen Interviews vorgesehen – Degele und Winker nutzen Interviews als Datenerhebungstechnik –, die weiteren Schritte werden daran anschließend für das gesamte erhobene Datenmaterial durchgeführt.

Degele und Winker bieten einen methodologischen wie auch methodischen Ansatz, der das konkrete Vorgehen bei der Erforschung intersektionaler Zusammenhänge präzise beschreibt. Indem die Autorinnen verschiedene Vorschläge zur Analyse der unterschiedlichen Ebenen unterbreiten, auf denen Intersektionalität angewendet werden kann, greifen sie die in Kapitel 1.3 beschriebenen Kritiken zur Bestimmung von relevanten Kategorien und Ebenen auf. Damit präsentieren Degele und Winker ein Konzept, das bestehende Kritiken produktiv aufgreift und zugleich an einer bis dahin weitgehenden Leerstelle ansetzt: der methodologischen Umsetzung.

Der Ansatz von Degele und Winker wird in den Debatten zu Intersektionalität breit rezipiert (vgl. bspw. Bronner 2010; Chebout 2011; Garske 2013; Kerner 2011;

31 Im *ersten* Schritt erfolgt eine Beschreibung der Identitätskonstruktionen. Mit dem *zweiten* Schritt werden die symbolischen Repräsentationen identifiziert. Im *dritten* Schritt gilt es, Bezüge zu Sozialstrukturen herzustellen. Der *vierte* Schritt dient dazu, im Material die Wechselwirkungen zentraler Kategorien auf der Struktur-, der Identitäts- und der Repräsentationsebene zu explizieren. Mit dem *fünften* Schritt beginnt die Auswertung des gesamten Interviewmaterials, die Subjektkonstruktionen werden verglichen und geclustert. Der *sechste* Analyseschritt dient dazu, Strukturdaten zu ergänzen und Herrschaftsverhältnisse zu analysieren. Im *siebten* Analyseschritt werden die in den Interviews benannten symbolischen Repräsentationen, die Normen und Werte, auf die Bezug genommen wird, vertiefend untersucht. Abschließend dient der *achte* Schritt dazu, die Wechselwirkungen, verschiedenen Gewichtungen der Ungleichheitsdimensionen wie auch Herrschaftsverhältnisse in Bezug auf ihre Wirksamkeit auf den drei unterschiedlichen Ebenen (Identitäts-, Repräsentations- und Strukturebene) noch einmal insgesamt zu betrachten.

Lenz 2010; Lorey 2011; Purtschert/Meyer 2010; Riegraf 2010; Walgenbach 2011) und mittlerweile auch in ersten empirischen Studien angewendet. Schrader (2013) untersucht mithilfe der Mehrebenenanalyse und an Foucault anschließend die Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Jedoch existieren auch bereits Kritiken an der Mehrebenenanalyse. So moniert etwa Kerner, dass »Degeles und Winkers Ansatz gemessen an ihrem Anspruch, damit ein Modell bereitzustellen, das die Erforschung intersektionaler Verhältnisse auf drei Ebenen erlaubt, die Ebene der Identitätskonstruktion zu stark akzentuiert.« (Kerner 2011: 194) Knapp kritisiert die Autor*innen dafür, dass sie das Verhältnis von Kapitalismus, Stratifikation und funktionaler Differenzierung nicht systematisch erörtern, sondern die kapitalistische Gesellschaft als solche voraussetzen. Sie teilt zwar die Einschätzung, dass unsere Gesellschaft wesentlich kapitalistisch geprägt ist, sieht sie aber zugleich auch durch funktionale Spezialisierungen von Praxissphären bestimmt, die nicht vollständig unter die kapitalistische Verwertungslogik subsumierbar sind (vgl. Knapp 2013: 350). Zudem sind die »von ihnen genannten Herrschaftsformen auf der Strukturebene [...] dabei in einer Terminologie der Diskriminierungskritik formuliert, die den unterschiedlichen Formen der Vergesellschaftung der Verhältnisse von Geschlecht/Sexualität, Klassenverhältnissen und Rassismus sowie deren Vermittlung nicht gerecht werden kann« (ebd.: 349).

Mit dem Ansatz von Degele und Winker liegt der bislang differenzierteste methodologische Beitrag zu einer Intersektionalitätsanalyse vor. Es wird sich allerdings zeigen, dass die Produktivität des Intersektionalitätskonzepts an Voraussetzungen gebunden ist, durch die seine Reichweite begrenzt ist (vgl. Knapp 2013: 345).

1.8 Intersektionalität: Reise eines Konzepts, Weiterentwicklung von Ansätzen oder gänzlich neue Theoriebildung?

»Like people and schools of criticism, ideas and theories travel – from person to person, from situation to situation, from one period to another.« (Saïd 1998: 157) Dies gilt selbstverständlich auch für Intersektionalität. »Neuzuschneidungen und Relativierungen des Konzepts sind in der Übertragung auf europäische Verhältnisse insofern nicht nur unvermeidbar, sondern auch unverzichtbar.« (Knapp 2013: 343) Wie oben skizziert lässt sich der Ansatz auf unterschiedliche Traditionen und Debatten zurückführen bzw. ist vor dem Hintergrund dieser entstanden. Er hat sich entwickelt und seine Gestalt verändert, denn: »Such movement into a new environment is never unimpeded. It necessarily involves processes of representation and institutionalization different from those at the point of origin.« (Saïd 1998: 157) Je nachdem was als Ausgangspunkt, als »point of origin«, von Intersektionalität betrachtet wird, hat der Ansatz bis heute eine kürzere oder längere Strecke zurückgelegt. In jedem Fall hat er sich deutlich verändert auf seiner Reise, wie in

den vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden sein dürfte (vgl. auch Davis 2008). Spätestens seit der Aufnahme des Themas in das Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. Lenz 2010) kann Intersektionalität als im Mainstream der (deutschsprachigen) Genderforschung angekommen konstatiert werden. Aber auch darüber hinaus ist Intersektionalität zu einem einflussreichen Konzept geworden, so wurde 2002 bei der 58. Sitzung der UN-Menschenrechtskommission der intersektionale Gedanke in der Menschenrechtsresolution festgehalten (vgl. Yuval-Davis 2009: 51).

Umstritten ist jedoch nach wie vor, ob es sich bei Intersektionalität um eine Theorie, ein Konzept oder eine Interpretationsstrategie handelt. Die Diskussionen um die Anzahl der relevanten Kategorien, die gesellschaftstheoretischen Rückbindungen wie auch die unterschiedlichen Metaphern und Modelle, mithilfe derer das transportiert werden soll, was Intersektionalität meint, zeigen deutlich die vielfältigen Optionen, die Intersektionalität bietet. Knapp konstatiert aus diesem Grund: »Intersectionality« ist ein Kürzel, ein *passepartout*, das zu mehr Komplexität in der Gesellschaftsanalyse einlädt und der feministischen Theorie neue Perspektiven suggeriert – ohne die Pfade festzulegen.« (Knapp 2008: 138, Herv. i.O.) Sie weist zugleich darauf hin, dass es sich um einen aus dem US-Kontext stammenden Begriff handelt, der sich nicht ohne weiteres in die deutschsprachige Debatte übertragen lässt, da Theorien durch den historischen Kontext geprägt sind, in dem sie artikuliert werden. Die Konnotation von *race*, *class* und *gender* in den USA unterscheidet sich von der deutschsprachigen Begriffsverwendung. Bei der Ankunft des Konzepts im deutschsprachigen Raum kommt es deshalb notwendigerweise zu Bedeutungsverschiebungen (vgl. Knapp 2012a: 414). Eine Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der verwendeten Begriffe ist infolgedessen wichtig.

Auch Kerner kommt zu einem ähnlichen Schluss, dass es sich bei Intersektionalität um einen eher unterbestimmten Begriff handelt, wenn sie feststellt, dass der Begriff »Intersektionen« in der gegenwärtigen europäischen Diskussion »als Chiffre für alle *möglichen* Weisen des machtdurchwirkten Zusammenspiels unterschiedlicher Differenz- bzw. Diversitätskategorien, vor allem jener von »Rasse«, Ethnizität, Geschlecht, Sexualität, Klasse bzw. Schicht sowie eventuell noch Religion, Alter und Behinderung« dient (Kerner 2009: 45, Herv. i.O.). Intersektionalität ist zu einem »Buzzword« geworden, konstatiert Davis (2010: 55). Der Begriff »konzentriert sich auf ein umfassendes, fundamentales Problem der feministischen Theorie, bietet etwas Neues, spricht GeneralistInnen ebenso an wie SpezialistInnen des Fachs, und ist dabei so vieldeutig und unbestimmt, dass er geradezu dazu provoziert, ihn konstruktiv zu kritisieren und weiterzuentwickeln« (ebd.: 57). Dies sieht auch Bührmann in ähnlicher Weise, wenn sie Intersektionalität als Konzept beschreibt, das *vage* genug ist, »um unterschiedliche disziplinäre Sichtweisen, vor allem aus der Ungleichheitsforschung, der Migrationsforschung und der Geschlechterfor-

sung miteinander ins Gespräch zu bringen, aber auch konkret genug, um diese unterschiedlichen Perspektiven zu integrieren« (Bührmann 2009: 37). Bührmann schließt daraus, dass »die theoretische und methodisch-methodologische Unbestimmtheit des Konzepts Intersektionalität« die »Bedingung der Möglichkeit der Forschung über Intersektionalität« ist (ebd.). Für sie »ist die Erforschung von und über Intersektionalität als ein umkämpftes Feld zu betrachten«, das sich in einem vor-paradigmatischen Zustand befindet (Bührmann 2009: 37; vgl. auch ebd.: 30). Auch Riegraf erachtet Intersektionalität als offenes, unspezifisches Buzzword, hinter dem sich theoretisch und methodisch kontroverse Ansätze subsumieren lassen (vgl. Riegraf 2010: 41). Den Erfolg von Intersektionalität sieht Riegraf in der theoretischen und methodologischen Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung, weitreichenden gesellschaftlichen Umbrüchen im Geschlechterverhältnis und dem Wandel politischer Interventionen, Strategien und Programme (vgl. ebd.). Für Walgenbach hingegen hat Intersektionalität bereits den Paradigmenstatus erreicht. Paradigmen stellen ihrer Auffassung nach Orientierungsrahmen bereit, die aus einem Set von Begriffen, Problemstellungen, Lösungsvorbildern, Standpunkten, Theorien und Methoden bestehen, als Forschungsgrundlage dienen können, prinzipiell offen sind und eine spezifische Perspektive auf wissenschaftliche Probleme bieten (vgl. Walgenbach 2011: 114f.). Der grundsätzlichen Kritik an Intersektionalität, »dass unklar bleibt, was sich jeweils kreuzt: Identitäten, Erfahrungen, Herrschaftsverhältnisse oder Kategorien«, hält sie entgegen, dass gerade diese Offenheit die Stärke eines Paradigmas ausmacht, »Paradigmen benötigen keine Reduzierung auf spezifische Regeln, sie sind vielmehr Regeln vorgeordnet bzw. übergeordnet und damit umso verbindlicher« (Walgenbach 2011: 121; vgl. auch Knapp 2005).

Intersektionalität ist somit ein Begriff, der durch Raum und Zeit gereist ist, für viele wissenschaftliche Disziplinen Anschlussmöglichkeiten bietet und sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut, ein umfassend weiterentwickelter Ansatz, der zu neuer Theoriebildung einlädt. Und die Reise geht weiter.

1.9 Offene Herausforderungen oder: Intersektionalität, aber wie?

Vor dem Hintergrund der zahlreichen Ansätze und Publikationen zu Intersektionalität scheint eine weitere Beschäftigung mit dem Thema zunächst unnötig – ungleichheitsgenerierende Kategorien wurden benannt, verschiedene Modelle zur Beschreibung der komplexen Machtverhältnisse entwickelt, methodologische Probleme erörtert, empirische Studien angefertigt. Das Thema ist in aller Munde, alles scheint bereits (an-)diskutiert. Weshalb also ein solches, fast schon inflationär benutztes Thema erneut aufgreifen?

Eine der Herausforderungen von Intersektionalität besteht meines Erachtens darin, dass es sich um eine Debatte handelt, die vorwiegend ohne den Einbezug konkreter empirischer Forschungen erfolgt(-e). Zwar liegt ihr Ursprung in der Empirie (wie etwa Crenshaws Beispiel der entlassenen Schwarzen Arbeiterinnen zeigt), in den vergangenen Jahrzehnten sind die theoriebildenden Diskussionen jedoch überwiegend empirielos geführt worden (für Ausnahmen vgl. Kap. 1.6). Dies spiegelt sich nun in den Herausforderungen, die sich für die empirische Forschung bei der Anwendung des intersektionalen Gedankens stellen. Was genau soll im empirischen Material aufgespürt bzw. – je nach Methode – aus ihm heraus entwickelt werden? Einzelne Kategorien? Alle gemeinsam? Drei? Oder fünfzehn, wie Krüger-Potratz und Lutz (2002) dies vorgeschlagen haben? Werden Kategorien einzeln analysiert, müssen sich Forschende den Kritiken stellen, die u.a. den additiven und multiplikatorischen Ansätzen sowie den Achsenmodellen entgegengebracht wurden: Jede Kategorie muss dann einzeln existieren (vgl. Fenstermaker/West 1995), die Dynamiken werden verkannt (vgl. King 1992), die Bedeutung von Zugehörigkeiten und Machtsystemen füreinander bleibt unverstanden und es besteht die Gefahr, polarisierende Dualismen zu bilden (vgl. Castro Varela/Dhawan 2006). Kategorien werden als mit einem genuinen Kern versehen imaginiert (vgl. Walgenbach 2007), anstatt sie als stets kontingent zu denken (vgl. Lorey 2008). Wenn Analysen auf diese Weise altbekannte Probleme reproduzieren, was genau muss dann eigentlich untersucht werden? Bisher existieren keine neuen Kategorien für das, was Intersektionalität zu fassen versucht. Folglich können diese weder in den Erzählungen benannt werden (so diese als Erhebungsmethode gewählt werden) noch per Fragebogen (o.ä.) erhoben werden und auch nicht bei der Auswertung des Datenmaterials als Analyse-kategorie verwendet werden. (Sozial-)Forschung agiert jedoch – voraussetzend oder aus dem Material heraus bildend – mit Kategorien, sodass sich Wissenschaftler*innen in ihren konkreten Analysen von Intersektionalität abwenden und auf ›herkömmliche‹ Varianten zurückgreifen, einzelne Kategorien zu untersuchen. Wie also mit dem Problem umgehen, von komplexen Machtverhältnissen umgeben zu sein, die unter anderem unter dem Label Intersektionalität thematisiert werden, diese aber nicht ›richtig‹ kategorisieren zu können? Aus den erhobenen Daten lassen sich nicht einfach Kategorien in ihren Wechselwirkungen – also komplexe Machtverhältnisse – herausarbeiten. Ist Intersektionalität noch nicht weit genug konzipiert, um die theoretischen Debatten empirisch einlösen zu können? Oder erweist sich Intersektionalität gar als ungeeignet, um komplexen Machtverhältnissen empirisch gerecht zu werden?

Basierend auf den hier vorgenommenen Rahmungen des Themas Intersektionalität hat sich ein grundsätzliches Problem dieses gesellschaftskritischen Ansatzes abgezeichnet: Der Begriff bzw. Ansatz *Intersektionalität* ist letztlich mit Vieldeutigkeit überladen. Er verbleibt im Innersten jedoch dunkel und ist zugleich an den Rändern ausgefranst, wie Bauman dies für den Begriff der Moderne konstatiert

(vgl. Bauman 2005: 16). Intersektionalität zu denken und theoretisch zu beschreiben, als Modell, Metapher, Figur o.ä., erweist sich als schwierig. Immer wieder werden Zugänge als unterkomplex kritisiert (vgl. Kap. 1.5). Kategorien sind zudem kontextspezifisch wirksam, es sind nicht immer alle Kategorien gleichermaßen relevant (vgl. Degele/Winker 2009: 18). Auch ein konstitutives Scheitern³² dieser ist möglich, findet in den Ansätzen bislang jedoch keine Berücksichtigung (vgl. Lorey 2008: o.A.; Villa 2006a). Intersektionalität ist momentan zudem stark an personenbezogenen Differenzkategorien und weniger an der Sozialstruktur orientiert (vgl. Weinbach 2008: 171). Zugleich birgt die Intersektionalitätsforschung das Risiko, von Verhältnissen auf Verhalten und von Diskursen auf Praxen zu schließen und diese dadurch gleich zu setzen (vgl. Villa 2010: 256), um nur einige der grundsätzlichen Kritiken anzuführen.

Wissenschaftler*innen, die sich mit Intersektionalität beschäftigen, stehen damit gegenwärtig vor großen Herausforderungen. Unbestritten ist die Notwendigkeit, Machtverhältnisse in ihrer Komplexität erfassen, beschreiben und auf dieser Basis dann auch kritisieren und verändern zu können, denn »Intersektionalität hilft bei der Spurensuche nach Widersetzung und Handlungsfähigkeit innerhalb der komplexen Bündelung unterschiedlicher Fäden von Macht, Herrschaft und Unterwerfung« (Schrader 2013: 172). Eine weiterführende Auseinandersetzung mit diesem Thema lohnt daher. Ich werde im Folgenden aufzeigen, welche grundsätzlichen Probleme sich bei dem Versuch ergeben, die theoretischen Debatten um Intersektionalität in die empirische Forschungspraxis zu adaptieren. Dabei wird deutlich werden, dass Intersektionalität in ihren Konzeptionen einige prinzipielle Herausforderungen birgt, wodurch eine empirische Umsetzung dieser Debatten gegenwärtig kaum möglich ist. Hierfür werde ich mich sowohl mit der Essentialisierungsgefahr durch Kategorisieren als auch mit der Kontingenz von Kategorien auseinandersetzen. Dabei handelt es sich um generelle (sozialwissenschaftliche) Herausforderungen, mit denen Forschende konfrontiert sind. Sie ließen sich ebenso anhand anderer gesellschaftstheoretischer Ansätze aufzeigen, stellen jedoch meines Erachtens für Intersektionalität zentrale offene Fragen mit enormer Reichweite dar. Am Ende wird die Erkenntnis stehen, dass Intersektionalität in ihren gegenwärtigen Konzeptionen in der empirischen Forschungspraxis kaum umsetzbar ist und dem nicht gerecht wird, was der Zugang in den theoretischen Ansätzen vorweisen kann: das Konglomerat von Wirkungen zu erfassen, das sich aus

32 Villa beschreibt mit Butler denkend, dass Normen und Handeln nicht übereinstimmen, so dass zwar Anrufungen erfolgen, die Handlungsfähigkeit und soziale Existenz ermöglichen, aber immer auch Subversionen, die Möglichkeit zu Verschiebungen bieten und damit auch scheitern können. Sie vergleicht dies mit der Veränderung des Inhalts bei dem Spiel *Stille Post*, wo sich allmählich der Sinn verschiebt (vgl. Villa 2006a: 227).

der Relevanz mehrerer Kategorien ergibt. In der Folge werde ich Butlers Subjektivierungsansatz als eine Möglichkeit aufzeigen, den Herausforderungen zu begegnen, die Intersektionalität aufwirft.

1.10 (Intersektionale) Kategorien zwischen Essentialisierung und Kontingenz

»Kategorien scheinen unser Gefängnis, unser unauflösbares Zwangsverhältnis zu sein.« (Lorey 2008: 139; vgl. auch Lorey 2012b) Wir verwenden sie im Alltag beständig, um Menschen, Dinge, Prozesse zu beschreiben, uns zu verständigen, soziale Ordnung zu (re-)produzieren. Auch in den Diskussionen um Intersektionalität stehen Kategorisierungen im Mittelpunkt des Interesses, sie bilden den zentralen Bezugsrahmen: Ohne Kategorien keine Intersektionalität. Dabei wird zwar ausführlich darüber debattiert, welches die relevanten Kategorien sein sollten, jedoch werden die Kategorisierungen *als solche* selten problematisiert. Spätestens in der empirischen Forschungspraxis wird jedoch deutlich, dass die Kategorien, auf die Intersektionalität Bezug nimmt, einerseits in sich kontingent, andererseits zugleich aber auch mit der Gefahr der Essentialisierung verbunden sind. Dies werde ich nachfolgend näher erläutern, zunächst jedoch auf den Kategorien-Begriff und die ihm inhärenten Bedeutungen eingehen.

1.10.1 Etwas definieren: Zum Kategorien-Begriff

Der Begriff *Kategorie* ist ursprünglich ein Terminus, der aus dem Griechischen stammt und mit *Grundaussage* übersetzt werden kann (vgl. Duden 2001: 397). In der griechischen Gerichtssprache bedeutete er zudem, »einem auf den Kopf zu[zu]sagen, was er ist: Jemanden eines bestimmten Vergehens beschuldigen dadurch, dass der Ankläger sagt, was die Tat des Angeklagten war.« (Koch/Bort 1990: 7) Dabei kann über die genannte Sachlage diskutiert werden. Für Koch und Borchert sind Kategorien »Was-Bestimmtheiten eines Jeweiligen, also Seinbestimmtheiten, die das nennen, was das Sein einer jeweiligen Sache ist« und sie beschreiben weiter, »Kategorien sind apriorische ›Gegebenheiten‹, die ans Licht gehoben werden können oder auch im Dunkeln bzw. Unbegriffenen verbleiben oder auch nur verstellend oder verkürzend thematisiert werden können« (ebd.: 8). Seit dem 18. Jahrhundert wird der Terminus *Kategorie* auch dafür verwendet, um eine »Begriffs-, Denk-, Anschauungsform« zu beschreiben, die Verwendung als Bezeichnung für »Klasse, Gattung« erfolgt erst seit dem 19. Jahrhundert (Duden 2001: 397).

Der Kategorien-Begriff impliziert damit (historisch betrachtet) die Vorstellung des ›Seienden‹, mit der unverkennbar definiert werden soll, wie etwas beschaffen ist, was es ausmacht. Er zielt demnach auf einen genuinen Kern. Diese Betonung

des ›Seienden‹ wird in den folgenden Kapiteln noch relevant werden, wenn es um die mannigfachen Subjektkonzeptionen der verschiedenen Jahrhunderte geht. Die Differenzierung zwischen ›Sein‹ und ›Werden‹ ist für Subjektkonzeptionen zentral, sie ist quasi die Frage nach »des Pudels Kern« (Goethe 1986: 38). Indem der Kategorien-Begriff zugleich die Option beinhaltet, dass über die Tat des Angeklagten gestritten werden kann (s.o.), eröffnet er die Möglichkeit der Bedeutungsverschiebung. Auch diese wird an späterer Stelle bei Butler im Kontext der Performativität abermals auftauchen (vgl. Kap. 2.2).

Diese beiden Charakteristika des Begriffs, die genaue Festlegung der Bedeutung einerseits, die im Folgenden als Essentialisierungsgefahr erörtert wird, sowie die streitbare Bedeutungsoffenheit andererseits, die nachfolgend als Kontingenz-Herausforderung debattiert wird, bilden die beiden Pole, zwischen denen Begrifflichkeiten changieren. Die daraus entstehende Herausforderung ist eine grundsätzliche, der es sowohl im Alltag zu begegnen gilt als auch insbesondere in der Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse i.d.R. auf Kategorien stützt. Es handelt sich folglich nicht um ein spezifisches Problem von Intersektionalität. Intersektionale Ansätze sind zunächst in derselben Weise wie andere Ansätze auch mit den Bedeutungen und Herausforderungen konfrontiert, die dem Kategorien-Begriff anhaften. Indem Begriffe wie Klasse, Geschlecht, Ethnizität als (erweiterbare) Diskussionsgrundlagen von Intersektionalität verwendet werden, sind sie die praktische Anwendung dessen, was dem Kategorien-Terminus inhärent ist: Sie sind streitbare Grundaussagen, die auf den Kopf zusagen, was jemand ist, sie sind Begriffs-, Denk- und Anschauungsformen denen eine Essentialisierungstendenz inne wohnt (vgl. Duden 2001: 397; Koch/Bort 1990: 7). Besonders virulent werden die Essentialisierungsgefahr wie auch das Kontingenz-Problem allerdings dann, wenn es um die Idee der Überkreuzung, der Durchdringung, der sich potenzierenden Wirkung der Kategorien geht (s.u.).

1.10.2 Essentialisierung: Putative³³ Eigenschaftszuschreibungen

Mit der Differenzierung und der damit verbundenen Verwendung von Kategorien geht stets die Gefahr der Essentialisierung einher. Der aus der Philosophie stammende und auf Platon und Aristoteles zurückgehende Begriff (vgl. Oehler 1984) bezeichnet den oben beschriebenen Aspekt der präzisen Festlegung der Eigenschaften von Etwas. Es geht also um den Aspekt des ›Seienden‹, um die Identität von

33 Der Begriff entstammt dem lateinischen *putare* und bedeutet *annehmen*, *vermuten*. Mit der Verwendung dieses Begriffs, der vor allem in der Rechtswissenschaft genutzt wird, soll deutlich werden, dass es sich um Eigenschaftszuschreibungen handelt, die *vermeintlich* in einer bestimmten Weise zu sein scheinen, sich bei näherer Betrachtung jedoch auch als anders erweisen können (vgl. Duden 2007: 1126).

etwas oder jemandem. Für große Teile der Wissenschaft (wie auch für den Alltag) scheint die präzise Festlegung von Eigenschaften zunächst keine Schwierigkeiten zu erzeugen, im Gegenteil, Forschung und Theoriebildung basieren überwiegend auf der Bildung von Kategorien jedweder Art. Je präziser diese definiert sind, desto genauer scheinen die Erkenntnismöglichkeiten. Auch eine (alltägliche) Verständigung ohne die Verwendung von Kategorien wäre kaum möglich: »Differenzen³⁴ sind das Produkt sozialer Praxis, als solche strukturbildend für Gesellschaften, und damit wiederum der ermöglichende Rahmen für Praxis« (Hark/Villa 2017: 12), zugleich aber auch ein »unauflösbares Zwangsverhältnis« (Lorey 2008: 139).

Die präzise Festlegung von Eigenschaften, die Essentialisierung – Walgenbach und andere sprechen auch von einem genuinen Kern von Kategorien – birgt jedoch die Gefahr, das, was mit der Kategorie eigentlich beschrieben werden soll, in reproduktiver Weise immer wieder neu zu erzeugen und dabei die existierende Heterogenität und Komplexität zu typisieren. Sie steht (de-)konstruktivistischen Ansätzen entgegen, die davon ausgehen, dass soziale Wirklichkeiten erzeugt werden und nicht gegeben sind. Wichtige (neue) Aspekte werden dadurch negiert und außer Acht gelassen. Damit einher geht auch die Möglichkeit, Machtverhältnisse unhinterfragt zu reproduzieren. Differenzierende Kategorien werden dann zu (vermeintlichen) sozialen Tatsachen. Dohm hat die Subsummierung heterogener Elemente unter eine Kategorie in kritischer Auseinandersetzung damit als »Versämtlichung« bezeichnet (Dohm 1903, zit.n. Knapp 2012c: 109). Insbesondere im Hinblick auf vermeintliche Eigenschaftsbeschreibungen kommt es dabei immer wieder auch zu stark vereinfachenden Naturalisierungen, Homogenisierungen, Polarisierungen und Hierarchisierungen. Diese Mechanismen hat beispielsweise Rommelspacher für die Reproduktion von Rassismus beschrieben (vgl. Rommelspacher 2011: 29).³⁵ Yuval-Davis weist zudem darauf hin, »dass die naturalisierenden Erzählungen in verschiedenen kulturellen Traditionslinien unterschiedlich sein können, und dass bestimmte naturalisierte Kategorien stärker hervorgehoben werden können als andere« (Yuval-Davis 2009: 57). Ihre Gemeinsamkeit besteht in der Tendenz zur Homogenisierung, »alle die, die einer besonderen Gruppe angehören, so zu behandeln, als teilten sie unterschiedslos die für die Gruppe spezifischen (positiven

34 In den Debatten um Intersektionalität wird neben dem Kategorien-Begriff auch die Bezeichnung *Differenzen* verwendet, um deutlich zu machen, dass es um Unterschiede geht, die in verschiedenen Weisen relevant gemacht werden. Ich verwende den Begriff an dieser Stelle als Synonym für den Kategorien-Begriff, wenn auch dies eine gewisse Unschärfe birgt.

35 Rommelspacher arbeitet heraus, wie soziale und kulturelle Differenzen naturalisiert werden, indem soziale Beziehungen als vererbbar und unveränderlich gelten. Indem Menschen in homogenen Gruppen gefasst und diese einander als unvereinbar gegenübergestellt werden, erfolgen Homogenisierung und Polarisierung, die zugleich hierarchisiert werden und so der Legitimation gesellschaftlicher Hierarchien dienen, auf deren Basis Diskriminierungen erfolgen (vgl. Rommelspacher 2011: 29).

oder negativen) natürlichen Eigenschaften« (ebd.). Deshalb wird die unreflektierte Verwendung von Kategorien bspw. in Genderforschung, (kritischer) Migrations- und Rassismusforschung sowie in (de-)konstruktivistischen Zugängen seit Langem problematisiert, denn versämtlichende, essentialisierende Kategorien machen den dynamischen Prozess des Differenzierens unsichtbar, indem sie behaupten, dass sich etwas von etwas anderem unterscheidet; der Prozess des Gewordenseins bleibt dabei unberücksichtigt (vgl. Hark/Villa 2017: 12).

Ein weiterer Aspekt, aufgrund dessen Essentialisierungen problematisch werden, findet sich in dem bereits Ende der 1960er Jahre erschienenen und mittlerweile zu den soziologischen Klassikern zählenden Band »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« (Berger/Luckmann 2010).³⁶ Mit Bezug auf Mannheim konstatieren Berger und Luckmann, »daß Wissen immer Wissen von einem bestimmten Ort aus ist« und damit die individuelle Wirklichkeit eine gesellschaftlich bedingte ist, die sehr verschieden sein kann (ebd.: 11). Ähnlich argumentiert auch Haraway mit ihrem Ansatz des situierten Wissens³⁷ (vgl. Haraway 1988). Wissen ist darüber hinaus auch in seiner jeweiligen historischen Zeit verortet und unterliegt einem stetigen Wandel. Dies wirkt sich ebenfalls auf die Idee und/oder Definition von etwas aus. So hat beispielsweise Hausen herausgearbeitet, dass die Vorstellungen und damit auch die Definitionen vom »Wesen von Mann und Frau« historischen Wandlungen unterliegen (Hausen 2007: 173, Original: 1976).³⁸ »Die soziale Wirklichkeit wird [somit in diesen Ansätzen, M.B.] nicht als etwas Statisches, sondern als ein Prozessgeschehen verstanden, das prinzipiell in jeder Interaktionsssi-

36 Berger und Luckmann beschäftigen sich aus einer wissenssoziologischen Perspektive mit der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Dabei weisen sie darauf hin, dass Gesellschaften spezifische Konglomerate von Wirklichkeit und Wissen hervorbringen (vgl. Berger/Luckmann 2010: 3). Ihr Band erschien im Original 1969 und definiert Wissen (noch) als »die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben« (ebd.: 1). Sie rekurren noch auf den Aspekt des Seienden des Subjekts (vgl. Kap. 2), obwohl sie zugleich die Vielfältigkeit des nebeneinander existierenden Wissens aufzeigen und dadurch zeigen können, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit konstruiert ist – wie ihr Titel bereits vorgeht. Trotz dieses latenten Widerspruchs kommt Berger und Luckmann sicherlich das Verdienst zu, die (Wissens-)Soziologie im Hinblick auf konstruktivistische Ansätze deutlich vorangebracht zu haben.

37 »So not so perversely, objectivity turns out to be about particular and specific embodiment and definitely not about the false vision promising transcendence of all limits and responsibility. The moral is simple: only partial perspective promises objective vision.« (Haraway 1988: 583)

38 Mit den ideologischen Eigenschaftszuschreibungen gehen unterschiedliche Anforderungen und Aufgaben einher, die der Absicherung von Herrschaftsverhältnissen dienen (vgl. Hausen 2007: 182).

tuation aufs Neue aktualisiert und ausgehandelt wird und werden muss, in einem ›ongoing social process‹.« (Küsters 2009: 18)³⁹

Die Frage, die sich (für Intersektionalität) stellt ist daher nicht, *ob* wir Kategorien verwenden, sondern *was mit ihnen beschrieben werden kann* und wie (in der Forschung) mit ihnen umgegangen wird. Es geht also um die Reichweite dieser wie auch um die zugrunde liegende Vorstellung davon, was sie ausmacht. In dem Moment, wo sie präzise festgelegt werden, essentialisieren sie und es besteht fortwährend die Gefahr, dass die theoretischen Definitionen der empirischen Realität nicht gerecht werden: »Wo Worte und Begriffe zu kategorialen Klassifikationen gerinnen, fallen sie unter Umständen ›qualitative Urteile der Andersartigkeit‹ über Personen und Gruppen und entscheiden so symbolisch mit über Zugehörigkeit oder Ausschluss.« (Hark/Villa 2017: 23) Solange Forschung sich mit einzelnen Kategorien (und ihren Folgen) befasst, wie etwa Ethnizität *oder* Geschlecht *oder* Klasse, um bei den vielzitierten zu bleiben, lässt sich die kritische Hinterfragung des eigenen soziologischen Wissens über eben diese Kategorien noch vergleichsweise gut umsetzen. In dem Moment, wo die Kategorien jedoch in ihrer Überkreuzung, ihrer Durchdringung, als Konglomerat untersucht werden sollen, wird die Notwendigkeit, die eigenen (potenziellen) Essentialisierungen kritisch zu reflektieren, zu einer Herausforderung für die Forschenden.

Intersektionalität sollte sich daher des Wissens über die verwendeten Kategorien nicht gewiss sein. Um der Gefahr der Essentialisierung bzw. Versämtlichung zu entgehen, bedarf es einer Offenheit, das eigene situierte Wissen kritisch zu hinterfragen und damit verbunden, das, was eine Kategorie auszumachen scheint, immer wieder darauf zu überprüfen, ob bzw. inwieweit diese stark komplexitätsreduzierende Vereigenschaftenflichungen vornimmt und damit der empirischen Forschungsrealität nicht gerecht wird. Butler weist zudem darauf hin, dass Aufzählungen von Kategorien, wie sie in den Debatten um Intersektionalität verwendet werden, zumeist nicht vollständig sind, sondern mit einem verlegenen usw. enden. »Durch die horizontale Aufzählung der Adjektive bemühen sich diese Positionen, ein situiertes Subjekt zu umfassen; doch gelingt es ihnen niemals, vollständig zu sein.« (Butler 2003a: 210) Sie erachtet dies als ein lehrreiches Scheitern, als »ein Zeichen für den unbegrenzten Bezeichnungsprozeß selbst. Dieses ›usw.‹ ist das supplement, der Überschuß, der zwangsläufig jeden Versuch, die Identität ein für alle Mal zu setzen, begleitet« und damit der präzisen Definition einer Kategorie entgegensteht (ebd.). Butler plädiert damit für eine größere Offenheit der Bedeutung von Kategorien.

Für die empirische Umsetzung heißt das, die Bedeutung der Kategorien nicht bereits vorab festzulegen, sondern sie erst aus dem Material heraus zu entwickeln,

39 Küsters konstatiert dies im Hinblick auf die Biographieforschung, die wiederum auf konstruktivistischen Zugängen basiert.

um Essentialisierungen zu vermeiden. Degele und Winker haben bei der Mehrebenenanalyse in Bezug auf die Untersuchung der Identitätskategorien ein solches Vorgehen vorgeschlagen (vgl. Degele/Winker 2007; Degele/Winker 2009). Dabei gilt es, auch die Definitionen der einzelnen Kategorien an sich aus dem untersuchten Kontext herauszuarbeiten. Ich werde dieses Vorgehen in Kapitel fünf noch genauer ausführen und nun zunächst die Herausforderungen diskutieren, die sich durch die prinzipielle Offenheit der Kategorien, die Kontingenz, ergeben.

1.10.3 Unabgeschlossenheit: Die Crux mit der Kontingenz

Intersektionalität agiert mit Kategorien des Alltags. Dabei handelt es sich um letztlich abstrakte Kategorien, die keiner präzisen Definition unterliegen. Je abstrakter jedoch eine (alltägliche) Kategorisierung ist, desto wahrscheinlicher wird es, dass die Vorstellungen darüber, was unter diese Kategorie zu subsumieren ist, unterschiedlich sind und es in der Folge bspw. zu Missverständnissen kommt. Zwar mag im Rahmen einer Studie eine Definition vorangestellt werden, diese muss aber nicht den Kategorien des Alltags entsprechen. Dies bedeutet, dass die (aus der Alltagsverwendung stammenden) Kategorien nicht einfach auf die empirischen Daten angewendet werden können. Werden Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität »einfach« angewendet, führt dies zwangsläufig zu Ungenauigkeiten und Vieldeutigkeiten.

Die Bildung von Kategorien erfolgt vor dem Hintergrund der Uneindeutigkeit von Sprache wie auch deren historischer Wandelbarkeit der Bedeutungen. Scott beschreibt die daraus resultierende Herausforderung folgendermaßen: »Diejenigen, die die Bedeutung von Wörtern kodifizieren möchten, stehen auf verlorenem Posten, da Wörter, wie auch Ideen und Dinge, die sie bezeichnen sollen, eine Geschichte haben«, die in ihnen mitschwingt (Scott: 2003: 416). Für die Bildung von Kategorien bedeutet dies, dass mit ihnen stets eine gewisse Ungenauigkeit und Unabgeschlossenheit einhergeht, denn erst »[w]enn die Zeit stillsteht, kann Wahrheit verkündet werden« (Scott 1997, zit.n. Hark/Villa 2017: 9). Wird soziale Wirklichkeit zudem als permanent neu auszuhandeln, Wissen als situiert und historisch-diskursiv wandelbar und das Differenzieren an sich als dynamischer Prozess verstanden, müssen Kategorien als prinzipiell offen, als kontingent, konzipiert werden. Ungeklärt ist gegenwärtig, wie die Kontingenz der Kategorien berücksichtigt werden kann, denn das, was mit den Kategorien beschrieben werden soll, ist keineswegs klar und abgegrenzt definiert. Diskurstheoretisch gedacht, treten Kategorien als Teile von Diskursen – als Systeme des Denkens und Sprechens, die unsere Wahrnehmung prägen und Handlungen, Dingen, Artefakten Bedeutung zuweisen (vgl. Villa 2003: 20) – in Erscheinung und sind damit jederzeit diskursiv geprägt. Die Bedeutung von Kategorien liegt also nicht einfach in ihnen selbst. Ihre Bedeutungsdefinitionen können vielmehr nur temporär erfolgen. Entgegen (sozi-

al-)wissenschaftlicher Ansprüche, Analysekategorien trennscharf voneinander zu formulieren, zeigt sich bei genauerer Betrachtung vielmehr, dass die Kategorien nur in Relation zu anderen Kategorien verständlich werden und zudem letztlich unpräzise und offen für viele Varianten sind. Kategorien lassen sich nicht abstrakt definieren, sie sind an das situierte Wissen gebunden, historisch wandelbar, kontextspezifisch und können nur relational zueinander bestimmt werden. Für sich genommen lässt sich keine Kategorie klar beschreiben.

Dieses Problem lässt sich exemplarisch anhand der Kategorie ›Frauen‹ aufzeigen. So ist es nicht möglich, Politik oder Forschung im Namen all derer, die als Frauen kategorisiert werden, zu betreiben, ohne dabei Ausschlüsse zu produzieren und letztlich doch nur eine spezifische Gruppe von Frauen zu repräsentieren (vgl. Hark/Villa 2017: 96f.). Die Differenzen innerhalb der Genus-Gruppe Frauen sind in ihren Wirkungen und Folgen zu bedeutend, um sie zu negieren – wie in den Debatten um Intersektionalität bereits deutlich geworden ist. Zurecht weist u.a. Butler darauf hin, dass kaum Übereinstimmung darüber besteht, »was denn die Kategorie ›Frau(en)‹ konstituiert oder konstituieren sollte« (Butler 2003a: 16). Dieses Beispiel lässt sich auf andere Kategorien übertragen. Für die Kategorie ›Frauen‹ wie auch für alle weiteren im Rahmen von Intersektionalität debattierten Kategorien gilt Baumans oben angeführte Charakterisierung der Moderne: Kategorien sind vieldeutig und in ihren Begrenzungen unscharf (vgl. Bauman 2005: 16). Eine Verwendung von Begrifflichkeiten ohne diese näher in ihrem Kontext zu verorten, läuft daher Gefahr, dem Gegenstand nicht gerecht zu werden.

Ganz allgemein ist Kategorien jedoch die Anforderung zu eigen, das, was sie beschreiben möchten, adäquat bezeichnen zu sollen. Wie bereits deutlich wurde, impliziert die präzise Definition einer Kategorie wiederum die Gefahr einer reduktionistischen Essentialisierung, die auch Machtverhältnisse reproduzieren kann: »Jegliche sprachliche Benennung führt zu Festschreibungen und zu Ausschlüssen und damit zu Naturalisierungen.« (Hornscheidt 2007: 83) Etwas polemisch formuliert beißt sich hier die Katze quasi in den Schwanz. Für die Idee von Intersektionalität, die Wechselwirkungen und Verschränkungen von Kategorien zu untersuchen, wirft dies Probleme in der empirischen Anwendung auf. Bereits die Tatsache, dass die Kategorien einzeln in sich kontingent sind, macht eine Analyse ihrer Verschränkungen zu einer Herausforderung: Was gehört noch zu einer Kategorie? Was schon zur anderen? Bei der in den Debatten um Intersektionalität nahezu immer benannten Triade von race, class, gender als relevante (Struktur-)Kategorien, handelt es sich letztlich um so weit gefasst Begrifflichkeiten, dass sie ohne eine präzisere kontextspezifische Definition kaum zu begreifen sind – oder für sehr viele Sachverhalte herangezogen werden können, ohne diese jedoch in ihren Dynamiken präzise beschreiben zu können. Oder, um es zuzuspitzen: Was bringt eine Kategorie, die so weit gefasst ist, dass sich mit ihr ›alles und nichts‹ definieren lässt, die dann auch noch in der Verquickung mit weiteren Kategorien, die

sich in der gleichen Weise charakterisieren lassen, zusammengedacht werden soll? Müssen Kategorien nicht – (post)modernen gesellschaftlichen Pluralisierungs- und Ausdifferenzierungstendenzen folgend – den jeweiligen Kontexten entsprechend konzipiert werden, wenn sie diese in ihren Dynamiken, ihren macht- und ungleichheitserzeugenden Tendenzen beschreiben sollen?

Diesen Prämissen folgend, müssen sie konsequenterweise aus dem jeweiligen untersuchten Kontext, aus dem Datenmaterial heraus, entwickelt und definiert werden. Ich plädiere deshalb dafür, die jeweilige Bedeutung aus dem spezifischen (alltäglichen) Untersuchungskontext heraus zu bestimmen.⁴⁰ Um die relevanten Kategorien in ihren Bedeutungen beschreiben zu können, müssen sie relational untersucht werden, da sie ihre kontextspezifische Bedeutung im Diskurs in Abgrenzung zu anderen Kategorien erhalten. »Die definitorische Unvollständigkeit der Kategorie könnte dann als normatives Ideal dienen, das von jeder zwanghaften Einschränkung befreit ist.« (Butler 2003a: 35)⁴¹ Ich werde dieses Vorgehen in Kapitel fünf noch präziser ausführen. Ein ähnliches Vorgehen haben bereits Degele und Winker zur Analyse von Identitätskategorien in ihrem Mehrebenenansatz vorgeschlagen (vgl. Degele/Winker 2009). Es scheint an dieser Stelle daher zunächst naheliegend, die Mehrebenenanalyse zu erweitern, indem die Kategorien auch auf den anderen von den Autorinnen vorgeschlagenen Untersuchungsebenen (Repräsentations- und Strukturebene) aus dem Material heraus erarbeitet und definiert werden. Ich werde die aufgeworfenen offenen Fragen im Hinblick auf Kategorien jedoch grundsätzlicher diskutieren.

1.11 Ein anderer Zugang: Subjektivierung statt Intersektionalität

Generell sollte Intersektionalität sich noch stärker mit den Herausforderungen beschäftigen, die sich durch die Kontingenz von Kategorien ergeben. Es ist nach wie vor umstritten, »nach welchen Kriterien die Auswahl der hinsichtlich ihrer Intersektionalität zu analysierenden Differenzierungen erfolgen soll, mit anderen

40 Ein solches relationales Vorgehen wird in der Soziologie schon lange diskutiert. Erste Ansätze hierzu finden sich bereits bei Marx, Durkheim und Simmel. Auch Tarde, Elias und Schütz haben sich mit relationalen Vorgehensweisen befasst. Mittlerweile existiert eine eigene Forschungsrichtung, die nicht zuletzt auf die Netzwerktheorie rekurriert (vgl. Häußling 2010: 63ff.).

41 Butler bezieht sich hier auf die Debatten um Intersektionalität: »Es wäre falsch, von vornherein anzunehmen, daß es eine Kategorie ›Frau(-en)‹ gibt, die einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muß, um vervollständigt zu werden. Wenn man dagegen die wesentliche Unvollständigkeit dieser Kategorie voraussetzt, kann sie als stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen dienen.« (Butler 2003a: 35)

Worten: was thematisiert wird, wenn von Intersektionalität die Rede ist« (Kerner 2011: 189). Auch eine konzeptionelle Ausarbeitung der Verschränkungen von Ungleichheiten und Differenzen steht sowohl in grundlagentheoretischer als auch in anwendungs- und gestaltungsorientierter Hinsicht als auch im Blick auf die Verbindungen zwischen diesen noch aus, denn es gilt, die Wechselwirkungen genauer zu begreifen (vgl. Riegraf 2010: 41). Zu diesem Zweck sollte »die Schnittstelle zwischen Theorie und Methodologie, anwendungsorientierter Forschung und gesellschaftlicher Praxis in diesem Forschungsfeld stärker in den Blick« genommen werden (ebd.: 45). Intersektionalität sollte darüber hinaus stets vor den jeweiligen historisch konstituierten (institutionellen) Rahmungen untersucht werden, die diskursive Gelegenheitsstrukturen erzeugen (vgl. Ferree 2010: 72). Der Fokus muss stärker auf die Relationalität von Kategorien in einem Kontext gerichtet werden. Ob und/oder in welcher Weise die Idee von Intersektionalität, das Zusammenwirken von komplexen Machtverhältnissen mittels unterschiedlicher Kategorien, dann aufrechterhalten werden kann, gilt es zu diskutieren. Zugänge, wie etwa von Walgenbach et al., Kategorien als interdependent zu denken, scheinen dies in Ansätzen aufzugreifen, eine methodologische Umsetzung dessen zur empirischen Analyse steht jedoch aus und ist vor dem Hintergrund der Kontingenz nach wie vor eine offene und nicht einfach zu lösende Herausforderung (vgl. Walgenbach et al. 2007: 9). Knapp schlussfolgert aus diesem Grund, dass es ein langer Weg »vom schnell reisenden Mantra *raceclassgender*, das mit leichtem Gepäck unterwegs ist, hin zu den Herausforderungen intersektioneller Analyse[n]« ist (Knapp 2012a: 421, Herv. i.O.). Lorey plädiert in der Folge dafür, Herrschaftsverhältnisse kritisch darauf zu befragen, wie sie (re-)produziert werden, indem eine Abwendung von grundlegenden Kategorien vorgenommen und der Fokus darauf gerichtet wird, was diesen entgeht und sie scheitern lässt (vgl. Lorey 2008: 135; Lorey 2011: 205).

Die bisherigen Ansätze zur Analyse komplexer Machtverhältnisse halte ich aus den genannten Gründen für unzureichend, um den Herausforderungen, die sich im Zuge der Analyse komplexer Differenzen stellen, methodologisch gerecht zu werden. Es geht mir in dieser Arbeit um die Empirie vor dem Hintergrund sich stetig wandelnder Diskurse, in einer Zeit, die nicht stillsteht (vgl. Scott in Hark/Villa 2017: 9). Deshalb werde ich für eine Abwendung von den »klassischen«, in intersektionalen Debatten verwendeten Kategorien als Ausgangspunkt von Analysen argumentieren und den Fokus auf die zuvor erfolgenden Prozesse richten, welche die (Selbst-)Bezeichnungspraxis durch Kategorien erst ermöglichen: Subjektivierungen. Ich beginne deshalb nicht mit den Kategorien als Ausgangspunkt, wie Intersektionalität dies überwiegend tut, sondern mit den ihnen vorhergehenden Prozessen der Subjektivierung. Sie erfolgen – wie im nächsten Kapitel deutlich werden wird – u.a. über Kategorien, sodass diese abermals auftauchen werden, ihre Form wird sich dabei jedoch verändern. Dabei interessieren mich weniger die Überkreuzungen, Durchdringungen etc., es geht vielmehr darum, herauszufinden,

welche Subjektivierungsmöglichkeiten in einem (Forschungs-)Setting vorhanden sind und was sie charakterisiert. Der Fokus wird folglich stärker auf die Rahmungen eines Settings gerichtet, in dem sich gesellschaftliche Prozesse zeigen, und auf die Subjektivierungsoptionen, die sich dort bieten, wie auch auf den Umgang der Individuen mit diesen. Hierfür ist es hilfreich, Butlers Subjektivierungsansatz als Grundlage von Intersektionalität zu denken und Kategorien als Ausdruck von Subjektivierungen zu begreifen. Ich werde deshalb im Folgenden die Debatten um Intersektionalität als das betrachten, was sie – mit Butlers Subjektivierungsansatz gelesen – sind: erfolgte Subjektivierungen. Dieses Herangehen verspricht weitreichende Erkenntnisse über die Charakteristika von komplexen Machtverhältnissen, den Umgang mit ihnen sowie die Reproduktion dieser. Im Anschluss lassen sich methodologische Schlussfolgerungen zur empirischen Untersuchung der alltäglichen Praktiken ziehen. Dabei wird sich zeigen, dass auch Dinge und Artefakte für Subjektivierungen und die Reproduktion von Machtverhältnissen relevant sind. Mit diesem Herangehen wird darüber hinaus deutlich werden, dass Subjekte nicht einfach etwas ›sind‹, was dann durch einen intersektionalen Zugang untersucht werden kann. Wird Butlers Subjektivierungskonzept konsequent gefolgt, verändert sich das ›Ich‹ ständig, wenn auch nicht willkürlich und nicht ohne dass die vielfachen Subjektivierungen Spuren in den Körpern hinterlassen. Subjektivierungen materialisieren sich über die Zeit im Körper, wie Butler schreibt (vgl. Butler 1997: 32), jedoch sind sie niemals abschließend und daher in gewisser Weise flüchtig. Trotzdem ›ist‹ das ›Ich‹ nicht einfach etwas, das es ›lediglich‹ in seiner Gesamtheit zu analysieren gilt. Ich gehe deshalb davon aus, dass die in den Subjektivierungen relevant werdenden Kategorien sprachliche Konstruktionen mit materialisierender Wirkung und strukturierenden Momenten von Wissen sind (vgl. Butler 2010: 39; Butler 1993: 52). Dies ermöglicht mir, der beständigen Bedeutungsverschiebung gerecht zu werden, derer die Kategorien in ihrer Kontextabhängigkeit unterliegen. Walgenbach hat hierfür ein erstes theoretisches Modell entwickelt, »welches subjektorientierte und strukturorientierte Perspektiven in dem Begriff intersektionale Subjektposition zusammenführt« (Walgenbach 2014b: 74).⁴² Dabei gilt es, »nicht

42 Hierfür setzt sie sich mit den Ansätzen von Young, Staunaes und Hall auseinander. Während Young mit ihrem an Sartre angelehnten Modell der seriellen Positionierung aufzeigen kann, »dass die strukturelle Positionierung von Subjekten in materiellen Strukturen nicht bedeutet, dass Subjekte auch entsprechende Identitäten für sich beanspruchen« (Walgenbach 2014b: 87), fokussiert Staunaes Ansatz die Veränderbarkeit von Subjektpositionen in sozialen und diskursiven Praktiken, die sie als gelebte Erfahrung versteht. Dabei unterscheidet Walgenbach zwischen Fremd- und Selbstpositionierungen (vgl. ebd.: 79f.). Der von Hall angeführte Ansatz von Subjektpositionen unter dem Fokus kultureller Identität enthält sowohl ein aktives als auch passives Moment, indem er Subjekte als in unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnissen positioniert erachtet, die durch Anrufungen hervorgebracht werden, denen sie sich auch widersetzen können (vgl. ebd.: 83f.).

allein die komplexen Artikulationen zwischen Machtverhältnissen bzw. soziale[n] Ungleichheiten [zu, M.B.] berücksichtigen, sondern auch zwischen strukturellen Subjektpositionierungen, Fremdpositionierungen und Selbstpositionierungen« zu differenzieren (ebd.: 88).

Mit diesem Herangehen grenze ich mich u.a. zu den Debatten um Identität ab, die auch im Rahmen intersektionaler Diskussionen immer wieder geführt werden. Diese Debatten halte ich vor dem Hintergrund von Butlers Subjektivierungsansatz für wenig zielführend für die Analyse komplexer Machtverhältnisse – trotzdem werde ich weiter unten im Anschluss an Butler auf den Identitätsbegriff Bezug nehmen. Folgt man Reckwitz, so wird Identität seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert als ein kulturelles Problem des Sinns diskutiert, den Individuen und Kollektive sich selbst zuschreiben. Dabei gilt es einerseits, sich selbst als kontingent zu verstehen, andererseits aber auch als konstant (vgl. Reckwitz 2008b: 48).⁴³ Intersektionale Debatten um Identität(en) setzen an den Kategorien an, die zur performativen Darstellung der (eigenen) Identität verwendet werden und interessieren sich insbesondere für die Reproduktion und das Zusammenwirken dieser. Aus meiner soziologischen Perspektive entstehen Identitäten – mit Butler gedacht – durch Subjektivierungen. Um das Zusammenwirken, das intersektionale Ansätze postulieren, denken zu können, bedarf es daher auch einer konkreten Vorstellung, wie Subjektivierung erfolgt (was i.d.R. nicht explizit thematisiert wird). Sollte der Blick daher nicht eher auf die jeweiligen Subjektivierungen gerichtet werden, die in einem Forschungsfeld vorhanden sind? Welche Subjektivierungen sind in dem jeweiligen Forschungskontext intelligibel? Als wer wird ein Individuum also sozial verständlich und aner kennbar? Wie sind die Rahmungen, die in der konkreten Forschungssituation (auf das Individuum) wirken? Welche Bezüge und damit verbundenen Relationen erfolgen? »Auf den ersten Blick mag es so aussehen, als werde die Basis des Feminismus selbst in Frage gestellt, indem der fundierende Status solcher Begriffe in Frage gestellt wird.« (Butler 1997: 9).⁴⁴ Es wird jedoch deutlich werden, dass dies nicht der Fall ist.

43 Athanasiou hat zudem auf die Gefahr hingewiesen, dass »Identitätspolitik, die auf Verwundung baut,« Gefahr läuft, »Herrschaftsstrukturen zu verfestigen, die jene Verwundung verursacht haben« (Athanasiou 2014: 186).

44 »Das feministische ›Wir‹ ist stets nur eine phantasmatische Konstruktion, die zwar bestimmten Zwecken dient, aber zugleich die innere Vielschichtigkeit und Unbestimmtheit dieses ›Wir‹ verleugnet und sich nur durch die Ausschließung eines Teils der Wählerschaft konstituiert, die sie zugleich zu repräsentieren sucht. [...] Die radikale Instabilität dieser Kategorie stellt die *grundlegenden* Einschränkungen der feministischen politischen Theorie in Frage und eröffnet damit andere Konfigurationen, nicht nur für die Geschlechtsidentitäten und für die Körper, sondern auch für die Politik selbst. Die fundamentalistische Argumentation der Identitätspolitik tendiert zu der Annahme, daß zuerst eine Identität da sein muß, damit die politischen Interessen ausgearbeitet werden können und dann das politische Handeln einsetzen kann. Meine These ist dagegen, daß es keinen ›Täter hinter der Tat gibt‹, sondern

Ich werde in den folgenden Kapiteln zeigen, welche Vorteile es für die empirische Analyse hat, komplexe Machtverhältnisse als Ausdruck von Subjektivierungen zu denken und zu untersuchen – ohne dabei das skizzierte Dilemma des Spannungsverhältnisses zwischen Essentialisierung und Kontingenz vollständig lösen zu können. Einsteigen werde ich zunächst mit dem Begriff und den Konzeptionen des Subjekts und einem kurzen historischen Abriss von Subjektvorstellungen, die einen Überblick über die historischen Debatten und Diskurse bieten und sich grundsätzlich in Ansätze unterteilen lassen, die nach dem ›Sein‹ oder ›Werden‹ unterschieden werden können. Für den Subjektbegriff lässt sich ähnliches konstatieren wie für Intersektionalität: Es handelt sich um einen Begriff, der bereits eine weite Reise durch Raum und Zeit zurückgelegt hat, dabei nicht an Beliebtheit verloren hat und dazu einlädt, aufgegriffen und weiterentwickelt zu werden. Der erste Teil des nächsten Kapitels dient insbesondere der Sensibilisierung gegenüber den historischen Konnotationen des Subjektbegriffs wie auch der historischen Verortung des Subjektkonzepts, auf das in dieser Arbeit rekurriert wird. An die historische Auseinandersetzung mit dem Subjektbegriff anschließend, werde ich mich im zweiten Teil des Kapitels ausführlich mit Butlers Subjektivierungsansatz als einem den zeitgenössischen wissenschaftlichen Debatten entsprechenden Ansatz beschäftigen, mit dem sich zudem das, was Intersektionalität fokussiert – komplexe Machtverhältnisse – hervorragend konzipieren lässt. Im Anschluss greife ich dann die intersektionalen Debatten wieder auf und werde zeigen, wie sich Intersektionalität als Subjektivierung denken lässt. Dabei werde ich deutlich machen, weshalb Subjektivierungen keineswegs von Institutionen und Gesellschaft losgelöst sind, also nicht nur auf der Mikroebene erfolgen, sondern immer auch die Meso- und die Makroebene relevant sind. Im Kontext dessen wird eine Begriffsverschiebung erfolgen. Ich werde dann von komplexen Subjektivierungen sprechen, denen Machtverhältnisse inhärent sind, anstatt von komplexen Machtverhältnissen. Dies wird sich aus der Argumentation konsequentermaßen ergeben. Daran anschließend werde ich noch einmal auf Butlers Œuvre eingehen und dieses im Hinblick auf methodologische Vorgaben und Hinweise diskutieren. Auf dieser Basis werden dann methodologische Konsequenzen formuliert und ein konkretes methodisches Herangehen zur empirischen Erforschung beschrieben.

daß der Täter in unbeständiger, veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird.« (Butler 2003a: 209, Herv. i.O.)

2. Subjektivierung: Sein oder Werden?

»Jeder ist der, dem er nicht entrinnen kann.«

(Kudszus 2002: 48)

»Soziologisch betrachtet ist das Selbst kein dauerhaftes, vorgegebenes Wesen, das von einer Situation zur nächsten fortschreitet, sondern ein dynamischer Prozeß, etwas das in jeder neuen gesellschaftlichen Situation neu geschaffen wird.« (Berger 1971: 118, zit.n. Keller 2014: 83) Doch wer ist eigentlich dieses Selbst, das auch als Subjekt bezeichnet wird? Mit den Begriffen *Selbst*, *Subjekt* und *Subjektivierung* gehen in den unterschiedlichen historischen Epochen wie auch in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen sich stetig verändernde Bedeutungen einher. Die Vorstellung vom Selbst, vom Subjekt, wandelt sich immer wieder. Das Subjekt scheint also nicht statisch zu sein. Ist es etwas, das ›ist‹ oder das ›wird‹? Passt sich das Subjekt an historische Veränderungen an? Verändern sich die Denkweisen über das Subjekt im Zuge von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen? Oder wandelt sich das Subjekt in sich so sehr, dass es regelmäßig neu konzipiert werden muss? Die Antworten hierauf fallen je nachdem, welche Subjektkonzeption herangezogen wird, unterschiedlich aus.

Das Subjekt ist ein komplexes Phänomen, ein komplexes Konzept, das lange Zeit vor allem in der Philosophie diskutiert wurde. Mittlerweile wird das Subjekt – und vor allem die Vorstellung von der Subjektivierung, dem Prozess, wie das Subjekt entsteht – auch in vielen anderen Disziplinen erörtert. Das Auftauchen des Subjektbegriffs und verschiedener Subjektivierungskonzeptionen in den Sozialwissenschaften überrascht daher nicht. »Tatsächlich wohnt der Subjektbegriff [mittlerweile, M.B.] nahezu allen theologischen, philosophischen, psychologischen, soziologischen und literaturwissenschaftlichen Ansätzen inne.« (Zima 2000: 30) Jedoch wird er längst nicht überall ausdrücklich dargelegt. Vielfach wirkt er implizit in theoretischen Ansätzen wie auch in empirischen Untersuchungen – dies gilt auch für intersektionale Ansätze und Studien (vgl. Kap. 1). Durch die Vielfalt an existierenden Begriffsdefinitionen und -konzepten des Subjekts ist es jedoch nötig, die eigene Auslegung vom Subjekt bzw. die Subjektivierungstheorie darzulegen, auf der die wissenschaftliche Arbeit basiert.

Im Folgenden gebe ich zunächst einen ersten Einblick in die Vielfalt der Subjektivierungskonzeptionen und -debatten in den letzten Jahrhunderten (Kap. 2.1). Dabei erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es geht mir an dieser Stelle darum, die Vielschichtigkeit und die Bandbreite der Subjektivierungskonzepte zu skizzieren, um zu veranschaulichen, wie sehr das Selbst bzw. die Vorstellung vom Selbst stetigen Wandlungen ausgesetzt ist. Ausführliche(-re) und vollständige(-re) Überblicke über das Subjekt (und seine Tücken) finden sich bspw. bei Beer (2016) und Zima (2000). Zu beachten ist dabei, dass es sich bei den Debatten um das Subjekt um einen westlichen Diskurs handelt, der sich nicht ohne weiteres auf andere Gesellschaften bzw. Gesellschaftskonzeptionen übertragen lässt. Daran anschließend erläutere ich ausführlich Butlers Subjektivierungskonzept (Kap. 2.2), welches die Basis meines methodologischen Vorschlags zur Analyse komplexer Subjektivierungen bilden wird.

2.1 Das Subjekt in seiner Zeit: Wie kann es sein? Wer kann es werden?

Mit der Bezeichnung *Subjekt* sind zu verschiedenen historischen Zeiten und in unterschiedlichen Kulturen mannigfache Bedeutungen verbunden, die sich in stetem Wandel befinden (vgl. Reichertz 2014: 102). »Subjekt ist, etymologisch betrachtet, ein zweideutiges Wort, das sowohl Zugrundeliegendes (hypokeímenon, subiectum) als auch Unterworfenes (subiectus = untergeben) bedeutet, so daß in der Philosophie beide Aspekte zum Tragen kommen, bisweilen sogar in demselben Diskurs.« (Zima 2000: 3) Die doppelte Wortbedeutung des Begriffs wird dabei in unterschiedlichem Maße berücksichtigt: Während einige Ansätze hauptsächlich oder sogar ausschließlich die Konnotation des »Zugrundeliegenden« hervorheben, betonen andere Theorien deutlich den Aspekt der »Unterwerfung«. Insbesondere zeitgenössischere Zugänge beziehen stärker beide Wortkonnotationen mit ein und konzipieren damit die Ambivalenzen mit, die dem Subjektbegriff zugrunde liegen.¹ So schreibt Foucault beispielsweise, »[d]as Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein« (Foucault 1994a: 246).

Die konkrete Bedeutung dessen, was das Subjekt meint, zeigt sich erst im historischen Verlauf durch Auslegungen, in denen epochenspezifisch signifikante Be-

1 »Dem Subjekt steht der Begriff *Objekt* gegenüber. Der lateinischen Bedeutung nach bezeichnet Objekt das Entgegengeworfene [...]. Das Objekt ist das Seiende, als und insofern es von mir objiziert, das heißt von mir *vor-gestellt* wird. [...] Das Objektive bezeichnet das allgemein Gültige, im Gegenzug zur subjektiv bedingten Auffassung.« (Schulz 1979: 239, Herv. i.O.) Mit dem sich wandelnden Subjektbegriff vollzieht auch der Objektbegriff eine Veränderung und wird fortan als Gegenstand schlechthin verstanden.

griffligkeiten wie »Person, Aktvollzieher, Geist, Bewußtsein, Selbstbewusstsein, Ich, Selbstverhältnis, Existenz« debattiert werden (Schulz 1979: 237). Alltagssprachlich – wie auch teils in wissenschaftlichen Diskursen – wird das Subjekt zudem häufig mit dem Individuum gleichgesetzt und als Ursprung aller Handlungen erachtet, die die soziale Welt strukturieren (vgl. Distelhorst 2009: 49).

Für die Philosophie ist die Auseinandersetzung mit dem Subjekt(-begriff) ein zentrales Thema. Die in den unterschiedlichen historischen Epochen entwickelten Subjektvorstellungen basieren z.T. auf Differenzen in den theoretischen Zugängen, z.T. auf Weiterentwicklungen bisheriger Ansätze und verweisen auf kulturelle und historische Veränderungen. Dabei changieren die Debatten zwischen der Frage, ob das Subjekt mit einem genuinen Kern versehen ist, oder ob es gänzlich sozial konstruiert wird. Es geht um das ›Sein‹ oder das ›Werden‹ des Subjekts. Während Anhänger*innen des seienden Subjekts Menschen als immer schon subjektiviert denken, die ihre Fähigkeiten zu denken und fühlen nur noch zu kultivieren brauchen, konzipieren Anhänger*innen des werdenden Subjekts dieses als Work in Progress. »Jedes konkrete Subjekt steht und entsteht [dann, M.B.] in Ordnungen des Wissens, der Macht und der Selbstführung, die ihrerseits historisch spezifisch sind.« (Saar 2013: 22) Das hat insbesondere Foucault herausgearbeitet, der sich – indem er Objektivierungsformen untersucht hat, die den Menschen zum Subjekt machen – mit der Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung der Menschen in ihrer Kultur befasst hat (vgl. Foucault 2005: 240).

Historisch betrachtet hat sich die Beschäftigung mit der Idee des Subjekts und den Möglichkeiten, wie dieses begriffen werden sollte, insbesondere in den letzten Jahrhunderten intensiviert. Soeffner fasst dies pointiert zusammen, wenn er schreibt: »Die Entwicklung des immer neue Metamorphosen durchlaufenden Helden, des Subjekts, schreitet zunächst nur sehr langsam voran, bis sie im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte immer mehr beschleunigt. Tragisches und Komisches, Heroisches und Pragmatisches, Außergewöhnliches und Banales wechseln in dieser Geschichte einander ab« (Soeffner 2014: 25). Die vielfältigen Subjekttheorien bzw. Subjektvorstellungen in denen die verschiedenen Subjektkonzeptionen dargestellt werden, sollten daher stets vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Epoche und ihren (welt-)gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erschlossen werden.² In ihnen spiegeln sich gesellschaftliche und/oder wissenschaftliche Debatten und sie greifen bestimmte (wissenschaftliche) Diskurse ihrer Zeit auf und grenzen sich zu

2 In den folgenden Teilkapiteln erfolgt diese Einordnung lediglich schematisch und grob skizziert. Zentrale historische Ereignisse jedes Jahrhunderts werden kurz benannt und dienen als Rahmung zur Einordnung der Subjektivierungsansätze. Interessant wäre es sicherlich, jeden Ansatz vor seinem jeweiligen präzisen (historischen) Entstehungshintergrund einzuordnen. Im Rahmen dieser Arbeit kann ein solch umfangreiches Unterfangen jedoch nicht erfolgen.

anderen ab. Sie lassen sich gewissermaßen als Antworten auf politische und/oder gesellschaftliche Herausforderungen ihrer jeweiligen Epoche denken.

Subjekt und *Subjektivität* sind damit allgemeine Begriffe, die ihre konkreten Bedeutungen erst in der Auslegung des geschichtlichen Verlaufs erhalten (vgl. Schulz 1979: 237). Sie sind in die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit eingelassen (vgl. Reichertz 2014: 106). Die jeweilige Gültigkeit und Reichweite subjekttheoretischer Zugänge ist deshalb an die Subjektordnungen und -diskurse sowie an die Subjektivierungspraktiken und -formen der spezifischen historischen Konstellation gebunden. Diese werden insbesondere über Ausschlüsse produziert und sind permanenten Gegenbewegungen ausgesetzt, die zu diskontinuierlichen Transformationen der Subjektordnungen führen können (vgl. Reckwitz 2006: 632). Subjektivierungskonzepte können daher nur so lange Gültigkeit für sich beanspruchen, wie sie konkreten gesellschaftlichen Sinn und/oder Wandel und daraus entstehende neue oder veränderte Subjektformen theoretisch zu fassen vermögen. Zudem kann auch zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt keineswegs von einer einheitlichen Subjektvorstellung ausgegangen werden, es existieren i.d.R. unterschiedliche, z.T. gegensätzliche und/oder konkurrierende Ansätze, die für sich einen gewissen Wahrheitsgehalt beanspruchen. Grundsätzlich gilt es, die Zugänge kritisch daraufhin zu befragen, für welche Subjektformen eine Theorie greift bzw. welche Subjektivierungspraktiken sich mit dieser erklären lassen und damit aufzeigen zu können, wo die Grenzen der Theorie sind. Der nachfolgende Einblick in verschiedene Subjektkonzeptionen beginnt mit dem 17. Jahrhundert. Frühere Subjektvorstellungen finden sich z.B. bei Zima (vgl. 2000).³ Alle skizzierten Subjektkonzepte sind als exemplarische Ansätze ihrer Zeit zu verstehen. Die Geschichte des Subjekts ließe sich auch auf der Basis anderer Theoretiker*innen umreißen. Es geht hier vornehmlich darum, einen groben Rahmen zu zeichnen, innerhalb dessen sich die Subjektkonzeptionen bewegen.

2.1.1 Das 17. Jahrhundert: Das Subjekt zwischen Vernunft und Körper

Als Begründer der moderneren Subjektvorstellung, die das Subjekt vornehmlich als Ergebnis erkenntnistheoretischer Überlegungen konstituiert, gilt Descartes (vgl. Zima 2000: 94ff.). Das Subjekt versteht er – seinem berühmten Ausspruch ›Ich

3 Zima beginnt seine Abhandlung über das Subjekt historisch noch deutlich vor Descartes und weist darauf hin, dass in archaischen Gesellschaften die Einzelnen in kollektiv praktizierten Mythen aufgehen, die von der Ähnlichkeit der Mitglieder leben – Durkheim beschreibt dies als mechanische Solidarität (vgl. Durkheim 1992). Auch im Feudalismus denken, sprechen und handeln die Einzelnen im kollektiven Kontext religiöser Gemeinschaften, Sippen oder Gilden. Zimas Auffassung nach setzt erst die moderne Marktgesellschaft die Einzelnen frei (vgl. Zima 2000: 4ff.).

denke, also bin ich« (ego cogito, ergo sum) folgend – als intellektuelles Prozessieren, als freies und aktives Subjekt, als reflexives cogito, das aus seinem Verstand heraus wahre Aussagen treffen kann. Erkenntnisse entstehen bei Descartes durch den Verstand und das Denken. Den Körper erachtet er als nicht zum Subjekt gehörend, als Außenwelt des Subjekts, dem die unsterbliche Seele innewohnt. Mit dieser Trennung von Subjekt und Körper wird es Descartes möglich, das Subjekt als frei und autonom zu denken, zugleich aber ein mechanistisches Körperbild beizubehalten, das den religiösen Verhältnissen seiner Zeit entspricht (vgl. Beer 2016: 13). Das Subjekt ist bei Descartes »vor allem durch seine Fähigkeit zu logischem Denken gekennzeichnet, die es ihm ermöglicht, sich seiner eigenen Existenz und der Existenz in der Welt zu widmen« (Distelhorst 2009: 49). Descartes entwickelt seine Subjektkonzeption in einer Zeit, die durch beginnende globale Handelsnetzungen und die Ausbreitung von Kommunikationsmedien, wie Bücher und Zeitschriften, geprägt ist. Es entsteht eine bürgerliche Öffentlichkeit und die Idee eines autonomen, vernunftbegabten Staatsbürgers, die in etwa mit Descartes Denken übereinstimmt. Zudem wird eine staatliche Rechtsordnung entwickelt und bürgerliche Lebensstile sind zunehmend durch Privatheit und Individualisierung gekennzeichnet. Zugleich ist das 17. Jahrhundert durch Religionskriege und daraus resultierende Forderungen nach religiöser Toleranz und Demokratie geprägt (vgl. Beer 2016: 7f., 161f.).

Für Spinoza hingegen stellt das Subjekt keineswegs ein vernunftbegabtes Wesen dar, es erweist sich für ihn vielmehr als eine affektgetriebene Entität ohne freien Willen, als ein Gegenstand der Naturwissenschaften, der einer logischen Notwendigkeit unterliegt (vgl. ebd.: 176; Russel 1999: 580). Demgegenüber betonen Hobbes und Locke die Relevanz des Körpers und der Objekte für die Erkenntnis: Ihrer Auffassung nach kann nichts ins Bewusstsein gelangen, das nicht zuvor über die Sinne – und damit über den Körper – wahrgenommen wurde. Für Locke ist das Subjekt die Entität, die jegliche sinnesvermittelten Wahrnehmungsakte begleitet und auf Erfahrungen basiert, ein vernunftbegabtes Wesen (vgl. Beer 2016: 17, 167). Mit Hobbes und Locke »manifestiert[e] sich das durch Männlichkeit, Geist und sprachlich durch die Farbe Weiß gekennzeichnete europäische Selbstbild« (Husmann-Kastein 2006: 52).

Insgesamt lässt sich das 17. Jahrhundert erkenntnistheoretisch als besonders durch den cartesianischen Rationalismus und die Methode der Deduktion, aber auch als von Weißen männlichen Vernunftsubjekten geprägt, beschreiben (vgl. Beer 2016: 22; Husmann-Kastein 2006: 56). Die dominierenden Subjektkonzeptionen des 17. Jahrhunderts changieren damit zwischen der Vorstellung, das Subjekt erlange Erkenntnisse nur durch die Vernunft, und der Idee, Erkenntnisgewinn erfolge über den Körper.

2.1.2 Das 18. Jahrhundert: Das Subjekt zwischen Maschine, Erziehung und Erfahrung

Das 18. Jahrhundert ist ein Jahrhundert, das insbesondere durch das Experiment als Methode und durch ein induktives Vorgehen gekennzeichnet ist. Erklärende Prinzipien werden nicht mehr deduktiv hergeleitet, sondern aus beobachteten Tatsachen (vgl. Cassirer 2007: 4ff.). Leitend für das 18. Jahrhundert ist zunächst die von La Mettrie vertretene Auffassung, der Mensch sei eine Maschine. La Mettrie verwirft die Idee des Menschen als mit einem freien Willen ausgestattet, er entwirft den Menschen vielmehr »als biologisches Wesen, das zwar über mentale Eigenschaften verfügt, die aber keineswegs auf einen der materiellen Außenwelt gegenüberstehenden, immateriellen Verstand oder Geist verweisen« (Beer 2016: 27). Damit knüpft er an Spinoza an.

Aufgegriffen wird dieser Ansatz von Helvétius, der den Geist als das Ergebnis inkorporierter Empfindungen denkt – ein Gedanke, der bei Bourdieu im 20. Jahrhundert zentral wird. Helvétius interessiert sich besonders dafür, wie die Ungleichheiten des Geistes entstehen und kommt zu dem Schluss, dass die unterschiedliche Erziehung und die Verortung in verschiedenen Ständen als Grund der differentiellen Entwicklungen des Geistes erachtet werden muss. Er folgert entsprechend, dass die bestehende soziale Ungleichheit nur durch veränderte Erziehungspraktiken überwunden werden kann. »Die Legitimationslast für real existierende soziale Ungleichheiten verschiebt sich damit ideengeschichtlich von der göttlich-sanktionierten Ordnung über die liberalistisch gedachte Leistungsgerechtigkeit [...] hin zu den gesellschaftlichen Verhältnissen *sui generis*.« (Ebd.: 30f.)

Damit ist Helvétius gewissermaßen ein »Kind seiner Zeit«: Im 18. Jahrhundert, das auch als das Zeitalter der Aufklärung bezeichnet wird, löst sich die ständische Gesellschaft weiter auf, die durch eine starre, als gottgegeben propagierte Sozialstruktur geprägt ist (vgl. Mosse 2006: 28).⁴ Die Französische Revolution ermöglicht die Entstehung von Rechtssubjekten, die aus der als göttlich imaginierten ständischen Ordnung herausgelöst werden. Die moderne Wirtschaftstheorie des liberalistischen, *laissez-faire*-orientierten Modells des *homo oeconomicus* wird entwickelt, der Kapitalismus mit einer großen Anzahl an (Fabrik-)Arbeitern etabliert und ein neues Verständnis von Erziehung und Kindheit ausgebildet.⁵ Mit diesen

4 Die bürgerliche Gesellschaft, die durch Leistungs- und Aufstiegsbestrebungen charakterisiert ist, tritt zunehmend an deren Stelle (vgl. Henecka 2006: 44). Jedoch bleibt die Macht ganz überwiegend beim Adel.

5 Dem liegt eine Abwendung von der Bevormundung durch den Adel zugrunde. Das männliche Bürgertum strebt danach, die eigenen Angelegenheiten selbst zu lenken. »Es ist das mit sich selbst identische Subjekt, das in der Öffentlichkeit seine Interessen wahrnimmt.« (Beer 2016: 24)

einher geht die Entdeckung des Selbst und die Selbstreflexion, die sich auch in literarischen Epochen spiegelt, wie bspw. dem ›Sturm und Drang‹.

Während für Fichte das Subjekt im Handeln existiert, spiegeln sich in Kants Ansatz die skizzierten politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen deutlich. Kant interessiert sich für die subjektiven Bedingungen von Erkenntnis, die aus Erfahrungen heraus entstehen. Er setzt das Subjekt als stets existent voraus. Dabei geht er davon aus, dass unsere Wahrnehmung von unserer individuellen Konstitution abhängig ist (vgl. Russel 1999: 720f.). Das Subjekt ist ein Sinneswesen, welches zugleich intelligibel ist und über einen freien Willen verfügt. Sinnliche Erfahrungen werden zudem erst durch Zeit und Raum möglich. Seiner Auffassung nach entstehen Erkenntnisse, indem Erfahrungen in unterordnende Prinzipien oder Begriffe gebracht werden, »die die mannigfaltigen Erfahrungsinhalte so aufeinander beziehen, dass ein Erkenntnisurteil möglich wird« (Beer 2016: 33). In Bezug auf das (moralische) Handeln der Subjekte formuliert Kant seinen kategorischen Imperativ: »Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.« (Kant 1788/1993: 7, zit.n. Beer 2016: 198) Er setzt dabei Vernunft und Kultur mit Weißsein gleich, womit er in der vorherrschenden Logik seiner Zeit verbleibt (vgl. Husmann-Kastein 2006: 54). Mit der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (1789) geht ein formaler Ausschluss sowohl verschiedener Gruppen von Männern als auch aller Frauen von diesen einher (vgl. Maihofer 2001: 120). Zugleich strebt die Wissenschaft danach, die Menschen in hierarchisierte Rassen einzuteilen, die auf der bereits in der Renaissance und dem 17. Jahrhundert gängigen Schwarz-Weiß-Unterteilung basiert.⁶ Im 18. Jahrhundert wird darüber hinaus die biologisch begründete Differenz der Geschlechter etabliert, die als »Geschlechtscharaktere« bezeichnet werden (Hausen 2007: 173)⁷.

2.1.3 Das 19. Jahrhundert: Disziplinierte Subjekte in kapitalistischer Gesellschaft

Am Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert entwickelt sich die Romantik, die zunächst darauf drängt, über die Kunst das Individuelle und das Ästhetische aufzuwerten und sich nicht dem Nützlichkeitsideal zu unterwerfen, das die Einzelnen in einen mechanisierten und routinierten Lebenslauf zwingt (vgl. Beer 2016: 41f.; Bourdieu 1999). Allerdings hält die Orientierung zum Individuellen nicht lange. Der Fokus verschiebt sich auf die Suche nach Sicherheiten im (gesellschaftlichen)

6 Der moderne Rassismus entsteht und die rassistisch geprägte hierarchische Naturalisierung von Schwarz – Weiblich – Materie gegenüber Weiß – Männlich – Geist als Ideal wird verbreitet (vgl. Husmann-Kastein 2006: 53, 55f.; Mosse 2006: 28f.).

7 Sie geht mit der Vorstellung zweier qualitativ verschiedener psychischer und intellektueller Konstitutionen und daraus abgeleiteter verbindlicher Normen einher (vgl. Maihofer 2001: 123f.).

Kollektiv oder einer vernunftbasierten Republik. Das 19. Jahrhundert ist durch etliche Revolutionen geprägt. Die Märzrevolution von 1848/49 führt bspw. zu mehr Pressefreiheit, der Bildung von politischen Vereinen und Interessensgruppen, einer Agrarreform und der Durchsetzung des Verfassungsprinzips. Zudem vollzieht sich im 19. Jahrhundert die sog. industrielle Revolution, die zahlreiche technische Neuerungen mit sich bringt, die Grundlagen der Wirtschaft verändert, tradierte Herrschaftsmechanismen auflöst und diese durch kapitalistische Marktregularien ersetzt (vgl. Ziegler 2009; Beer 2016: 44).⁸ Das Nützlichkeitsdenken, das alles auf seine Verwertbarkeit hin betrachtet, und der Konkurrenzkampf dominieren.

Neben Feuerbach und Comte, die Kritik an der Religion üben, mit der zuvor die soziale Ungleichheit legitimiert wurde, beschäftigt sich Marx mit den skizzierten gesellschaftlichen Strukturen seiner Zeit, welche seines Erachtens die menschenunwürdigen Bedingungen erzeugen, unter denen die Arbeiter leben. Für Marx verwirklicht der Mensch seine Fähigkeit zum freien Willen über die Arbeit. Er vergegenständlicht sich in dieser, wird jedoch durch die industrielle Produktion davon entfremdet. Seine Subjektivität wird durch objektive Strukturen und Dynamiken konstituiert (vgl. Meißner 2010: 221). Damit greift die Gesellschaft auf das Subjekt zu. »Das Subjekt ist zwar zur Aktivität befähigt, bedarf zur Realisierung dieser Befähigung jedoch entgegenkommender gesellschaftlicher Verhältnisse«, es ist also sowohl aktiv als auch passiv (Beer 2016: 53). Durch den Druck der kapitalistischen Verhältnisse kann das Subjekt nur in eben jener Weise denken und handeln, wie es dies tut. Appelle, sich individuell aus der Lage zu befreien, sind für Marx zwecklos, es bedarf einer gesamtgesellschaftlichen Transformation. Erst in der Überwindung der kapitalistischen Verhältnisse, die Marx als Entwicklung verschiedener ökonomischer Epochen denkt, bei denen sich die Produktivkräfte verändern, wird eine klassenlose Gesellschaft möglich (vgl. Marx/Engels 1848: 12f.). Das als frei und autonom imaginierte Subjekt der Aufklärung ist damit obsolet. Es wird der subtil agierenden Herrschaftsform seiner Zeit unterworfen, wenn auch es zugleich aus religiösen und gesellschaftlichen Institutionen und Denksystemen befreit wird (vgl. Beer 2016: 67f.).

Erkenntnistheoretisch ist das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften, die mit ihren Entdeckungen und Erfindungen die Industrialisierung vorantreiben, gewinnen an Bedeutung (vgl. Henecka 2006: 39ff.). Damit tragen sie zur wirtschaftlichen Steigerung des gesamtgesellschaftlichen Reichtums bei (vgl. Beer 2016: 46). Zugleich verliert die Philosophie an Relevanz und mit der Entfaltung der Soziologie entsteht eine neue Wissenschaft,

8 Das Bürgertum, welches den überwiegenden Teil der Unternehmer der großen Industriebetriebe stellt, wird zur dominierenden gesellschaftlichen Gruppe, der Adel verliert an Einfluss.

die den Fokus auf den vergesellschafteten Menschen richtet.⁹ »Das 19. Jahrhundert entdeckt die Gesellschaft.« (Ebd.: 46)

Durkheim, einer der Begründer der Soziologie, setzt eben dort an, indem er neue Formen der sozialen Integration ins Zentrum seines Denkens rückt, die er als mechanische Solidarität bezeichnet. Da die neue bürgerliche Gesellschaft eine zunehmende Tendenz zur Atomisierung aufweist, beschäftigt er sich mit den Folgen der veränderten Arbeitsteilung für die normative Integration der Gesellschaft (vgl. Durkheim 1992). Das Subjekt ordnet er dem Kollektivbewusstsein unter. Zu einem voll entwickelten Subjekt wird es erst innerhalb der Gesellschaft. Als Motor für die gesellschaftliche Integration sieht Durkheim die Erziehung durch die staatlichen Schulen, welche gesellschaftliche Interessen vertreten sollen. Dabei erachtet er den Geist der Disziplin, mit dem die Triebe des Subjekts begrenzt werden, den Anschluss an die sozialen Gruppen Familie, Vaterland und Menschheit sowie die Autonomie des Willens als zentral (vgl. Durkheim 1984: 72ff.). Bei Durkheim wird das Subjekt als passiv imaginiert, »weil es von der Gesellschaft erst erhält, was es zum Subjektsein im Sinne einer Persönlichkeitsentwicklung benötigt« (Beer 2016: 57). Es ist also durch diese geprägt, weshalb er davon ausgeht, dass das Subjekt auch innerhalb seines jeweiligen Kontextes die Normen und Werte dieses Kontextes übernimmt – so bspw. in der Schule. Zudem werden für ihn erst durch die Unterordnung unter das Kollektiv stabile soziale Verhältnisse möglich, die im Interesse des Subjekts sind. Beers Auffassung zufolge findet Durkheim mit der Erziehung einen neuen Modus, das Subjekt nach seiner Freisetzung aus religiösen und staatlichen Machtstrukturen dennoch an die Gesellschaft zu binden: »Nicht das gesellschaftliche Sein bestimmt bei Durkheim das Bewusstsein, sondern das gesellschaftliche Geworden-Sein.« (Ebd.: 59) Zeitgleich gibt es im 19. Jahrhundert in Deutschland bzw. dem damaligen Deutschen Reich – wie auch in anderen überwiegend europäischen Nationen – ein starkes Bestreben, Kolonien zu besitzen, was zum Ende des Jahrhunderts auch umgesetzt wird. Die im 18. Jahrhundert etablierten dichotomen Geschlechterkonstruktionen bleiben im 19. Jahrhundert relativ konstant und werden durch die Bildungspolitik noch vertieft (vgl. Hausen 2007: 178, 191).

2.1.4 Das 20. Jahrhundert: Kulturell produzierte Subjekte

In jüngerer Zeit, im 20. Jahrhundert, haben sich die Subjektkonzeptionen vervielfacht und werden u.a. auch in den Sozialwissenschaften aufgegriffen, weiterentwickelt, neu konzipiert. Das 20. Jahrhundert ist zunächst durch den ersten Weltkrieg, die Oktoberrevolution, die den ersten sozialistischen Staat nach sich zieht,

9 Die im 18. Jahrhundert entwickelte Idee, der Mensch könne durch die Gesellschaft geprägt sein, wird im 19. Jahrhundert zum anerkannten Wissen.

wie auch die Gründung der Weimarer Republik gekennzeichnet. Es folgen inhumane Ereignisse wie der Holocaust mit dem zweiten Weltkrieg und der Vietnamkrieg. »Zwei Ereignisse, die kaum mit der Vorstellung eines starken, aktiven Subjekts in Zusammenhang gesetzt werden können.« (Beer 2016: 71) Horkheimer und Adorno betrachten das Subjekt vor dem Hintergrund der historischen Situation entsprechend auch als Resultat von Disziplinierungs- und Selbstdisziplinierungsprozessen (vgl. Bürger 1998: 17).

Nach dem zweiten Weltkrieg ist das 20. Jahrhundert durch Demokratisierungsbestrebungen, Europäisierung und die Idee geprägt, die Wirtschaft zum Wohl der Allgemeinheit zu steuern. Bereits in den Anfängen des 20. Jahrhunderts wird der Rundfunk breit eingeführt, später folgt das Fernsehen. Die sogenannten 68er-Bewegungen entstehen. Sie erreichen eine kulturelle Liberalisierung im Hinblick auf die Geschlechterrollen, Sexualität an sich und Homosexualität. In den 1980er Jahren nimmt die wirtschaftliche Liberalisierung zu, es entwickelt sich das, was unter dem modernen Globalisierungsbegriff gefasst wird: »Das Subjekt wurde, überspitzt formuliert, den internationalen Märkten ausgeliefert und damit anonymen Mechanismen, auf die es keinen Einfluss hat.« (Beer 2016: 72) Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion endet der sogenannte Kalte Krieg.

In etwa parallel dazu beginnen auch Theoretiker*innen des Strukturalismus und des Poststrukturalismus sich kritisch mit dem Subjekt und Subjekttheorien auseinanderzusetzen. Seit den 1970er Jahren hat die Konzeption des autonomen Subjekts gänzlich ihre Selbstverständlichkeit verloren. Die ontologischen Konzeptionen der vergangenen Jahrhunderte werden zu relational orientierten Ansätzen weiterentwickelt. Subjektansätze beschäftigen sich zunehmend mit der Frage danach, wie Subjekte erzeugt, wie sie produziert werden (vgl. Saar 2013: 17). Dabei zeichnen sich insbesondere zwei Strömungen ab: poststrukturalistische Positionen, die davon ausgehen, dass das Subjekt niemals existiert hat und postmoderne Auffassungen, die argumentieren, dass das Subjekt seine einstige Integrität heute verloren hat (vgl. Butler 1993: 47). Das Subjekt wird als fragiles Gebilde imaginiert und dezentriert, indem beide Wortbedeutungen, sowohl das Zugrundeliegende als auch das Unterworfenen, berücksichtigt werden. Es wird nicht mehr einfach als vorhanden, sondern als permanente kulturelle Produktion gedacht. Und es wird nicht mehr als Eigenschaft einer Substanz verstanden, sondern als ein praktischer Modus, in dem Menschen miteinander sind (vgl. Müller 2013: 61). Verfolgt wird dieser Zugang zum Subjekt von Theoretiker*innen, die sich mit Subjektivierung als Produkt von Machtkonstellationen und Ideologien befassen. Hier sind besonders Foucault (1993; Foucault 1994a), Deleuze (2007) und Derrida (1976) zu nennen, aber auch Althusser (1977), Butler (2001) und – aus einer anderen Richtung kommend – Bourdieu und Passeron (1973). Zum Ende des 20. Jahrhunderts entwickeln sich Computer- und Internettechnologien rasant. Diese vielfältigen neuen Medien verändern das Verhalten der Menschen und die Praxis, wie sozialer Austausch

erfolgt. »Die Subjekte sind jetzt nicht mehr nur Empfänger von Informationen, sondern können diese selbst bzw. interaktiv mitgestalten – was die Hoffnungen auf einen umfassenden Demokratisierungsprozess nährt.« (Beer 2016: 75) Habermas vollzieht vor diesem Hintergrund eine Abkehr von der Subjektphilosophie und wendet sich dem Paradigma intersubjektiver Kommunikation zu (vgl. Habermas 2011a; Habermas 2011b; Bürger 1998: 19).

In den Auseinandersetzungen mit dem Subjekt-Begriff im 20. Jahrhundert liegt der Fokus damit stärker auf den kulturellen Formen, die Individuen in ihren jeweiligen historischen Kontexten prägen (vgl. Reckwitz 2008a: 15). Kulturelles Wissen, aber auch die Folgen von historischen Ereignissen, werden zunehmend mitgedacht. So setzt sich Spivak im Kontext Postkolonialer Theorien mit dem Subjekt auseinander (vgl. Kniffki/Zifonun 2014: 211), Simmel und Mead entwickeln einen relationalen Subjektbegriff (vgl. Wagner 2006: 173) und Goffman betont die Historizität des Subjekts (vgl. Bosančić 2013: 190). Während systemtheoretische Ansätze das Subjekt als eine alteuropäische funktionale Semantik denken, wird in der Diskurstheorie die Macht der sprachlichen Formierung jeglicher Selbst- und Weltverhältnisse diskutiert (vgl. Keller 2005, zit.n. Pöferl/Schröer 2014: 3). Die Akteur-Netzwerk-Theorie löst die Subjektivität auf und richtet ihren Fokus stattdessen auf Mensch-Artefakte-Verknüpfungen und Feministische Ansätze diskutieren das Verhältnis von Subjektivität zu Differenz, Identität, Normativität und Performativität, um nur einige neuere Debatten zu nennen (vgl. Pöferl/Schröer 2014: 3f.).

2.1.5 Das Subjekt in der Gegenwart: Subjekte 2.0

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben sich die Debatten um das Subjekt auch außerhalb der Philosophie fest verankert. Zwar wird der Begriff des Subjekts erst seit relativ kurzer Zeit in den Sozial- und Kulturwissenschaften benutzt – hier wurde stärker der Identitätsbegriff verwendet – die Debatten sind jedoch bereits vielschichtig und zunehmend unübersichtlich (vgl. Knoblauch 2014: 37). Dabei zeichnen sich weniger völlig neue Konzeptionen der Subjekt-Vorstellungen ab, vielmehr liegt der Fokus gegenwärtig verstärkt auf der empirischen Untersuchung dieser. Insbesondere die Diskrepanz zwischen den theoretisch erarbeiteten Erkenntnissen, »dass Menschen durch machtvolle diskursive, kulturelle, sprachliche, dispositive und gouvernementale Ordnungen *subjektiviert* werden, das heißt diesen Symbolsystemen – mehr oder weniger – »unterworfen« werden« und den überwiegend fehlenden empirischen Arbeiten, die untersuchen, »inwiefern sich diese implizit als machtvoll gedachte Wirkungen auf der Ebene von tatsächlich lebenden, handelnden und verkörperten Menschen untersuchen und erfassen lassen« (Bosančić

2016: 96, Herv. i.O.), trägt zu einer gegenwärtigen Konjunktur der Subjektivierungsforschung in den Sozialwissenschaften bei.¹⁰

Viele zeitgenössische Autor*innen, die sich mit dem Thema Subjekt befassen, beziehen sich auf Foucaults Subjektivierungsansatz (vgl. z.B. Foucault 1993; Foucault 1994a). Dies dürfte dem früheren Erscheinen seiner Werke und seiner größeren Popularität gegenüber Butlers ebenfalls zentralem Werk zuzuschreiben sein, die zunächst durch ihre gendertheoretischen Überlegungen bekannt wurde und in den letzten Jahren zunehmend auch durch ihre Ansätze zu Prekarisierung diskutiert wird (vgl. Butler 2016; Butler 2010; Butler/Athanasiou 2014). Für Reichertz ist die neuere Debatte um die Eigenschaften und Besonderheiten des Subjekts insbesondere durch die Werke von Luhmann, Bourdieu und Foucault entstanden. Er sieht die Arbeiten von Weber und Simmel wie auch Husserl und Schütz zwar als relevant für die neuere Debatte um das Subjekt, jedoch verortet er die Veränderung des Fokus von der Struktur zum Subjekt in der phänomenologisch ausgerichteten Wissenssoziologie und im Aufstieg der qualitativen Sozialforschung (vgl. Reichertz 2014: 97).

Insgesamt lässt sich gegenwärtig nicht von einer einheitlichen subjekttheoretischen Grundlage sprechen. Verschiedene Strömungen der Sozialwissenschaften und Soziologie rekurrieren auf sehr unterschiedliche Subjektvorstellungen, die sich in theoretischer und empirischer Perspektive häufig auch noch zusätzlich unterscheiden (vgl. Reichertz 2014: 101). Die hermeneutische Wissenssoziologie, die eine Fortführung und Weiterentwicklung des interpretativen Paradigmas ist, erachtet beispielsweise die sozialen Strukturen als subjektbildend, ihr Ansatz basiert jedoch auf keinem einheitlichen Subjektverständnis (vgl. Schröder 2014; Pöferl/Schröder 2014). In der (wissenssoziologisch orientierten) qualitativen Sozialforschung gilt das Subjekt als abhängig von Zeit und Kultur und wird in Relation zur Gruppe gedacht, wodurch ihm ein sozialer Ursprung zugeschrieben wird (vgl. Reichertz 2014: 101).¹¹ Die wissenssoziologische Diskursforschung erachtet Subjektpositionen als sozial erzeugte Identitäten, die in kommunikativen Praktiken

10 Zwar existieren bereits erste empirische Arbeiten, die sich damit beschäftigen, wie Subjektivierungspraktiken und -formen in die konkreten Alltagspraktiken eingelassen sind, in denen Subjekte produziert, trainiert und stabilisiert werden. Verglichen mit der Vielzahl empirischer Studien in anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereichen, existiert jedoch nur eine geringe Anzahl an Publikationen.

11 In der Empirie werden jedoch meist der subjektive Sinn wie auch subjektive Sichtweisen rekonstruiert, »vor allem geht es immer wieder um das kommunikative Handeln dieser empirischen Subjekte, wie sie Leben vorfinden, wahrnehmen und deuten, wie sie ihr Leben (kommunikativ) ändern, und wie sie Welt und die Anderen (mit-)gestalten« (Reichertz 2014: 101). Die Aufmerksamkeit richtet sich insbesondere »auf die Lebensformen, die Ausdrucksweisen, Deutungsleistungen und Aneignungspraktiken dieser empirischen Subjekte« (ebd.). Zu kurz kommt dabei die Vorstellung, was ein Subjekt ausmacht.

und Konstruktionen entstehen (vgl. Bosančić 2013: 186, 191). Im Sozialkonstruktivismus sind Subjekte die Grundlage der Kommunikation, welche die Basis der Gesellschaftsbildung ist (vgl. Knoblauch 2014: 39). Für die Praxeologie erfolgt die Subjektivierung durch soziale Praktiken in Form von Anforderungen, Normen, Sinnmustern etc. (vgl. Schmidt 2013).¹²

(Empirisch) Untersucht werden gegenwärtig vor allem Subjektivierungspraktiken. Butler vollzieht dies beispielsweise für das Geschlecht (vgl. Butler 1997; Butler 2003a), Reckwitz beschreibt u.a. Subjektivierungspraktiken, die über Erwerbsarbeit vollzogen werden¹³ (vgl. Reckwitz 2006) und in dem von Gelhard et al. herausgegebenen Band zu Techniken der Subjektivierung finden sich u.a. Beiträge zu Subjektivierung in der Rechtsprechung (vgl. Hackler 2013), in Prüfungen (vgl. Meyer-Drawe 2013; Kaminski 2013), als Körpererfahrung (vgl. Murard 2013) oder in der Obdachlosigkeit (vgl. Girola 2013). Geimer und Amling untersuchen mittels einer rekonstruktiven Subjektivierungsanalyse Subjektnormen und Habitus, die sie zu Typen verdichten (vgl. Geimer/Amling 2019). Rose bezeichnet deshalb die Gegenwart als eine Phase »der Konzeption von Ansätzen dezidiert empirisch arbeitender Subjektivierungsforschung« (Rose 2019: 67).

In Teilen der Wissenschaft wird das Subjekt demzufolge gegenwärtig analysiert, indem nach den spezifischen kulturellen Form gefragt wird, »welche die Einzelnen in einem bestimmten historischen und sozialen Kontext annehmen, um zu einem vollwertigen, kompetenten, vorbildlichen Wesen zu werden, nach dem Prozess der ›Subjektivierung‹ oder ›Subjektivation‹, in dem das Subjekt unter spezifischen sozial-kulturellen Bedingungen zu einem solchen ›gemacht‹ wird.« (Reckwitz

12 Schmidt weist darauf hin, dass es sich bei sozialen Praktiken um öffentliche Akte handelt, die an bestimmte Umstände, Orte, Kontexte und materielle Rahmungen gebunden sind und sich überwiegend als Gewohntes und Selbstverständliches vollziehen. »In sozialen Praktiken spielen körperliche Performanzen und Routinen, ein gemeinsam geteiltes praktisches Wissen und die beteiligten Artefakte eine wichtige Rolle. [...] Soziale Praktiken sind durch eine sich immer wieder aufs Neue bildende Regelmäßigkeit gekennzeichnet.« (Schmidt 2012: 10)

13 Reckwitz interessiert sich dafür, welche Subjektkulturen die Moderne hervorgebracht hat. Sein Fokus liegt auf den kulturellen Kriterien der Subjekthaftigkeit, die sich jeder Einzelne antrainiert. Er kann zeigen, dass die bürgerliche Moderne des 18. und 19. Jahrhunderts versucht, in Abgrenzung zur aristokratischen Kultur, die als abhängig von den proletarischen und kolonialisierten Subjekten betrachtet wird, ein moralisiertes, souveränes und respektables Subjekt verbindlich zu machen. Für die Postmoderne ab den 1980er Jahren konstatiert er eine kreativ-konsumtorische Subjektivität. Die dominanten Subjekte sind gegenwärtig marktorientiert und grenzen sich einerseits gegen »das konformistisch-regelorientierte, andererseits das expressionslos-handlungsunfähige, mithin das rigide und das depressive Subjekt« ab (Reckwitz 2006: 635). Deutlich wird in seiner Arbeit, dass die »diskontinuierlichen Transformationen der Subjektordnungen«, wie er schreibt, erst verstehbar werden, wenn die »minoritären kulturellen Gegenbewegungen der Moderne« betrachtet werden, »welche jeweils versuchen, einen ›neuen Menschen‹ zu imaginieren« (ebd.: 17).

2008a: 9f.; vgl. auch Wiede 2014: 1).¹⁴ Subjektivierung wird dabei als Ensemble von Kräften gedacht, die auf die Einzelnen wirken und bewirken, dass diese sich in einer spezifischen Weise selbst begreifen¹⁵ (vgl. Bröckling 2012: 131), als einerseits durch Unterwerfung unter Regeln und andererseits durch Praktiken der Selbstführung charakterisiert, als Prozess, in dem Individuen sich in Wissens-, Macht- und Selbstpraktiken als Subjekt zu verstehen lernen (vgl. Ricken 2013b: 32f.). Das Subjekt wird nicht mehr als unabhängig von seinen äußeren Bedingungen konzipiert, sondern »über die äußeren, öffentlichen und beobachtbaren Bedingungen seiner fortlaufenden soziokulturellen und soziomateriellen Produktion analytisch erschlossen«, insbesondere über »Sprachspiele, symbolische Ordnungen, Selbsttechniken, Diskurse und Praktiken« (Schmidt 2013: 93). Subjektivierung wird daher als ein Prozess beschrieben, an dem alltägliche Praktiken, Verhaltensweisen, Gesten, Haltungen, Körperbewegungen, Kommunikationsformen sowie medizinische und psychologische Diskurse u. ä. beteiligt sind (vgl. ebd.), »ohne dass allerdings ein systematischer, methodisch-methodologisch elaborierter Ansatz zur empirischen Analyse der alltäglichen Aneignungs- und Aushandlungspraxis ausgearbeitet wurde« (Geimer/Amling 2019: 23). Damit liegen die Ansätze im Trend ihrer Zeit, sie spiegeln die gegenwärtigen gesellschaftlichen Pluralisierungen und Ausdifferenzierungen, die bereits im letzten Jahrhundert zunehmend relevant geworden sind und seitdem an Dynamik noch hinzugewonnen haben.

2.1.6 Das Subjekt in seiner Zeit: Vom ›Sein‹ zum ›Werden‹

Mit der Subjektauffassung der Frühen Moderne, die das Subjekt in verschiedenen Varianten der Grundvorstellung eines autonomen Subjekts konzipiert, ist die Vorstellung verbunden, das Subjekt sei eine irreduzible Instanz der Reflexion, des Handelns und des Ausdrucks, welches seine Grundlage nicht in äußeren Bedingungen, sondern in sich selbst findet. »Das klassische Subjekt ist als Ich eine sich selber transparente, selbstbestimmte Instanz des Erkennens und des – moralischen, interessen geleiteten oder kreativen – Handelns.« (Reckwitz 2008a: 12) Im Kern besitzt es mentale und geistige Qualitäten, die den Ort seiner Rationalität markieren und es mit universalen, allgemeingültigen Eigenschaften ausstatten (vgl. ebd.).

14 Auf Foucault Bezug nehmend schreibt Reckwitz dazu weiter: »Das Subjekt ist weder eine Transzendentalie mit Eigenschaften, die ihm a priori, d.h. vor aller Erfahrung, zukommen, noch lässt es sich in seiner mentalen Struktur unabhängig vom kulturellen Kontext zum Objekt empirischer Forschung machen.« (Reckwitz 2008a: 13)

15 Für Bröckling ist mit der Form, sich selbst zu begreifen, auch »ein spezifisches Verhältnis zu sich selbst zu pflegen und sich in spezifischer Weise selbst zu modellieren und zu optimieren« verbunden (Bröckling 2012: 131). Die Facette der Selbstoptimierung in der Subjektivierung wird jedoch nicht allgemein geteilt.

Diese Subjekt-Vorstellung der Autonomie basiert insbesondere auf drei philosophischen Zugängen: 1. Descartes' Modell des Ich als reflexives cogito und dem deutschen Idealismus von Kant, Fichte und Schelling, die das Subjekt als Zugrundeliegendes denken, als Quellgrund der Wahrheit, als rational und mit einem Wesenskern ausgestattet; 2. Hobbes und Lockes vertragstheoretischem Individualismus, bei dem die Gesellschaft als Produkt der eigeninteressierten Individuen betrachtet wird; 3. dem Subjekt der Romantik, das als Selbst mit expressivem Kern der Selbstverwirklichung konzipiert ist (vgl. Reckwitz 2008a: 11f.; Zima 2000: 3f.; Wiede 2014: 1).

Für die Moderne ab dem Ende des 17. Jahrhunderts, die Reckwitz als heterogenen Komplex sozialer Praktiken und Diskurse Westeuropas und Nordamerikas beschreibt, ist es kennzeichnend, dass diese Praktiken und Diskurse »spezifische kulturelle Formen produzieren, denen entsprechend sich der Einzelne als ›Subjekt‹, das heißt als rationale, reflexive, sozial orientierte, moralische, expressive, grenzüberschreitende, begehrnde etc. Instanz zu modellieren hat und modelliert wird« (Reckwitz 2006: 10, Herv. i.O.). Das Subjekt kann damit als eine Art Katalog kultureller Formen beschrieben werden, die definieren, was unter einem vollwertigen Subjekt zu verstehen ist (vgl. ebd.). Zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert betonen die verbreiteten Subjektvorstellungen somit die Begriffskonnotation des Zugrundeliegenden und imaginieren das Subjekt als Träger eines Emanzipationsprozesses. »Die Moderne produziert [jedoch, M.B.] keine eindeutige, homogene Subjektstruktur, sie liefert vielmehr ein Feld der Auseinandersetzung um kulturelle Differenzen bezüglich dessen, was das Subjekt ist und wie es sich formen kann«, schreibt Reckwitz, »[k]ennzeichnend für die Moderne ist gerade, dass sie dem Subjekt keine definitive Form gibt, sondern diese sich als ein Kontingenzproblem, eine offene Frage auftut, auf die unterschiedliche, immer wieder neue und andere kulturelle Antworten geliefert und in die Tat umgesetzt werden« (Reckwitz 2006: 14). Dies führt zu einem Wandel in der Auffassung des Subjekts ab Mitte des 20. Jahrhunderts: der Aspekt der Unterwerfung rückt seitdem stärker in den Fokus.

Gegenwärtig interessieren sich Subjekttheoretiker*innen neben historischen Faktoren und Bedingungen, durch die Einzelne zu gesellschaftlich akzeptierten und handlungsfähigen Subjekten werden, dafür, wie Subjekte im Gefüge sozialer und kultureller Dispositionen produziert werden und sich selbst produzieren (vgl. Wiede 2014: 1). In jüngerer Zeit werden dementsprechend weniger die Charakteristika des Subjekts an sich debattiert, der Fokus liegt stärker auf den Subjektivierungsprozessen, -formen und -praktiken. Dabei geht es besonders um die Frage, »ob die Menschen eigenständige Subjekte sind, die zumindest idealiter das tun (können), was sie im Sinn haben, oder ob sie das wollen, was sie aufgrund von sozialen, biologischen oder chemischen Prozessen und sozialen Strukturen wollen müssen« (Reichert 2014: 96). In Bezug auf die empirische Untersuchung

von Subjektformen, Subjektivierungsprozessen und -praktiken etc. existieren bislang nur wenige methodologische Anhaltspunkte, wie diese untersucht werden können.

Die hier lediglich grob skizzierte Geschichte des Subjekts zeigt bereits deutlich, dass sich Bergers Beschreibung des Selbst bestätigt, das »kein dauerhaftes, vorgegebenes Wesen [ist, M.B.], das von einer Situation zur nächsten fortschreitet, sondern ein dynamischer Prozeß« (Berger 1971: 118, zit.n. Keller 2014: 83). Das Subjekt ist nicht statisch, es vollzieht fortlaufend eine Art Gestaltwandel. Daher lässt sich schwer beschreiben, wer es ist. Ihm fehlt gewissermaßen die innere Substanz. Seine imaginierte Seinsweise ist abhängig vom jeweiligen historischen Kontext. Gesellschaftliche Wandlungsprozesse und Veränderungen in den Denkweisen entstehen parallel, was wiederum zu sich stetig ändernden Konzeptionsweisen des Subjekts über die Epochen führt. Wie das Subjekt sein kann bzw. wer es werden kann, hängt von den jeweiligen Denkbewegungen der Subjekttheoretiker*innen ab, die wiederum in ihrer konkreten historischen Zeit verhaftet sind.

Für eine Arbeit, die sich mit komplexen Subjektivierungen in der Gegenwart beschäftigt, empfiehlt es sich demzufolge, auf einen zeitgemäßen Subjektivierungsansatz zurückzugreifen.¹⁶ Im Folgenden wird der zeitgenössische Subjektivierungsansatz von Judith Butler vorgestellt, der die theoretische Grundlage für den im fünften Kapitel entfalteten methodologischen Vorschlag zur Untersuchung komplexer Subjektivierungen bildet.

2.2 Judith Butler: Intelligible Subjekte

Mit den Arbeiten von Judith Butler liegt eine Subjektkonzeption vor, die lange tradierte Grundannahmen der Philosophie überdenkt (vgl. Bublitz 2002: 7). Mitte der 1950er Jahre im US-amerikanischen Bundesstaat Ohio in eine jüdische Familie geboren, beginnt Butler in den 1980er Jahren – vor dem Hintergrund der Debatten in der US-amerikanischen Frauenbewegung um die rechtliche Gleichstellung und die Kriminalisierung von Gewalt gegen Frauen, der Auseinandersetzungen innerhalb der Bewegung und der AIDS-Krise – ihre Ansätze zu formulieren (vgl. Redecker 2011: 23ff.). Erste Berührungen mit der Philosophie erfolgen bereits in Butlers Jugend (vgl. Butler 2009: 375).¹⁷

16 Es wäre ebenfalls möglich, mit einem historischen Ansatz zu arbeiten. Unter Berücksichtigung der beschriebenen Relevanz der jeweiligen gesellschaftlich-historischen Situation für das Entstehen einer Subjekttheorie, kann auch auf sogenannte Klassiker zurückgegriffen werden. Meines Erachtens bedarf es dafür allerdings zwingend einer Reflexion des Entstehungskontextes dieser Theorie und einer Diskussion ihrer Übertragbarkeit in die Gegenwart.

17 »Als junger Mensch kam ich auf die Philosophie, weil ich in ihr eine Form sah, die Frage zu stellen, wie man leben sollte, und ich nahm die Vorstellung ernst, das Lesen philosophi-

Die US-amerikanische Philosophin gilt gegenwärtig als eine der wichtigsten Vertreterinnen dekonstruktivistischer¹⁸ feministischer Ansätze. Sie hinterfragt in ihren Schriften u.a. den humanistischen Subjektbegriff, der – in der cartesianischen Erkenntnistradition verhaftet – das Subjekt als kohärent und einheitlich, als universell und mit sich selbst identisch begreift (vgl. Kap. 2.1). Anders als humanistische Ansätze untersucht Butler die Konstitutionspraktiken, durch die Subjekte hervorgebracht werden, vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Verhältnisse, die für sie zentral für die Subjektconstitution sind (vgl. Lorey 1996: 92). Ihre grundsätzliche Kritik am humanistischen Subjekt »beinhaltet keine Verneinung oder Nichtanerkennung des Subjekts, sondern eher eine Infragestellung seiner Konstruktion als vorgegebene oder normativ als Grundlage dienende (*foundationalist*) Prämisse« (Butler 1993: 41, Herv. i.O.). Entsprechend distanziert sie sich von der Idee des autonomen Subjekts und argumentiert stattdessen, dass das Subjekt keine Substanz ist und hat und damit weder eine überhistorische Wahrheit besitzt, noch einen letzten Ursprung. Es ist vielmehr Effekt von diskursiven Bedeutungszuschreibungen, Effekt von Normen der symbolischen Ordnung und stets abhängig von (machtvollen) Strukturen, auf die es keinen Einfluss hat, da sie bereits vor ihm bestehen (vgl. Meißner 2010: 19ff.). »Subjekte sind demnach gewissermaßen bewohnbare Zonen, die durch diskursive Semantiken geschaffen werden. Sie sind jene sprachlichen Kategorien, die anerkennungswürdige bzw. intelligible¹⁹ (Re-)Präsentationen von Personen bereitstellen«, erläutert Villa Butlers Subjektbegriff, und sie führt weiter aus, »[o]hne die Annahme solcher Titel ist es unmöglich, eine anerkennungswürdige soziale Existenz zu leben« (Villa 2010: 259). Butler folgt Foucault, der davon ausgeht, dass Subjekte durch Macht gebildet und geformt werden. Anknüpfend an die Arbeiten von u.a. Althusser und Foucault argumentiert sie, dass über die in diskursiven Anrufungen erfolgende Subjektwerdung ein historisch-spezifisches Wissen über die Wirklichkeit hervorgebracht und transportiert wird, über das diskursiv geregelt ist, was in welcher Weise denkbar und möglich erscheint (vgl. Meißner 2010: 25; Saar 2013: 23).

scher Texte und philosophisches Denken könnten mir in Lebensfragen die nötige Führung geben.« (Butler 2009: 376) Ihr großes Interesse an der Philosophie zog jedoch nicht direkt den Wunsch nach sich, diese auch beruflich zu verfolgen: »Ich war mir [als Jugendliche, M.B.] nicht sicher, ob ich Philosophin sein wollte, und ich gestehe, dass ich diesen Zweifel nie ganz überwunden habe.« (Ebd.: 369)

18 »Dekonstruktion meint nicht verneinen oder abtun, sondern in Frage stellen und – vielleicht ist dies der wichtigste Aspekt – einen Begriff wie »das Subjekt« für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz zu öffnen, die bislang noch nicht autorisiert waren.« (Butler 1993: 48; vgl. auch Villa 2006b)

19 »Mit Intelligibilität ist bei Butler das gemeint, was sozial sinnvoll, verstehbar, (über-)lebens-tüchtig ist. Das, was intelligibel ist, ist sozial anerkannt, weil es den vorherrschenden Diskursen entspricht.« (Villa 2003: 158)

In ihrer Argumentation geht Butler dekonstruktivistisch vor, indem sie Begriffe, die als unhinterfragbar und unveränderlich gelten, in Frage stellt und in ihren Relationen und Verhältnissen, durch die sie erst ihre Bedeutung erhalten, aufzubrechen und zu verschieben versucht (vgl. Lorey 1996: 15). Ihr Vorgehen ist infolgedessen durch die Einnahme eines anderen, von der bisherigen Erkenntnis-tradition Abstand nehmenden, Blickwinkels gekennzeichnet, von dem aus sie den Begrifflichkeiten inhärente Denktraditionen und Politikkonzepte kritisch hinterfragt. Dabei zielt sie darauf, Denkmuster zu überschreiten, die auf Essenzen und vermeintlich natürliche Tatsachen rekurrieren, und dadurch mehr Lebensformen und -weisen anerkennbar und damit lebbarer zu machen. Oder in ihren Worten: »Die übergreifende Forderung muss demnach die nach einem lebbaeren Leben sein, das heißt nach einem Leben, das gelebt werden kann.« (Butler 2012: o.A.) Butler bezieht dabei in ihrem Denken auch die Materialisierung von Macht in den Körpern durch kulturelle Praktiken ein. Davon ausgehend, dass Subjekte verkörpert sind und sich auch durch eine sprachliche Existenz auszeichnen, gilt ihr besonderes Interesse den Möglichkeiten und normativen Bedingungen, durch die machtbasierte Subjektwerdung Handlungsfähigkeit zu erlangen und dadurch soziale Existenzen und bestehende Normen erweitern zu können.

Butlers Subjektivierungsansatz wird im Folgenden vor dem Hintergrund ihrer bislang erschienenen Arbeiten und Zugänge detaillierter vorgestellt. Dabei werden die Aspekte und Begrifflichkeiten ihres Werks thematisiert, die für die vorliegende Arbeit besonders relevant sind.

2.2.1 Subjektivierung durch Macht, Diskurse, Normen – oder: Wie zum Subjekt werden?

Zentral für die Arbeiten von Judith Butler ist ihr Subjektivierungskonzept, auf dessen Basis sie sämtliche ihrer Denkbewegungen vollzieht. Es ist der Ausgangspunkt, von dem aus Butler ihre Argumentationen entfaltet und durch das ihre Ansätze – die Praktiken und Formen, in denen Subjektivierungen erfolgen – erst vollständig verstehbar werden. Ihr Subjektivierungskonzept dient daher in diesem Kapitel als Rahmung ihres gesamten Denkens.

Mit ihrem Ansatz distanziert Butler sich von den philosophischen Traditionen der Substantialität: »Die humanistischen Konzeptionen des Subjekts neigen in erster Linie dazu, eine substantielle Person zu unterstellen, die als Träger verschiedener, wesentlicher und unwesentlicher Attribute auftritt« (Butler 2003a: 28). Butlers Subjekt besitzt hingegen keinen ›innersten‹ oder ›wahren‹ Kern, keine ›innere Essenz‹, auf die es zurückgreifen kann oder die es ›wahrhaftig‹ macht. Sie geht stattdessen davon aus, dass alle wahrgenommenen Dinge bereits Interpretationen sind. Indem sie sich von der ontologischen Subjektvorstellung eines essentialistischen, irreduziblen Kerns des Subjekts abwendet, entwickelt sie ihren

richtungsweisenden Ansatz. Unter anderem auf Foucaults Werk Bezug nehmend, befasst sie sich mit den Prozessen und Mechanismen der Subjektproduktion, die dem Subjekt die Idee eines autonomen, mit sich selbst identischen Wesens geben. Sie geht davon aus, dass die Subjektbildung durch die Unterwerfung unter Macht erfolgt, die das Subjekt zugleich erst bildet (vgl. Butler 2001: 8). Macht operiert Butler zufolge in performativen Kräfteverhältnissen²⁰ und tritt in Form von Diskursen²¹ und kulturellen Normen in Erscheinung. Machtdurchgezogene Diskurse und Normen bilden den Rahmen, innerhalb dessen die Subjektivierung erfolgt. Sie sind quasi der Überbau, der nun zunächst skizziert wird, bevor anschließend Butlers darauf aufbauende Subjektivierungsvorstellung dargestellt wird. Butler folgt dabei Foucaults Überlegungen zur Subjektwerdung als Unterwerfungsprozess unter machtdurchgezogene, diskursive Strukturen, baut sein Modell jedoch weiter aus, indem sie besonders diejenigen Normen betrachtet, die so selbstverständlich sind, dass das Nichtkonformgehen mit ihnen die Aberkennung als menschlich zur Folge hat (vgl. ebd.: 12; Redecker 2011: 137).

EXKURS I: Michel Foucault – Subjekte der Macht

Foucault hat ein umfangreiches Werk hinterlassen, in dem die Auseinandersetzung mit dem Thema Macht eine zentrale Rolle spielt. Er knüpft an Nietzsche, Kant und Husserl an, nicht ohne diese zu kritisieren, distanziert sich von Lacan und greift besonders auf die Arbeiten von Cassirer zurück (vgl. Sarasin 2005: 102).

Sein Werk lässt sich grob in drei Phasen unterteilen. Seine *erste* Schaffensphase wird als archäologische Phase bezeichnet. Indem er Wissens- und Machtdiskurse untersucht, die Diskurspraktiken regeln, wird es ihm möglich, die ordnenden Regeln einer Epoche oder Gesellschaft herauszuarbeiten, die begrenzen, was gesagt und getan wird (vgl. Ruffing 2010: 8). Foucault begreift Macht als ein historisches, sich wandelndes Phänomen, über das deshalb keine allgemeingültigen inhaltlichen Aussagen möglich sind (vgl. Meißner 2010: 105). Das Neue an seinem Ansatz ist, dass er Machtverhältnisse beschreibt, die ohne gesellschaftliches Machtzentrum auskommen. Macht wird bei ihm »nicht primär als eine Kraft beschrieben, die repressiv ist,

20 »Performativität ist die Kraft einer Äußerung, das von ihr benannte auch herzustellen.« (Redecker 2011: 55)

21 Diskurse sind bei Butler machtvollere Denksysteme, die Bedeutungen zuschreiben und Subjekte als konstitutive Machtwirkung dieser verstehen (vgl. Bublitz 2002: 98). Da Diskurse und die in ihnen formulierten Subjektpositionen immer schon vor dem konkreten Subjektivierungsakt existieren und dazu auffordern, sich mit ihnen in Form eines Namens, eines Titels, zu identifizieren, überspannen sie das Tun der Individuen als sedimentierte Vergangenheit und zugleich als Verweis in die Zukunft (vgl. Villa 2010: 259f.).

Druck ausübt und zur Unterordnung zwingt, sondern Macht erscheint als produzierend, als das, was bildet und formt, wovon Individuen und ganze Bevölkerungen abhängig sind« (Bublitz 2008a: 274). Macht ist für Foucault »der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt, [...] die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt« (Foucault 1977: 113f., zit.n. Sarasin 2005: 151). Macht erlangt ihre Wirkung nach Foucault in Institutionen, Staatsapparaten, in Gesetzgebungen und gesellschaftlichen Hegemonien (vgl. ebd.). Sein Machtbegriff richtet sich damit gegen die Vorstellung der Macht als von oben kommend. Sie ist immer schon da, den Subjekten vorgängig. Und sie existiert nur bei der Ausübung einer Tätigkeit, sodass Foucault auch von Machtausübung spricht (vgl. Foucault 1994b: 254). Für ihn muss Macht relational gedacht werden, »als mikrophysisch von Körper zu Körper, Subjekt zu Subjekt, in den Institutionen und Produktionsapparaten zirkulierende Kraft, nicht als System oder Struktur, als zentralisierter Regierungsapparat oder allgemeines Herrschaftssystem« (Kammler 2008: 274). Machtverhältnisse wirken nicht direkt und unmittelbar auf andere ein, sondern auf ihr Handeln (vgl. Foucault 1994b: 254). Dabei muss das Subjekt, auf das eingewirkt wird, anerkannt und erhalten bleiben und »sich vor dem Machtverhältnis ein ganzes Feld von möglichen Antworten, Reaktionen, Wirkungen, Erfindungen« öffnen, um bestehen zu können (ebd.).

Vor diesem Hintergrund thematisiert Foucault auch die historische Wandelbarkeit von Wissensstrukturen und die Bedingungen, die bestimmen, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als Wissen gilt (vgl. Foucault 1994a: 244; Ruffing 2010: 17). Zentral sind für ihn dabei sogenannte Macht-Wissenskomplexe. Darunter fasst er die sich gegenseitig voraussetzenden und ergänzenden institutionellen Maßnahmen und die wissenschaftlich-empirische Forschung, mittels derer in sozialen Praktiken Wissen erzeugt wird, das neben neuen Objekten, Konzepten, Techniken auch neue Subjektformen hervorbringt (vgl. Keller 2008: 97; Ruffing 2010: 33). Die Wissensmodelle, die als Folge von kollektiven Denkpraxen entstehen, bezeichnet Foucault als Episteme, als Schichten von Ordnungsstrukturen einer Epoche (vgl. Ruffing 2010: 20). Für ihn ist die Frage nach dem Wissen untrennbar mit der Frage nach der Macht verbunden. Bei der Kopplung von Wissen und Macht geht es um Ordnung, um die Durchsetzung von Normen, Grenzziehungen und Denk- und Handlungsmöglichkeiten (vgl. Sarasin 2005: 155).

Die *zweite*, die genealogische Phase Foucaults, ist durch die Analyse der auf die Körper wirkenden Disziplinarmächte gekennzeichnet, wie bspw. die Normalisierungsmacht. Foucault setzt sich hier mit den Ursprüngen der historischen Diskurs- und Problemverschiebungen auseinander. Bei ihm gewinnt der Körper seine Bestimmung innerhalb eines Diskurses. Als Diskurse bezeichnet Foucault Praktiken, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen (vgl. Foucault 2015: 67f.).

Sie sind eine Art Metaordnung, die eine sprachliche und symbolische Ordnung, ein gegenseitiges Verstehen, erst ermöglichen. Sie sind eine Konfiguration von Aussage-mustern, in denen Subjekte sprechen müssen und mit denen Subjekte ihre Welt gestalten, zugleich darin aber von den Diskursen geleitet, beschränkt und dezentriert werden (vgl. Sarasin 2005: 105). »Innerhalb des Diskurses gewinnt der Körper [allerdings] nur im Kontext von Machtbeziehungen eine Bedeutung. Die Sexualität scheint hier eine geschichtlich spezifische Organisation von Macht, Diskurs, Körpern und Affektivität« zu sein. (Butler 2003a: 139)

Die *dritte* Phase seines Werks, die als Ethik der Selbstsorge bezeichnet wird, thematisiert die Subjektwerdung des abendländischen Individuums (vgl. Ruffing 2010: 8f.). Foucault interessiert sich dabei besonders »für die Historizität der Subjektformen, d.h. für die historisch sich verändernden Weisen des Geformt-Werdens in normativen Wissens- und Machtordnungen, (Dispositiven) der Disziplinierung und der Regulierung, die aus Diskursen, Materialitäten und Praktiken zusammengesetzt sind« (Alkemeyer 2013: 37). Das Subjekt erachtet Foucault als unterworfen (vgl. Ruffing 2010: 19; Bublitz 2008b: 294).²² Er interessiert sich insbesondere für die historischen Konstitutionsbedingungen, sozialen Funktionen, epistemischen Orte und erfahrungsmäßigen Zugänglichkeiten des Subjekts (vgl. Saar 2013: 21). Dabei bewegt er sich »in seinem Denken und Arbeiten weg von der ›reinen‹ Philosophie und ihren Fragen nach den universalen Merkmalen des Menschseins [...]« und wendet sich stattdessen der historischen und empirischen Untersuchung »der vielfältigen und kontingenten Konstitutionsprozesse menschlicher Subjektformen in gesellschaftlichen Praxisfeldern, im Zusammenspiel von Wissen und Macht, von Diskursen und institutionellen Praktiken im Umgang mit Wahnsinnigen, der Behandlung von Kranken oder der Bestrafung von Gesetzesbrechern etc.« zu (Keller 2008: 14). Zudem interessieren ihn die Objektivierungsformen, die den Menschen zum Subjekt machen (vgl. Foucault 2005: 240).

2.2.1.1 Subjektivierungsrahmung I: Macht

Butler folgt in ihrem Verständnis von Macht Foucault. Sie erachtet Macht als Name für eine Komplexität, die sich nicht einfach benennen lässt (vgl. Butler 2006: 61). Für Butler ist Macht eine produktive Instanz, durch die Subjekten erst ihre soziale Existenz und damit auch ihre Handlungsfähigkeit ermöglicht wird. Sie ist sowohl

22 Seiner Subjektvorstellung liegt dabei eine zweifache Wortbedeutung zugrunde: »[v]ermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein. Beide Bedeutungen unterstellen eine Form von Macht, die einen unterwirft und zu jemandes Subjekt macht.« (Foucault 1994a: 246f.)

die Grundlage als auch die Voraussetzung des Sozialen und strukturiert es zugleich. »Macht ist eine Bewegung, eine Verkettung, die sich auf die Beweglichkeiten stützt, aber zugleich in bestimmtem Sinne von ihnen abgeleitet ist. Sie ist die von der Beweglichkeit abgeleitete Verkettung, die sich gegen diese wendet und die Bewegung selbst stillzustellen versucht.« (Ebd.: 62) Foucault aufgreifend geht auch Butler davon aus, dass sich Wissen und Macht letztlich nicht voneinander trennen lassen. Sie greifen ineinander, sodass Macht-Wissenskomplexe entstehen, die ausdrücklich oder subtil bei der Etablierung von Kriterien und Kategorien wirken, mit und in denen die Welt gedacht wird (vgl. Butler 2009: 50, 341). Macht ist also nicht einfach als solche existent, sie tritt in Verbindungen auf. Macht kann beispielsweise in Form eines Namens auftreten, durch den das Benannte umgrenzt wird und durch den es erstarrt und als substanziell erscheint (vgl. Butler 2006: 61). Sie ist den Begriffen und Bezeichnungen inhärent, die in den alltäglichen Interaktionen verwendet werden und ohne die es kaum möglich wäre, (soziale) Verständlichkeit zu erlangen. Das bedeutet, dass sich Macht nicht einfach ablehnen oder mit ihr brechen lässt. Individuen sind gezwungen, in den machtdurchzogenen Kategorien, Normen und Diskursen der sie umgebenden Welt zu agieren, um intelligibel, um sozial aner kennbar zu sein (vgl. auch Kap. 2.2.2).²³ Damit agiert Macht normativ: Indem sie in Macht-Wissenskomplexen auftritt, also bspw. als soziale Kategorie, ist sie oft schwer als Macht erkennbar, sie versteckt sich quasi und wird dadurch relativ unverwundbar (vgl. Butler 2006: 210). In der Folge lässt sie sich nicht einfach als Macht untersuchen.

Mit Butler lässt sich Macht daher nicht als ein reiner Willensakt denken. Indem sie in den Kategorien, Normen und Diskursen enthalten ist, konstituiert Macht überhaupt erst die Möglichkeit zur Willensentscheidung – denn ohne Bezeichnungen lassen sich keine Willensentscheidungen treffen – und schränkt diese dadurch zugleich auch ein. Macht lässt sich weder widerrufen, noch ablehnen, sondern lediglich (in veränderter Weise) wiedereinssetzen, wie weiter unten noch deutlich werden wird (vgl. Butler 2003a: 184).²⁴ Butler kommt deshalb – Foucault folgend – zu dem Schluss, dass es wenig zielführend ist, die Standardfrage zu stellen, was Macht ist. Sie plädiert stattdessen dafür, zu untersuchen, »wie die Macht arbeitet

23 Butler beschreibt die Macht als dem Einzelnen einerseits aufgezwungen, zugleich aber erst das eigene Erscheinen ermöglichend, sodass sie keinen Ausweg aus dieser die Macht kennzeichnenden Ambivalenz sieht (vgl. Butler 2001: 184).

24 Butler erteilt damit klassischen linken Narrationen eine Absage, wie Distelhorst schreibt: »Wenn die Macht Menschen zugleich unterwirft und in Subjekte verwandelt, kann sie nicht einfach im Stile klassisch linker Narrationen von Emanzipation zurückgewiesen, geschweige denn beseitigt werden, weil mit dieser Zerstörung der Macht auch die Grundlage für das Subjektsein zerstört würde. Um Subjekt zu werden und bleiben zu können, muss der Mensch folglich die Bedingungen seiner Unterwerfung (sollten sie auch noch so schmerzhaft für ihn sein) begehren, da sie ihn immer auch in ein Subjekt verwandeln.« (Distelhorst 2009: 52)

oder welche Form sie in dieser oder jener ihrer Ausübungen annimmt und was sie tut« (Butler 2007: 164). Um die mittels Verstellung operierende und als etwas anderes als sie selbst in Erscheinung tretende Macht zu analysieren, schlägt sie vor, insbesondere Normen und Diskurse als Erscheinungsformen der Macht in den Blick zu nehmen (vgl. Butler 2006: 62).²⁵

2.2.1.2 Subjektivierungsrahmung II: Diskurse

An Foucault anschließend, sind Diskurse für Butler Begriffe, die neben ihrer konkreten Bedeutung einen Rahmen setzen, der vorgibt, was sozial sinnvoll und verständlich ist und was davon ausgeschlossen bleibt. Villa beschreibt Butlers Diskursverständnis folgendermaßen: »Diskurse sind Systeme des Denkens und Sprechens, die das, was wir von der Welt wahrnehmen, konstituieren, indem sie die Art und Weise der Wahrnehmung prägen.« (Villa 2003: 20) Zugleich weisen Diskurse Handlungen, Dingen, Artefakten etc. Bedeutungen zu. Bedeutung liegt für Butler demnach nicht einfach in den Dingen selbst. Gesprochene Wörter – Butler spricht von Signifikanten – enthalten neben ihrer konkreten Bezeichnung weit mehr Bedeutung als sie zunächst zu benennen scheinen. Sie rufen Normen und Konventionen auf, die diesen anhaften. Dabei stellt ein Diskurs nicht einfach vorhandene Praktiken und Beziehungen dar, die den Signifikanten inhärent sind, »sondern er tritt in ihre Ausdrucksformen ein und ist in diesem Sinne produktiv« (vgl. Butler 1993: 129).²⁶

Über Diskurse wird zudem die Intelligibilität von Subjekten und Objekten ausgedrückt.²⁷ Nicht alles ist Sagbar und nicht alles wird als sozial verständliches

25 Lorey kritisiert Butlers Machtverständnis: »Die Macht bleibt bei Butler auf der Seite des Gesetzes und der strukturellen Herrschaftsordnung. Subjekte konstituieren sich somit im Verhältnis zu hegemonialen Normen, deren vorherrschende Position selbst nicht erklärt werden kann.« (Lorey 1996: 55) Als problematisch erachtet sie darüber hinaus Butlers Verallgemeinerung spezifischer (juridischer) Machtwirkungen, da diese die Relationalität von Machtverhältnissen homogenisieren (vgl. ebd.: 67). Butlers Ansätze können Lorey zufolge die Relationalität von Machtverhältnissen nicht erklären.

26 Distelhorst beschreibt Butlers Vorstellung von Diskursen als die Semantik festlegend. Diskurse definieren, welche Bedeutung Worten zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt in einer Kultur zukommt. Außerdem legen Diskurse fest, wie Objekte und Subjekte Verständlichkeit erlangen (vgl. Distelhorst 2009: 41). In Butlers Diskursverständnis geht es also darum, welche Bedeutung einem Faktum durch den Diskurs zugewiesen wird und welche Normen er in sich trägt (vgl. ebd.: 39). Rose schreibt deshalb: »Für Butler bezeichnet der Diskursbegriff im Anschluss an Foucault also die Bedingung der Möglichkeit, dass ein Gegenstand (in diesem Fall ein Subjekt) überhaupt erst in Erscheinung treten kann. [...] Die praktische Wirksamkeit von Diskursen realisiert sich darin, dass Diskurse regelhaft und wiederholend Aussagen so miteinander verknüpfen, dass in ihnen bestimmte Gegenstände und Wahrheiten über die Gegenstände hervorgebracht werden können.« (Rose 2012: 114)

27 Villa verdeutlicht dies am Beispiel einer Kartoffel, die nicht mit einer Gravur »Kartoffel« aus der Erde kommt. Wäre dies der Fall, würde es sich um eine naturgegebene Entität handeln.

Sprechen anerkannt (vgl. Butler 2007: 160f.). Bereits Foucault hat darauf hingewiesen, dass Diskurse die Fähigkeit der Selbstreflexion beschränken und eingrenzend auf das wirken, was als Wahrheit (über uns selbst) gilt. Diskurse wirken also formierend auf Subjekte ein. Sie agieren begrenzend, wirken repressiv und zwingen das Subjekt, sich dieser Unterdrückung zu unterwerfen, um in einer intelligiblen Form sprechen zu können (vgl. Butler 2003a: 172). Auf diese Erkenntnisse aufbauend, argumentiert Butler, dass auch Identitäten diskursiv produziert werden. Die (eigene) Bezeichnungspraxis ist stets eine sprachliche, die bestimmte Signifikanten zitiert, um sozial verständlich und anerkennbar zu sein. Das, was gesellschaftlich als Identität verstanden wird, ist damit immer diskursiv reglementiert. Für Butler impliziert dies die Wirkung von Diskursen auf den Körper, den sie als durch diese geprägt erachtet (vgl. Kap. 2.2.4). Eine Bezugnahme jenseits der Diskurse auf einen ›reinen‹ Körper ist ihrer Auffassung nach nicht möglich, da alle sprachlichen Ausdrucksformen stets diskursiv gerahmt sind und formierend auf den Körper einwirken (vgl. Butler 1997: 33). Das Individuum wird davon durchdrungen, was Butler schließen lässt, dass Identität als eine »den Körper einkerkernde Seele« zu fungieren scheint (Butler 2001: 83). Das bedeutet, dass durch Diskurse der Bereich des Denk- und Lebbar abgesteckt wird und andere Optionen als nicht denk- und lebbar erscheinen (vgl. Villa 2003: 23). Butler zieht daraus den Schluss: »Das ›Ich‹, das an sich arbeitet, das sich verfertigt, ist immer schon durch gesellschaftliche Beziehungen und Normen geformt, die ihrerseits im Werden sind, das heißt offen und im Prozess ihrer Gestaltung.« (Butler/Athanasiou 2014: 102)

Verschiedene Kritiken an Butler zusammenfassend, stellt Bührmann fest, dass es bei Butler zu einer Reduktion gesellschaftlicher Prozesse kommt, da Butler die Ebene der Diskurse bei der Analyse nicht verlässt, »anstatt das Zusammenspiel von Handlung und Struktur, Individuum und Gesellschaft zu analysieren« (Bührmann 2004: 17, zit.n. Meißner 2010: 20). Ich werde in Kapitel drei aufzeigen, dass Butlers Subjektverständnis Individuum und Struktur beinhaltet.

2.2.1.3 Subjektivierungsrahmung III: Normen

Für Butler sind Normen zentral, um intelligibel zu werden. Dabei sind die Normen dem Subjekt vorgängig, sie sind bereits in der Welt bevor das Subjekt zum Subjekt wird (vgl. Butler 2007: 50; Butler 2005: 63). Normen haben also nicht dieselbe Zeitlichkeit wie die einzelnen Leben.²⁸ Ihr Tempo des Entstehens, Wandels und Fort-

Da dies nicht so ist, argumentiert sie, dass zwischen den Dingen und den Menschen immer und unausweichlich Diskurse stehen, durch welche die Kartoffel erst als solche verständlich wird (vgl. Villa 2003: 22).

- 28 »Wir kommen unter der Bedingung auf die Welt, dass die soziale Welt bereits da ist, dass sie die Fundamente für uns legt. Das impliziert, dass ich ohne Normen der Anerkennung, die mein Weiterleben unterstützen, nicht fortbestehen kann: Der mich betreffende Sinn für Möglichkeit muss zuerst von woanders her imaginiert werden, bevor ich anfangen kann, mir

dauerns ist ein anderes als das der Subjekte. Dadurch wird es möglich, die soziale Verständlichkeit der Leben zu sichern (vgl. Butler 2007: 50). Mit Bezug auf Ewald weist Butler auf die Fähigkeit von Normen hin, Abstände zu markieren und darüber Ein- und Ausschlüsse zu erzeugen. Normen können also als Vergleichsprinzipien beschrieben werden, die sich auf ein gemeinsames Maß, eine gemeinsame Referenz, beziehen (vgl. Butler 2009: 88). Dabei werden die negativen Einschränkungen juristischer Zwänge durch die positiveren Regulierungen normalisierender Kontrollen der Norm ersetzt (vgl. ebd.: 87). Normen sind dadurch listiger als (juristischer) Zwang, sie wirken subtiler. »Die Norm fungiert vor allem als Orientierungsmaßstab, so dass die Menschen sich zumeist freiwillig nach ihr richten, da sie sonst nicht wüssten, wie sie sich verhalten sollten.« (Distelhorst 2009: 38) Normen bringen demzufolge gemeinsame Standards hervor, denen Subjekte unterworfen sind: »Die Norm ist ein Maß und ein Mittel, um einen gemeinsamen Standard hervorzubringen.« (Butler 2009: 87) Butler erachtet Normen als Begehren hervorbringend und zugleich begrenzend, wodurch die Sphären lebbarer Gesellschaftlichkeit eingegrenzt und die Subjektbildung gelenkt wird (vgl. Butler 2001: 25). Indem sie Ausschlüsse bewirken, erzeugen sie zugleich Einheiten, die anerkannt werden (vgl. Butler 2009: 328). Und sie ziehen materielle Folgen nach sich. Wer beispielsweise nicht als Rechtssubjekt anerkannt wird, wird gesellschaftlich an den Rand gedrängt und ist ohne Sicherheit (vgl. Butler/Athanasίου 2014: 126; vgl. auch Kap. 2.2.5).

Durch die stete Anwendung werden Normen ständig wiederholt. Dadurch erzeugen sie die Bedingungen ihres Seins immer wieder aufs Neue – was die Möglichkeit zur Veränderung der Bedingungen impliziert, unter denen Subjekte als Subjekte anerkannt werden (vgl. Butler 2010: 11; vgl. auch Kap. 2.2.2).²⁹ Entspricht das ständige Anwenden, das Zitieren der Normen nicht den normativen Erwartungen – insbesondere in verkörperter Form – impliziert dies die Möglichkeit, dass die Normen erheblich an Selbstverständlichkeit verlieren. Dadurch wird sichtbar, dass es sich um gesellschaftliche Konstruktionen handelt, die in einer bestimmten historischen Zeit verhaftet sind und verändert werden können (vgl. Butler 2009: 346).

Da Normen permanent zwischen dem unterscheiden, was anerkannt werden soll und dem, was ausgeschlossen bleiben soll, implizieren sie Macht. Butler wirft deshalb die Fragen auf: »Wer kann ich werden in einer Welt, in der die Bedeutungen und Grenzen des Subjekts im Voraus für mich festgelegt sind? Durch welche

ein Bild von mir zu machen. [...] Ich kann nicht sein, wer ich bin, ohne aus der Sozialität der Normen zu schöpfen, die mir vorhergehen und mich übersteigen. In diesem Sinne bin ich von Anfang an außerhalb meiner selbst, und um zu überleben, um in den Bereich des Möglichen zu gelangen, muss ich es sein.« (Butler 2009: 58)

29 Dabei besteht die Norm nur insoweit fort, als sie in der sozialen Praxis, in den alltäglichen sozialen Ritualen und dem körperlichen Leben wiederholt wird und dabei immer wieder neu eingeführt und idealisiert wird (vgl. Butler 2009: 85).

Normen werde ich zwangsweise bestimmt, wenn ich frage, was ich werden kann?«, und sie fragt weiter, »[u]nd was geschieht, wenn ich etwas zu werden beginne, was im gegebenen Wahrheitsregime nicht vorgesehen ist? Was kann ich in Anbetracht der gegenwärtigen Seinsordnung sein?« (Butler 2009: 98) An diese Fragen anschließend, ist es für sie zentral, zu analysieren, wie Normen zwischen verschiedenen Versionen des Menschlichen unterscheiden und diese gegen das Nichtmenschliche abgrenzen. Um Normen nicht als selbstverständlich hinzunehmen, schlägt sie vor, danach zu fragen, wie die Normen eingeführt und normalisiert werden, damit sich aufzeigen lässt, auf wessen Kosten sie installiert werden (vgl. Butler 2016: 53). »Nur durch einen kritischen Ansatz gegenüber den Normen der Anerkennung können wir beginnen, jene bösseren Formen der Logik zu demontieren, die an Rassismus und Anthropozentrismus festhalten.« (Ebd.) Für Butler verbinden sich damit in Normen paradoxer Weise sowohl Konformität als auch die Möglichkeit des Widerstands, sodass Normen potenziell die Möglichkeit zur Politisierung bieten (vgl. Butler 2009: 344f.).

2.2.1.4 Butlers Subjektivierungstheorie: Vom ›Werden‹ statt ›Sein‹

Vor dem Hintergrund der skizzierten Rahmungen von Macht, Diskursen und Normen entwickelt Butler ihre Subjektivierungstheorie, die meines Erachtens das Herzstück ihrer Arbeiten ist. Indem sie sich von ›klassischen‹ Subjektivierungskonzepten distanziert, welche auf eine ontologische Basis rekurrieren und das Subjekt mit einem ›wahren Kern‹ versehen, wird es ihr möglich, sich mit der Relevanz und der Wirkung von Macht, Diskursen und Normen in der Subjektbildung auseinanderzusetzen. Ihr Subjekt ist folglich ein Subjekt des ›Werdens‹.

Ungewöhnlich für eine philosophische Theorie – und zugleich zentral für das Verständnis ihres Ansatzes – ist dabei Butlers Verwendung des eher soziologischen Begriffs des Individuums. Während die humanistische Tradition der Philosophie ausschließlich den Subjektbegriff diskutiert, differenziert Butler zwischen Subjekten und Individuen. *Subjekte sind ihrer Auffassung nach sprachliche Kategorien, Platzhalter, in Formierung begriffene Strukturen, die einen Ort oder eine Stelle darstellen, die dann durch ein Individuum besetzt werden können, welches auf diese Weise sozial verstehbar und anerkennbar wird: »Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit.«* (Butler 2001: 15, Herv. M.B.) Diese Differenzierung wird in den folgenden Kapiteln noch zentral werden.

Wird von einem Subjekt gesprochen, ist deshalb jedoch nicht unweigerlich von einem Individuum die Rede, *das Subjekt als solches ist für Butler vielmehr ein Modell für Handlungsfähigkeit und Intelligibilität*, also soziale Verstehbarkeit (vgl. Butler 2005: 63, Herv. M.B.). Indem sich das Individuum der Macht unterordnet, die den Kategorien, Platzhaltern, in Formierung begriffenen Strukturen, den Orten oder Stellen

inhärent ist, die es besetzt, wird es subjektiviert und dadurch sozial verstehbar³⁰ und in der Folge auch handlungsfähig.

Macht ist in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen für Butler die Basis der Subjektivierung. Erst durch die (verschleierte) Macht entsteht überhaupt die Möglichkeit, subjektiviert zu werden. Die Macht gibt dem Subjekt seine soziale Daseinsberechtigung und sichert dadurch sein Überleben (vgl. Butler 2001: 13). Hierfür muss sich das Individuum der Macht unterwerfen, die der Subjektivierung anhaftet. Es ist ihr ausgesetzt und es muss sie anerkennen, mit ihr und durch sie agieren. »Kein Individuum wird Subjekt, ohne zuvor unterworfen/subjektiviert zu werden.« (Ebd.: 15f.) Die Unterwerfung unter die Macht, die dem Subjekt vorgängig ist, stellt damit ein zentrales Moment der Subjektwerdung dar. Sie ist die Möglichkeitsbedingung, eine soziale Existenz zu erlangen (vgl. Butler 2001: 12f.). Die Subjektivierung – Butler spricht von Subjektivation³¹ – impliziert also einerseits die grundlegende Abhängigkeit von der Macht, den Diskursen und den Normen. Dadurch, dass das Subjekt, wie auch sein Wille, erst in der Unterordnung unter die Macht hervorgebracht werden, ist das Subjekt verletzlich gegenüber dieser Macht (vgl. ebd.: 24). Andererseits ermöglicht die Subjektivierung erst die Intelligibilität und Handlungsfähigkeit, letztlich die soziale Existenz, sodass sie das Subjekt grundlegend bedingt (vgl. Butler 2001: 7f., 13; Butler 2005: 63).

Dabei erscheint die Macht als im Subjekt gründend, indem sie inkorporiert³² und dadurch verschleiert wird. Wird sie dann durch das Subjekt ausgeübt, »verliert sie den Anschein ihrer Ursprünglichkeit; in dieser Situation eröffnet sich die umgekehrte Perspektive, daß Macht die Wirkung des Subjekts ist und daß Macht das ist, was Subjekte bewirken« (Butler 2001: 18). Nietzsche folgend, geht Butler davon aus, dass die Macht stets beides zugleich ist: »dem Subjekt äußerlich« und »der Ort des Subjekts selbst. [...] Macht ist [damit, M.B.] niemals bloß eine äußerliche oder dem Subjekt vorhergehende Bedingung, noch kann sie ausschließlich mit dem Subjekt identifiziert werden.« (Ebd.: 20)³³ Dabei verschwindet die Macht nicht

30 Villa beschreibt diesen Prozess sehr anschaulich: »Wir sind real nicht ein abstraktes Subjekt, sondern immer ein konkreter Jemand. Und zu einem ›Jemand‹ werden wir gemacht – durch Anrufungen, Namen, Bezeichnungen und Identitätskategorien, die vor uns da sind und die ein Eigenleben führen.« (Villa 2003: 42)

31 Subjektivation beschreibt Butler als »den Prozeß des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozeß der Subjektwerdung« (Butler 2001: 8). Dabei erachtet sie die Subjektivation als »paradoxe Wirkung einer Herrschaft der Macht, unter welcher schon die bloßen ›Existenzbedingungen‹ die Möglichkeit des Weiterlebens als anerkanntes soziales Wesen, die Bildung und den Fortbestand des Subjekts in der Unterordnung verlangen« (ebd.: 31).

32 Butler spricht davon, dass die Macht als das wirkt, was vom Subjekt aufgenommen wird (vgl. Butler 2001: 18). Ich benutze hier den Begriff des Inkorporierens, um die Aspekte der Einverleibung und Verkörperung der Macht als eine Form ihrer Wirkung deutlicher zu betonen.

33 Für Butler bietet Nietzsche eine politische Einsicht in die Formierung der Psyche wie auch der Subjektivation: Er zeigt auf, dass es nicht ausschließlich um die Unterordnung des Subjekts

in dem Moment, in dem das Subjekt konstituiert ist. Butler erachtet die Subjektivierung als einen Prozess der *kontinuierlich* verläuft. Subjekte sind niemals vollständig oder abschließend konstituiert, sie werden immer wieder neu produziert und dabei auch immer wieder neu unterworfen (vgl. Butler 1993: 45). Um als Subjekt fortzubestehen, müssen die Bedingungen der Macht ständig wiederholt werden. Dies geschieht, indem in sprachlichen Kategorien, Normen, Platzhaltern, Strukturen agiert wird, Orte und Stellen besetzt werden, die Individuen sozial verstehbar und anerkennbar machen, wodurch sie zum Subjekt werden (vgl. Butler 2001: 20). Butler denkt diese Wiederholung allerdings nicht mechanisch. Das Subjekt behält zwar im Handeln seine Entstehungsbedingungen bei, jedoch ist nicht seine gesamte Handlungsfähigkeit dadurch bestimmt. Die Macht wirkt ihr zufolge auf zwei Weisen auf das Subjekt ein, indem sie zum einen das Subjekt ermöglicht, also die Bedingung seiner Möglichkeit und Gelegenheit seiner Formung ist, und zum anderen das ist, was das Subjekt aufnimmt und im eigenen Handeln wiederholt (vgl. ebd.: 18). »Subjektivierung bezeichnet in Butlers Perspektive vor allem die *Gleichzeitigkeit* der Ermöglichung und Restriktion des Subjekts im Rahmen von Diskursen, denen das Subjekt in seiner Existenz immer verpflichtet und auf sie verwiesen bleibt.« (Rose 2012: 115, Herv. i.O.) Das Subjekt inkorporiert also die Macht und wiederholt sie dann in seinem Handeln. Die Bedingungen der Macht gehen in die Formierung des Subjekts ein und werden in seinen Handlungen vergegenwärtigt. Butler erachtet die Subjektivierung deshalb als »eine Unterordnung, die das Subjekt über sich selbst verhängt« (Butler 2001: 19). Vor der Unterordnung – Butler spricht mitunter auch von Unterwerfung – kann es kein Subjekt geben (vgl. ebd.: 110). An Althusser anschließend (vgl. Exkurs II), der den binären Raum von Beherrschung und Unterwerfung auflöst, indem er die Unterwerfung als eine Form der Beherrschung aufzeigt, macht sie deutlich, dass eben diese Unterwerfung unter die eigene Beherrschung erst die Subjektivierung ermöglicht (vgl. Butler 2001: 110). Sich unterzuordnen bedeutet dabei nicht einfach, Regeln zu befolgen, sondern diese Regeln im eigenen Handeln zu verkörpern und zugleich in Handlungsritualen zu reproduzieren (vgl. ebd.: 112; vgl. auch Kap. 2.2.2). Dabei erfolgt die Subjektivierung umso vollständiger, je mehr die jeweilige Handlungspraxis beherrscht wird. »Unterordnung und Beherrschung finden also im selben Moment statt, und in dieser paradoxen Simultaneität liegt die ganze Ambivalenz der Subjektivierung.« (Butler 2001: 110)

unter Normen geht, sondern die Konstitution des Subjekts durch eben diese Unterordnung erst erfolgt (vgl. Butler 2001: 65).

EXKURS II: Louis Althusser – Angerufene Subjekte

Bei der von Althusser entwickelten Theorie der Anrufung handelt es sich um einen spätstrukturalistischen Ansatz, der als Urszene oder erste Artikulation späterer post-strukturalistischer Subjektivierungstheorien bezeichnet werden kann (vgl. Saar 2013: 18). Mit seinem Konzept der Interpellation, der Anrufung, beschreibt Althusser institutionell verankerte rituelle Praktiken, die Individuen zu Subjekten transformieren. In der marxistisch geprägten Auseinandersetzung mit Ideologien³⁴ und Staatsapparaten entwickelt er – von einer ›klassischen‹ Subjektvorstellung kommend, bei der das Subjekt ein Bewusstsein hat, welches es ihm ermöglicht, Ideen zu bilden oder aufzugreifen, nach denen es handelt – seine Theorie der Anrufung (vgl. Althusser 1977: 137f.). Mit dieser zeigt er auf, dass Ideologien Subjekte konstituieren, indem sie konkrete Individuen anrufen und anerkennen (vgl. ebd.: 140). Sie manifestieren sich dabei in den (materiellen) Handlungen und ritualisierten Praxen der Subjekte, die wiederum durch die Ideologien bestimmt sind (vgl. Althusser 1977: 137ff.). Indem ein Individuum mit einem Namen oder Titel bezeichnet wird und darauf reagiert, indem es sich im realen oder übertragenen Sinne umwendet und so die Bezeichnung auf sich bezieht, sie annimmt, wird es zum Subjekt transformiert. Zur Erläuterung seines Ansatzes zieht Althusser das Beispiel eines Polizisten heran, der auf der Straße eine Person mit ›He, Sie da!‹ anspricht. In dem Moment, in dem die so angerufene Person sich umwendet, wird sie zum Subjekt, da sie anerkennt, dass der Aus- bzw. Anruf des Polizisten ihr gilt, dass sie gemeint ist (vgl. ebd.: 142f.). Dabei handelt es sich um einen machtvollen Akt der (unbewussten) Unterwerfung. Althussters Subjekt wird somit durch die Wirkung der Sprache erzeugt. Da er davon ausgeht, dass Ideologien – mit unterschiedlichen Inhalten – historisch gesehen immer schon existieren, kommt er zu dem Schluss, dass Individuen dann auch immer schon Subjekte sind, die durch eben diese Ideologien konstituiert worden sind und zugleich für die Ideologien konstitutiv sind (vgl. Althusser 1977: 140, 144).³⁵ Indem Subjekte ideologische Wiedererkennungsrituale praktizieren, bleiben sie »konkrete, individuelle, unverwechselbare und (natürlich!) unersetzliche Subjekte«, die sich wiedererkennen, zugleich aber einer höheren Autorität unterworfen sind, die sie freiwillig anerkennen (ebd.: 142, vgl. auch ebd.: 148). Diesen ideologischen Anrufungsprozess erachtet Althusser als zentral für die Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse (vgl. Althusser 1977: 149).

Butler kritisiert seinen Ansatz dahingehend, dass bei Althusser unbeantwortet bleibt, weshalb das angerufene Subjekt auf die Anrufung und die damit verbundene Unterordnung und Normalisierung reagiert, warum es sie akzeptiert. Ihrem Verständnis nach, lässt dies vermuten, dass bereits vor der Umwendung eine Beziehung zur Stimme besteht (vgl. Butler 2001: 105). Althussters Konzept der Anrufung basiert für sie auf einer göttlichen Macht, die er u.a. in der Metaphorik der religiösen Autori-

tät beschreibt (vgl. ebd.: 104f.). Die Umwendung, die er als Reaktion auf die Anrufung formuliert, ist Butler zufolge von Althusser als »ein Akt [konzipiert, M.B.], der gleichsam durch die ›Stimme‹ des Gesetzes und die Empfänglichkeit des vom Gesetz Angerufenen bedingt ist« (Butler 2001: 102). Sie selbst geht davon aus, dass das Subjekt sich nicht umwenden muss, um als solches konstruiert zu werden. Sie plädiert vielmehr dafür, »die Anrufung von der Figur der Stimme ab[zu]lösen, damit sie als Instrument und Mechanismus von Diskursen hervortritt, deren Wirksamkeit sich nicht auf den Augenblick der Äußerung reduzieren lässt« (Butler 2006: 57).

Butler wird wiederum für ihr Aufgreifen von Althussters Denkfigur, der eine quasi göttliche Autorität zugrunde liegt, von Ludwig kritisiert. Hierdurch konzipiere Butler ihr Machtverständnis top-down, als einer theologischen Autorität ähnlich (vgl. Ludwig 2012: 110). Ludwig erweitert Butlers Ansatz deshalb mit Gramscis Hegemonietheorie.³⁶ Dadurch wird es möglich, stärker den Aspekt des zur Stabilität von Macht- und Herrschaftsverhältnissen notwendigen Konsens zu betonen und aufzuzeigen, dass Subjekte sich an hegemonialen Deutungsmustern orientieren, an dem, was als »normal« gilt und dieses für sich in lebhaften Formen ausgestalten (vgl. ebd.: 116f., 119).

Zwar ist das Subjekt dazu gezwungen, gesellschaftliche Normen zu wiederholen, durch die es hervorgebracht wird, denn nur durch die Wiederholung oder Reartikulation, wie Butler schreibt, bleibt das Subjekt Subjekt (vgl. Kap. 2.2.2). Seine Kohärenz ist abhängig von der Wiederholung. Die Macht wird dabei aber nicht

34 Als Ideologie bezeichnet Althusser »eine ›Vorstellung‹ des imaginären Verhältnisses der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen« (Althusser 1977: 133). Für ihn ist damit in der Ideologie »nicht das System der realen Verhältnisse, die die Existenz der Individuen beherrschen repräsentiert, sondern das imaginierte Verhältnis dieser Individuen zu den realen Verhältnissen, unter denen sie leben« (ebd.: 135f.).

35 Für Althusser zeigt sich die Funktionsweise der Ideologie in ihrer materiellen Existenzform eben dieser Funktionsweise (vgl. Althusser 1977: 140).

36 Gramsci konzipiert seinen Ansatz als Erneuerung des Marxismus und richtet seinen Fokus dabei auf Klassenverhältnisse. Er hat herausgearbeitet, dass Hegemonie immer auch Gewalt umfasst, »deren Anwendung sich auf die Zustimmung breiter Teile der Gesellschaft stützen muss, die diese Form der staatlichen Gewalt legitimieren« (Ludwig 2012: 121). An verschiedene feministische und postkoloniale Autor*innen anschließend, greift Ludwig auf einen erweiterten Hegemoniebegriff zurück, der aus der Verengung auf Klassenverhältnisse herausgelöst ist (vgl. ebd.: 112). »Mit dem Begriff der Hegemonie führt Gramsci ein Machtverständnis ein, das neben Zwang auf Konsens gründet.« (Ludwig 2012: 112) Dieser Konsens wird durch die Übernahme hegemonialer Weltauffassungen erzeugt und manifestiert sich in der Zustimmung zu »zivilgesellschaftlichen Institutionen und Praxen, in Kampagnen, in den Medien, Schulbüchern, Straßennamen, Kirchen und Freizeiteinrichtungen« (ebd.: 113). Er wird im Alltagsverstand verankert und materialisiert sich in den Weisen zu denken, zu fühlen, wahrzunehmen – was Bourdieu als Charakteristika des Habitus beschreibt – und wird so handlungsleitend (vgl. Ludwig 2012: 113).

unbedingt gradlinig und exakt übernommen und zur eigenen gemacht. Bei der Übernahme kann sie fortgeschrieben oder ihr widerstanden werden. »Diese Wiederholung oder besser Iterabilität wird so zum Nicht-Ort der Subversion, zur Möglichkeit einer Neuverkörperung der Subjektivationsnorm, die die Richtung ihrer Normativität ändern kann.« (Butler 2001: 95) Auf diese Weise können Veränderungen entstehen, die sich dann auch gegen die Macht wenden können, welche sie überhaupt erst ermöglicht hat (vgl. ebd.: 17f.; vgl. auch Kap. 2.2.4).³⁷

Für Butler kann das Subjekt darüber hinaus nicht ohne Differenzierung entstehen. Zum einen konstituiert sich das Subjekt grundsätzlich als solches, »indem es jene Dimensionen des Selbst abwirft, die bestimmten durch die Norm des menschlichen Subjektseins vorgegebenen Gestaltungen nicht entsprechen« – womit es sich in dem Rahmen »menschlich« versus »nicht-menschlich« verortet (Butler 2010: 132). Zum anderen wird es erst durch den Ausschluss anderer sozial möglicher Subjektformierungen, anderer möglicher ›Ichs‹, zu einem abgegrenzten Subjekt.³⁸ Es gewinnt seine spezifische Eigenart durch einen Prozess der Ausschließung und Differenzierung.

Da das Subjekt sich als Folge dieser Differenzierungsprozesse als autonom erachtet, weist Butler darauf hin, dass es sich dabei um einen Prozess handelt, der die Abhängigkeit und die Relationalität des Subjekts verschleiert. Die angenommene Autonomie stellt dann eine logische Konsequenz einer real verleugneten Abhängigkeit dar, einer Abhängigkeit von der Differenzierung (vgl. Butler 1993: 44).³⁹ Die Macht nimmt somit eine psychische Form an, die sich als Selbstidentität des Subjekts zeigt und ihm eine soziale Existenz ermöglicht. Das hat Folgen für die Auffassung vom ›Ich‹ bzw. vom ›Selbst‹. Es ist nicht möglich, sich selbst durch und durch zu kennen und zu wissen, was das eigene Selbst vom Selbst anderer unterscheidet, da ein Teil, der das Selbst ausmacht, »aus den rätselhaften Spuren der anderen besteht« (Butler 2005: 63f.). Zugleich ist das Selbst Grund und Ursache der eigenen

37 Butler argumentiert, dass die Subjektivierung das Subjekt erst hervorbringt, welches wiederum die Vorbedingung für die Handlungsfähigkeit ist. Sie schlussfolgert daraus, dass »die Subjektivierung die Begründung dafür [ist, M.B.], daß das Subjekt Garant seines Widerstands und seiner Opposition wird« (Butler 2001: 19).

38 Butler nimmt noch eine weitere Differenzierung vor, wenn sie die psychische Dimension des Subjektivierungsprozesses diskutiert. Bei der Selbstkonstitution als abgegrenztes Subjekt verbleibt derjenige der ausgeschlossen wird, das Nicht-Ich, als Möglichkeit der eigenen Auflösung im Inneren. »Das Subjekt ist [damit, M.B.] immer außer sich, ein anderer, denn seine Beziehung zum anderen ist wesentlich für das, was es ist.« (Butler 2010: 53) Die Differenzierung zwischen dem Selbst und dem Anderen erachtet Butler als ebenfalls relevant für die verschiedenen Identitäten oder Bestandteile des Subjekts (vgl. ebd.: 133).

39 Butler argumentiert, dass die Grenzen zwischen Innen und Außen erst durch die Reglementierung des Subjekts entstehen. »Die Verdrängung ist genau die Rückwendung auf sich selbst, die durch das leidenschaftliche Verhaftetsein mit der Subjektivierung vollzogen wird.« (Butler 2001: 66)

Erfahrungen, was für Butler weitreichende Konsequenzen beinhaltet: »Wir können feststellen, dass Enteignung das Selbst als sozial und leidenschaftlich herstellt, das heißt als durch Leidenschaften bewegt, die nicht gänzlich bewusst zu begründen oder zu verstehen sind, als abhängig von Umständen und zugleich von anderen, die das Leben des Selbst tragen und sogar motivieren.« (Butler/Athanasίου 2014: 16) Indem die Subjektkonstitution durch die Abgrenzung gegen ›die Anderen‹ erfolgt, impliziert sie diese Anderen zugleich, denn nur auf diese Weise kann eine Abgrenzung gegen sie erfolgen. Mit Laplanche bezeichnet Butler diese ständig bestehende Abhängigkeit von anderen bzw. Enteignung durch andere als Dezentrierung, die dem Werden eines ›Ich‹ vorausgeht. »Diese Dezentrierung folgt daraus, dass andere uns von Anfang an bestimmte Botschaften übermitteln, unsere Gedanken mit den ihren durchsetzen und im Herzen unserer selbst eine Ununterscheidbarkeit zwischen dem anderen und uns bewirken.« (Butler 2007: 104) Versucht nun ein Individuum seine eigene Geschichte oder Biographie zu erzählen, so muss es sich als Subjekt darstellen – mit allen es konstituierenden Ausschließungen und Verwerfungen –, um verständlich zu werden. Es ist gezwungen, sich in seiner Erzählung in Relation zu den herrschenden Diskursen und kulturellen Normen zu setzen, um zum Subjekt zu werden und sozial anerkenbar zu sein.⁴⁰ Zwar kann ein Individuum, das als ›Ich‹ über sich selbst erzählen will, bei sich selbst beginnen, es wird jedoch bald feststellen, dass es in seiner Selbstdarstellung sowohl auf ein ›Du‹ als auch auf Normen und Diskurse angewiesen ist, auf die es sich beziehen oder von denen es sich abgrenzen muss.

Das Erzählen über das ›Ich‹ erachtet Butler als »Vollzug einer Handlung, die den Anderen voraussetzt, die ihn setzt und mitformt, die ihm gilt oder kraft seiner vollzogen wird, noch bevor irgendwelche Informationen weitergegeben werden« (Butler 2007: 111). Zudem erfolgt die Selbstkonstitution als adressierte Darstellung, sie wird an ein ›Du‹ gerichtet, das auf die eigenen Ausführungen zurückwirkt, indem das ›Ich‹ sich in seiner Selbstdarstellung von diesem ›Du‹ abgrenzt (vgl. ebd.: 55).⁴¹ Ferner ist es in eine gesellschaftliche Zeitlichkeit eingelassen, die seine eigenen erzählerischen Möglichkeiten übersteigt, sodass es in gewissem Maße durch seine gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen enteignet ist (vgl. Butler 2007:

40 Butler schreibt deshalb: »Nietzsche hat ganz richtig gesehen, dass ich mit meiner Geschichte von mir erst angesichts eines ›Du‹ beginne, das mich auffordert, Rechenschaft abzulegen. Erst angesichts einer solchen Frage oder Zuschreibung durch einen Anderen – ›Warst du es? – erzählt sich überhaupt jemand selbst oder stellen wir fest, dass wir aus dringenden Gründen zu Wesen werden müssen, die sich selbst erzählen.« (Butler 2007: 20)

41 Sie konstatiert: »Wenn ich in Erwiderung auf eine entsprechende Frage Rechenschaft von mir selbst gebe, bin ich in ein Verhältnis zu dem Anderen verwickelt, vor dem und zu dem ich spreche. Zu einem reflexiven Subjekt werde ich folglich, wenn ich eine narrative Darstellung meiner selbst versuche, nachdem ich von jemandem angesprochen und aufgefordert wurde, mich an den zu wenden, der sich an mich wendet.« (Butler 2007: 24)

15). Auch lassen sich einige Beziehungen, die für die Selbstformierung relevant waren, nicht mehr rekonstruieren.⁴² »Das ›Ich‹ kann weder die Geschichte seiner eigenen Entstehung noch seine eigenen Möglichkeitsbedingungen erzählen, ohne Zeugnis von einem Zustand abzulegen, bei dem es gar nicht zugegen gewesen sein kann.« (Ebd.: 53) Es wird erst dann möglich, über das ›Ich‹ zu erzählen, wenn die Subjektivierung bereits erfolgt ist. »Denn noch bevor ich ein ›Ich‹ erwerbe, bin ich ein Etwas, das berührt wurde, das bewegt, gefüttert, zu Bett gebracht, angesprochen wurde. Nicht nur wurde mein frühkindlicher Körper einfach berührt, bewegt, hergerichtet, sondern all diese Einwirkungen fungierten als ›taktile Zeichen‹, die in meine Konstitution eingingen.« (Butler 2007: 95) Undurchsichtigkeit sich selbst gegenüber ist damit ein Bestandteil der Selbstformierung, »eine Konsequenz unseres Status als Wesen, die sich in Abhängigkeitsbeziehungen bilden« (ebd.: 30). Die Geschichte des ›Ich‹ ist folglich zugleich die Geschichte seiner Beziehungen. Beim Erzählen erschafft sich das ›Ich‹ jedes Mal in einer neuen narrativen Form, in der es versucht, sein Werden zu rekonstruieren (vgl. Butler 2007: 56f.). »Das ›Ich‹ kann in der Rekonstruktion seiner Vergangenheit niemals zu einer vollständigen Kenntnis dessen gelangen, was es antreibt, weil seine Entstehung immer seiner Entwicklung zu reflektierter Selbsterkenntnis vorausliegen wird.« (Ebd.: 80) Stattdessen stellt es irgendwann fest, dass die Art und Weise, wie es in Bezug auf die subjektivierenden Kategorien betrachtet wird, in einem Namen zusammengefasst wird, den es zuvor weder kannte noch selbst wählte und der von einem Diskurs umgeben und durchdrungen ist, welcher sich in dem Moment, in dem er seine Wirkung zu entfalten beginnt, unmöglich verstehen lässt (vgl. Butler 2016: 84). Je stärker es dabei versucht, sich in der Sprache zu finden, desto mehr verliert es sich (vgl. Butler 2006: 54). Sowohl Descartes Appell, sich seines Selbst bewusst zu sein, als auch Schellings Aufforderung, mit sich selbst identisch zu sein (vgl. Schulz 1979: 238) lassen sich mit Butler demzufolge nicht umsetzen: Wenn die Selbstkonstitution immer nur innerhalb der gegebenen Rahmen und Diskurse in Relation zu anderen erfolgt, lassen sich keine grundsätzlichen Aussagen darüber treffen, was jemand ist. Es ist – mit Butler gedacht – unmöglich, sich selbst zu erkennen und/oder mit sich selbst identisch zu sein. Das hat weitreichende Folgen, die ich insbesondere in den nächsten Teilkapiteln noch herausarbeiten werde.

In Bezug auf die Identitätsbildung konstatiert Butler – Hegels Herr-Knecht-Motiv zitierend und Nietzsches Genealogie der Moral folgend –, dass die Macht,

42 Butlers Auffassung nach gründet diese Unmöglichkeit der Rekonstruktion darauf, dass neben den bewussten Erfahrungen, die (ganz überwiegend) sprachlich geäußert werden können, ebenfalls primäre Abhängigkeitsbeziehungen existieren, die das Individuum nachhaltig und undurchsichtig formen und konstituieren (vgl. Butler 2007: 80). »Primäre Eindrücke werden von einem Ego nicht nur erhalten, sondern sie formen das Ego selbst. Das Ego verdankt seine Existenz einer vorgängigen Begegnung, einer primären Beziehung, einem Bündel initiiierender Prägungen, die von woanders her kommen.« (Ebd.: 81)

die zunächst von außen kommend dem Subjekt aufgezwungen wird und es unterwirft, eine psychische Form annimmt, welche die Selbstidentität des Subjekts ausmacht (vgl. Butler 2001: 8f.).⁴³ Identitäten lassen sich für Butler folglich nicht einfach verweigern oder abwerfen, wie Foucault dies gefordert hat (vgl. ebd.: 97). Sie werden für Butler durch politische Praktiken hervorgebracht, die darauf ausgerichtet sind, bestimmte Ziele zu erreichen. Identitätskategorien sind niemals nur deskriptiv, sie implizieren stets normative Ausschließungen. »Sobald die allgemein anerkannten Identitäten und Dialogstrukturen, die der Vermittlung bereits etablierter Identitäten dienen, nicht mehr [...] den Gegenstand der Politik bilden, können Identitäten je nach den konkreten Praktiken, die sie entwickeln, wechselweise entstehen und sich wieder auflösen« (Butler 2003a: 36). Deshalb können Identitäten für Butler niemals der festigende Grund politischer (feministischer) Bewegungen sein (vgl. Butler 1993: 49).

Für ein tiefgreifendes Verständnis von Butlers Subjektivierungstheorie sind die Konzepte der Performativität wie auch der Intelligibilität bedeutsam. Auf der Basis von Butlers Sprachverständnis werden sie im folgenden Kapitel entfaltet.

2.2.2 Sprache, Performativität und Intelligibilität: Verständlichkeit durch Zitate

Macht, Diskurse und Normen bilden bei Butler den Rahmen, dem sich das Individuum unterwerfen muss, um subjektiviert werden zu können. Doch wie kann sich das Individuum diesen unterwerfen? Macht, Normen und Diskurse sind keine Dinge, keine Artefakte oder ähnliches. Sie können nur fortbestehen, indem sie in einer sozial verständlichen Weise kontinuierlich reproduziert werden. In Butlers Subjektivierungstheorie erfolgt diese Reproduktion, diese Wiederholung, insbesondere durch sprachliche Äußerungen, durch permanentes Zitieren. Dabei müssen die Zitate in einer Weise wiederholt werden, die intelligibel, die sozial verstehbar ist. Nur so wird die Subjektivierung möglich.⁴⁴ Wurden im vorangegangenen Teilkapitel die Rahmungen der Subjektivierung beschrieben, beinhaltet dieses Teilkapitel nun Praktiken und Formen, in denen diese vollzogen wird.

43 Als Genealogie versteht Butler mit Foucault, dessen Ansatz an Nietzsche anschließt, eine Form der kritischen Untersuchung. In Bezug auf die Geschlechtsidentität schreibt Butler, dass die Genealogie die politischen Einsätze erforscht, »die auf dem Spiel stehen, wenn die Identitätskategorien als *Ursprung* und *Ursache* bezeichnet werden, obgleich sie in Wirklichkeit *Effekte* von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und diffusen Ursprungsarten sind« (Butler 2003a: 9, Herv. i.O.).

44 »Grammatisch betrachtet scheint es zunächst ein Subjekt geben zu müssen, das sich auf sich selbst zurück wendet; ich werde jedoch die Auffassung vertreten, dass es ein solches Subjekt nur als Folge ebendieser Reflexivität gibt.« (Butler 2001: 68)

2.2.2.1 Soziale Wirklichkeit durch Sprache: Sprache als Subjektivierungsinstrument

Als poststrukturalistisch-orientierte Diskurstheoretikerin erachtet Butler Sprache als zentralen Konstruktionsmodus sozialer Wirklichkeit. »Butler gilt als Hauptvertreterin, wenn nicht gar als Urheberin, der so genannten ›linguistischen Wende‹ der feministischen Theorie.« (Villa 2003: 19) Entsprechend kommt der Sprache in ihrem Subjektivierungsansatz ein zentraler Stellenwert zu: Die Sprache ist der Ort, an dem soziale Wirklichkeit wie auch die symbolische Ordnung einer Gesellschaft organisiert werden.

Butler bezieht sich in ihrem sprachtheoretischen Denken insbesondere auf Althusser und Austin, die sich beide mit Sprechakten und deren Wirkungen beschäftigt haben. Zugleich grenzt sie ihren eigenen Ansatz jedoch von beiden Theorien ab. Althusssers Theorie der Anrufung (vgl. Althusser 1977) bietet Butlers Auffassung nach »ein Erklärungsmodell für ein Subjekt, das als Konsequenz aus der Sprache entsteht, jedoch immer innerhalb von deren Begriffen« (Butler 2001: 101; vgl. auch Exkurs II). Austins illokutionäre und perlokutionäre Sprechakte (vgl. Austin 2002) hingegen setzen das Subjekt als dem Sprechen vorausgehend, was Butler ablehnt (vgl. Butler 2006: 44f.).⁴⁵ Darüber hinaus greift sie Aspekte aus Bourdieus sprachtheoretischem Ansatz auf, nicht ohne diese ebenfalls einer Kritik zu unterziehen.⁴⁶

Grundsätzlich gilt: Das Subjekt ist für Butler die sprachliche Bedingung der sozialen Existenz und Handlungsfähigkeit des Individuums (vgl. Butler 2001: 15f.). Erst mittels Sprache kann das Individuum überhaupt zum Subjekt werden, denn die Rahmungen, die es ihm ermöglichen zum Subjekt zu werden – Macht, Diskurse, Normen –, bedürfen der sprachlichen Wiederholung. Ohne das kontinuierliche

45 Austin differenziert zwischen zwei Formen der Sprechakte: Illokutionäre Sprechakte sind solche Sprechakte, die das, was sie sagen, in dem Augenblick tun, in dem sie es sagen. Perlokutionäre Sprechakte hingegen rufen bestimmte Effekte und Wirkungen als Folge hervor, aus dem Gesagten folgt ein bestimmter Effekt. »Der illokutionäre Sprechakt ist also selbst die Tat, die er hervorbringt, während der perlokutionäre Sprechakt lediglich zu bestimmten Effekten bzw. Wirkungen führt, die nicht mit dem Sprechakt selbst zusammenfallen.« (Butler 2006: 11) Illokutionäre Äußerungen treten in Form eines Rituals auf, sie sind in der Zeit wiederholbar und halten damit ein Wirkungsfeld aufrecht, welches nicht auf den Augenblick der Äußerung beschränkt bleibt (vgl. ebd.: 12). Und an späterer Stelle ergänzt sie: »Während illokutionäre Akte sich mittels Konventionen vollziehen, vollziehen sich perlokutionäre Akte mittels Konsequenzen.« (Butler 2006: 34)

46 Butler erachtet Bourdieus Ansatz als vielversprechend im Hinblick darauf, »wie die nicht beabsichtigte und nicht vorsätzliche Verkörperung von Normen vonstatten geht« (Butler 2006: 222f.). Sie kritisiert ihn jedoch dafür, dass sein Ansatz nicht erklären kann, wie Normen widerstanden werden kann. Zudem beachtet er den Aspekt des Performativen nicht hinreichend. Bedeutungen von Äußerungen können Butler zufolge gerade durch den Bruch mit ihrem Kontext Kraft gewinnen und zu Veränderungen führen – bei Bourdieu hingegen stilisieren und kultivieren sie den Habitus (vgl. ebd.: 227).

Zitieren dieser können sie nicht fortbestehen. Der Rahmen für die Subjektivierung bedarf also der sprachlichen Reproduktion. Für Butler ist die Existenz des Subjekts damit an die Sprache gebunden, Sprache ist für die Subjektivierung unerlässlich: »Wenn das sprechende Subjekt durch die Sprache, die es spricht, konstituiert wird, dann stellt die Sprache die Bedingung seiner oder ihrer Möglichkeit und nicht bloß sein oder ihr Ausdrucksinstrument dar. Somit ist die ›Existenz‹ des Subjekts in eine Sprache ›verwickelt‹, die dem Subjekt vorausgeht und es übersteigt« (Butler 2006: 50f.). Dies impliziert, dass die Sprache eine längere Geschichtlichkeit und Vergangenheit hat als das Subjekt. Zudem ist ihr eine Zukunft inhärent, an der das Subjekt ebenfalls nicht teilhaben wird (vgl. ebd.: 51).⁴⁷ Die Sprache, die ein Individuum verwendet um subjektiviert zu werden, ist dadurch niemals ganz die eigene. Sie »gewinnt ihr zeitliches Leben nur in und durch die Äußerungen, die ihre eigenen Möglichkeitsbedingungen wieder aufrufen und neu strukturieren« (Butler 2006: 219). Sprache konstituiert das Subjekt also in einer ihr untergeordneten Position (vgl. ebd.: 36). Zudem fungiert die Sprache als begrenzende Instanz. Sie umfasst bereits ein begrenztes Feld der sprachlichen Möglichkeiten, in welches das Subjekt eintritt, um zu existieren und innerhalb dessen das Subjekt seine Entscheidungen trifft (vgl. Butler 2006: 201, 211).

Dabei sind die Bedeutungen der Sprache stets kontextspezifisch. Sie entstehen erst innerhalb von Kontexten mittels Differenzierung und in Abgrenzung zu anderen Zeichen und Repräsentationen. Aussagen über Dinge, die den kontextspezifischen Bedeutungen vorgängig sein könnten, sind daher nicht möglich (vgl. Lorey 1996: 78f.). Sprache ist damit normativ und der Bereich des Sprechens wird von Normen eingerahmt, die jeder Möglichkeit der Beschreibung vorausgehen (vgl. Butler 2006: 220). Über sprachliche Äußerungen werden Diskurse zitiert, Konventionen aufgerufen, Identitätskategorien⁴⁸ benannt, die dazu auffordern, die damit einhergehende Identität anzunehmen und sie durch zitاتفörmige Wiederholung darzustellen (s.u.). Dabei versucht die Anrede – Butler verwendet diesen Begriff anstelle von Althussers Begriff der Anrufung – nicht »eine bereits existierende Realität zu beschreiben, sondern eher eine Realität einzuführen, was ihr durch das Zitat der existierenden Konventionen gelingt« (ebd.: 59).

Erst mittels der Anrufung mit einem »Namen«, einer Identitätskategorie, die dazu tendiert, das Benannte festzuschreiben, es erstarren zu lassen, wird die Möglichkeit des sprachlichen Lebens eröffnet – oder auch verworfen (vgl. Butler 2006:

47 Butler beschreibt dies in ähnlicher Weise für Affekte. »Unsere Affekte sind niemals ausschließlich unsere eigenen: Affekte werden uns von Anfang an von woanders übermittelt. Sie vermitteln uns bestimmte Dimensionen der Welt wahrzunehmen und andere auszuschließen. [...] Die Affekte sind von der gesellschaftlichen Stützung der Gefühle abhängig.« (Butler 2010: 54)

48 Identitätskategorien sind für Butler Effekte von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen, die vielfältige und diffuse Ursprünge haben (vgl. Butler 2003a: 9).

61, 70). Indem ein Individuum einen Namen erhält, eröffnet sich ihm die Möglichkeit, eine gesellschaftliche Existenz zu führen, ohne einen Namen kann es nicht bestehen (vgl. ebd.: 260). Zugleich erfolgt durch die Benennung eine Verortung in einer sozialen Situation und Zeit (vgl. Butler 2006: 52). Dabei entsprechen die Namen oder Bezeichnungen, die Individuen durch andere erhalten, selten denen, die ein Individuum selbst wählen würde. Der Name, mit dem das Individuum angesprochen wird, wird von der ansprechenden Person als passend oder geeignet erachtet, um das Individuum anzurufen und es zu subjektivieren (vgl. ebd.: 52f.). Damit verbunden ist eine Unterordnung, die sich bei jeder erneuten Anrufung wiederholt. Die Benennung erfolgt fortlaufend durch andere, die bereits selbst benannt und dadurch subjektiviert und in die Sprache eingegangen sind (vgl. Butler/Athanasiou 2014: 189). Sie ist also dem eigenen Willen vorgängig, sodass Butler das Individuum als immer schon enteignet denkt. Butler versteht Subjekte deshalb als machtdurchdrungene sprachliche Kategorien, als in Formierung begriffene Strukturen (vgl. Butler 2001: 15). Der Erfolg eines performativen Sprechakts hängt dabei nicht von den Intentionen der sprechenden Person ab, sondern von den in vorausgegangen Verwendungen etablierten, zur Verfügung stehenden Konventionen. Eine performative Äußerung wirkt durch das Nachhallen früherer Sprachhandlungen, die vorgängig autoritative Praktiken wiederholen, sie zitieren, und die dadurch mit autoritativer Kraft angereichert werden (vgl. Butler 2006: 84; Redecker 2011: 77). »Wenn wir festhalten, daß, wer mit Macht spricht und das Gesagte tatsächlich geschehen läßt, zu seinem oder ihrem Sprechen ermächtigt ist, weil er oder sie zuerst angeredet und dadurch in eine Sprachkompetenz eingeführt wurde«, so Butler, »dann folgt daraus, dass die Macht des sprechenden Subjekts immer in bestimmtem Maße abgeleitet ist und dass ihr Ursprung nicht im sprechenden Subjekt selbst liegt« (Butler 2006: 58). Die Regeln der Subjektbildung gehen dem Subjekt also voraus und es kann nur zwischen den Positionen wählen, durch die es konstituiert wird (vgl. Butler 1993: 40). Butler plädiert deshalb dafür, die Anrufung von der Figur der Stimme – in Althussers Beispiel dem Polizisten – zu lösen und sie als Mechanismus von Diskursen zu betrachten, wodurch sich die Wirksamkeit der Äußerung nicht auf den Augenblick des Angerufen-Werdens reduzieren lässt (vgl. Butler 2006: 57). »Ansprachen als sprachliche Handlungen schöpfen dementsprechend ihre Kraft aus der Mobilisierung einer Reihe zitierter Bedeutungen, in denen sie als Normen wiederhallen und dadurch verstärkt Wirkmacht entfalten.« (Geipel/Mecheril 2014: 38)

Verbunden sind mit der (sprachlichen) Subjektconstitution auch die Rahmungen, wer dieses Subjekt sein kann, welche Möglichkeiten sich durch die Benennung eröffnen und welche verworfen werden (vgl. Butler 2006: 70). Sprache schließt die Möglichkeit ein, auch verletzend oder gar ausschließend zu sein: »Das Subjekt ist genötigt, nach Anerkennung seiner eigenen Existenz in Kategorien, Begriffen und Namen zu trachten, die es nicht selbst hervorgebracht hat.« (Butler 2001: 25) Das

impliziert, dass es nach Zeichen seiner Existenz außerhalb seiner selbst suchen muss, »in einem Diskurs, der zugleich dominant und indifferent ist«, wie Butler schreibt, denn »[s]oziale Kategorien bezeichnen zugleich Unterordnung und Existenz. Anders gesagt: im Rahmen der Subjektivierung ist Unterordnung der Preis der Existenz« (ebd.: 25). Durch die fortwährende Bezeichnung besteht stets die Möglichkeit, verletzt zu werden – diese mögliche Verletzung ist Butler zufolge die Bedingung des sprechenden Subjekts, denn die machtvollen Anrufungen, welche erst das Subjekt zum Subjekt werden lassen, erfolgen beständig über die Sprache (vgl. Butler 2006: 53). »Verleihen also bestimmte Arten der Anrufungen Identitäten, dann konstituieren die verletzenden Anrufungen durch Verletzung Identität«, was für Butler nicht bedeutet, »daß eine solche Identität für alle Zeiten in der Verletzung wurzeln muß, solange sie überhaupt Identität bleibt« (Butler 2001: 100). Anreden konstituieren folglich Identitäten, die kontextabhängig sowohl ermächtigend als auch verletzend sein können.⁴⁹ Die Konstitution des Subjekts durch die Benennung kann dabei ohne das Wissen des Individuums eintreten. Damit diese wirksam wird, muss nicht erkannt oder bemerkt werden, dass eine Konstitution erfolgt (vgl. Butler 2006: 55). Die nicht selbst gewählte Bezeichnung, die zunächst zu Unterordnung führt, eröffnet aber auch die Möglichkeit, Handlungsmacht zu erlangen und die Unterwerfung umzugestalten, die mit der Subjektbildung einhergeht (vgl. ebd.: 67; vgl. Butler 2001: 100). »Der Zitatcharakter der performativen Äußerung produziert zugleich eine Handlungsmacht und eine Möglichkeit, Handlung zu enteignen.« (Butler 2006: 139) Unterdessen verwirft die Anrede die Möglichkeit einer radikalen Autonomie. Individuen befinden sich damit in einer Abhängigkeit von Formen der Anrede. Darüber hinaus gibt es jedoch auch die Möglichkeit, nicht angesprochen zu werden und durch das Schweigen an einen Platz verwiesen und darüber zum Subjekt zu werden und eine Identität zu erlangen (vgl. ebd.: 49f.).

2.2.2.2 Performativität: Reproduktion von Macht durch Zitieren

Das Konzept der Performativität verwendet Butler, um deutlich machen zu können, wie Macht, Diskurse und Normen (in sprachlichen Äußerungen) permanent reproduziert werden und auf diese Weise als Subjektivierungsrahmungen fungieren. Mit dem Konzept der Performativität kann sie eine essentialistische Konzeption von Subjektivität vermeiden. Butler schließt mit ihrem Performativitäts-Ansatz an die Theorie illokutionärer und perlokutionärer Sprechakte von Austin an, die u.a. von Derrida, Bourdieu und Sedgwick weiterentwickelt wurde, distanziert sich zugleich aber auch von diesen.

Sprache ist für Butler nicht einfach objektiv beschreibend, sie erachtet das Sprechen vielmehr als ein aktives Tun, als den Vollzug einer Handlung. Das, was

49 »Der Anruf als ›Frau‹ oder ›Jude‹ oder ›Schwuler‹ oder ›Schwarzer‹ oder ›Chicana‹ lässt sich je nach Kontext als Bekräftigung oder als Beleidigung hören oder auffassen.« (Butler 2001: 92)

Gesagt wird, wird zugleich durch das Aussprechen hervorgebracht. Als Performativität bezeichnet Butler deshalb die Kraft einer sprachlichen Äußerung, das von ihr bezeichnete herzustellen (vgl. Butler 2016: 41; Butler 1997: 46). Sie versteht Performativität »als jene ständig wiederholende Macht des Diskurses, diejenigen Phänomene hervorzubringen, welche sie reguliert und restringiert« (Butler 1997: 22). Sie bezeichnet Performativität als ein einflussreiches Ritual, mittels dessen Subjekte gebildet und reformuliert werden, als eine »ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkung erzeugt, die er benennt« (ebd.). Dabei grenzt sie sich von Kritiken ab, die ihrem Ansatz gegenüber geäußert wurden, und von Debatten, wie sie zwischen Konstruktivismus und Essentialismus geführt werden. Diese verkennen Butlers Auffassung nach das Entscheidende völlig: »Es ging nie darum, daß ›alles diskursiv konstruiert‹ ist; diese Aussage, wann und wo immer sie gemacht wird, gehört zu einer Art von diskursivem Monismus oder Linguistizismus.« (Butler 1997: 30)

Performativität wird erst in der ständigen Wiederholung, dem kontinuierlichen Zitieren, wirksam und ist ein nie abgeschlossenes, stetiges Geschehen. Es handelt sich dabei nicht um einzelne, absichtsvolle Akte. Das Subjekt wird also nicht ein einziges Mal erzeugt und besteht dann fort, sondern muss im Gegenteil stetig neu konstituiert werden, um bestehen bleiben zu können: »Die Bedingungen der Macht müssen ständig wiederholt werden, um fortzubestehen, und das Subjekt ist der Ort dieser Wiederholung, einer Wiederholung, die niemals bloß mechanischer Art ist.« (Butler 2001: 20) Performative Äußerungen sind daher keine einzelnen Handlungen fertiger Subjekte, sondern mächtige Formen, das Subjekt ins gesellschaftliche Leben zu rufen (vgl. Butler 2006: 249).

Dabei wirkt jedoch nicht jede sprachliche Äußerung performativ. Sie muss durch Konventionen, durch machtvollen Diskurse und/oder Normen gestützt sein, wie dies etwa ein Urteil ist, das durch eine*n Richter*in gesprochen wird. Würde die gleiche sprachliche Äußerung beispielsweise durch eine*n Tierpfleger*in artikuliert, hätte sie nicht die performative Wirkung wie im Fall der Artikulation durch eine*n Richter*in. Eine gelungene performative Äußerung drückt sich für Butler daher in der Zitation gesellschaftlich durchgesetzter Normen aus, die in einer sozial anerkannten Weise erfolgt. Performative Äußerungen wirken also über Diskurse und Normen auf das Subjekt und die Bedingungen und Möglichkeiten seines Handelns ein (vgl. Butler 2016: 87). Ihren Wirkungserfolg erzielen sie durch das Aufrufen früherer Sprachhandlungen, deren Kraft und Wirkung historisch entstanden und zugleich verborgen sind (vgl. Butler 2006: 84f.).⁵⁰ Die über

50 Butlers Sprachverständnis wird u.a. von Lorey kritisiert. Lorey moniert, dass bei Butler Autorität durch die Sprache selbst entsteht »und nicht aus einer sozialen Machtposition der Sprecherin/des Sprechers heraus. Die Legitimität der Sprechposition entsteht durch performatives Zitieren. Sie ist also Effekt des Diskurses selbst. Ein/e Sprecher/in hat nach dieser

die Diskurse vermittelten Normen und Ideale sind dabei jedoch nach Butler nie vollständig erreichbar, sie sind ein Ideal, das in der Realität stets verfehlt wird. Der Versuch sie zu erfüllen, ist folglich mit einem permanenten Scheitern verbunden, da die eigene Darstellung der Norm, die eigene Performanz, stets eine Kopie des Originals der in der Anrede enthaltenen Norm (bzw. Identitätskategorie) ist. Mit Rose erachtet Butler Ideale als Phantasmen, sodass eine Identifizierung mit ihnen scheitern muss (vgl. Butler 2003a: 90f.). »Die normative Erzeugung des Subjekts ist ein sich wiederholender Prozess – die Norm wird wiederholt und ›bricht‹ in diesem Sinne fortwährend mit den Kontexten der ›Produktionsbedingungen‹.« (Butler 2010: 156; vgl. auch ebd.: 11) Für Butler ist die Notwendigkeit, ständig zu wiederholen, ein Zeichen dafür, dass sich Körper nicht vollständig den Normen fügen und Materialisierungen daher nie ganz vollendet sind (vgl. Butler 1997: 21).

Sprache subjektiviert innerhalb eines gegebenen Macht- und Diskursgeflechts. Dieses ist für Umdeutungen, Wiederentfaltungen, subversive Zitate, Unterbrechungen und unerwartete Übereinstimmungen mit anderen Netzwerken offen (vgl. Butler 1993: 125). In dem Moment, in dem subjektkonstituierende Normen performativ dargestellt, also zitiert werden, in dem Moment, in dem sie sich materialisieren, besteht stets die Gelegenheit, diese Normen in ihren Bedeutungen neu einzuschätzen, sie zu verschieben und/oder zu erweitern und damit auch eine Veränderung der Macht und der Anerkennbarkeit zu erreichen.⁵¹ Das liegt daran, dass keine Wiederholung exakt der Vorangegangenen gleicht, da der Kontext niemals genau derselbe ist. Performative Äußerungen gelingen daher stets nur vorläufig. Die permanente Wiederholung, das performative Zitieren von diskursiven Sprechakten in Form der identitätsbildenden Normen, impliziert kontinuierliche (kleine) Veränderungen in den Zitaten. So entsteht ebenfalls die Möglichkeit für gezielte Veränderungen bei der Aneignung dieser.

Nach Butler kann es dabei nicht darum gehen, *ob* wiederholt wird – ohne zu wiederholen kann keine Subjektivierung erfolgen –, sondern *wie* wiederholt wird (vgl. Butler 2003a: 217). Durch die Tatsache, dass Sprache, Begriffe und Namen immer wieder in neuen, anderen Kontexten verwendet werden und deshalb prinzipiell offen für Bedeutungsverschiebungen sein müssen, entfaltet sich Bedeutung auch in dieser kontinuierlichen Verschiebung von Sinn, diesem unent-

Logik keine Autorität aufgrund einer institutionellen Position oder der Anerkennung anderer.« (Lorey 1996: 117) Loreys Auffassung nach fokussiert Butler dabei zu wenig interaktive Momente, in denen Autorität entsteht (vgl. ebd.: 118). Butler hat ihren Sprachansatz erst in ihrem 1997 erschienenen Band *Excitable Speech. A Politics of the Performative* (dt.: *Haß spricht*, 2006) detaillierter erläutert. Interessant wäre daher, ob Lorey ihre damalige Kritik, die vor dem Erscheinen von *Haß spricht* formuliert wurde, weiterhin als zutreffend erachtet.

51 Durch den Anerkennungsakt wird eine Veränderung der Macht möglich. In der Folge kann die übernommene bzw. angeeignete Macht auch gegen die Macht arbeiten, welche die Übernahme erst ermöglicht hat (vgl. Butler 2001: 17).

wegen Scheitern, und es kann keine identischen Wiederholungen geben (vgl. Villa 2010: 261). Indem permanent die als kohärent erachteten Normen verfehlt werden, »konstituieren sich Subjekte sowohl in ihrer kollektiven Subjektivierung als auch in ihrer von den vereinheitlichenden Normen nicht fassbaren und dadurch hervorgerufenen Diversität und Subjektivität« (Lorey 1996: 135). Das persönliche und individuelle entsteht für Lorey bei Butler durch eben die Unmöglichkeit der Identität mit einer hegemonialen Norm (vgl. ebd.). »Performativität« stellt somit nicht nur die Normativität bestimmter Arten deskriptiver Forderungen heraus, sondern lässt zugleich eine Möglichkeit aufscheinen, wie durch Sprache Neues entstehen kann«, und sie führt weiter aus, »[g]enauer gesagt scheint hier eine Vorstellung davon auf, wie ein neuer Diskurs sich offenbar genau dort entfaltet, wo er nicht bereits Legitimität genießt« (Butler/Athanasίου 2014: 168).

Die existierenden Normen und das individuelle Handeln stimmen also niemals vollständig überein, jedoch entwickelt und verfestigt sich aufgrund der permanenten Wiederholung und Reinszenierungen ein individueller Stil (vgl. Redecker 2011: 61f.). Identität entsteht also durch einen permanenten Konstitutionsprozess. Butler begreift Identitäten als Effekte von Diskursen, bei denen sich die handelnden Subjekte auf ihnen vorgängige soziale Ordnungen, auf Normen und Diskurse beziehen. Eine kohärente und kontinuierliche Identität ist dabei prinzipiell die normative Voraussetzung, um intelligibel zu sein (vgl. Meißner 2010: 24). Allerdings ist – wie oben beschrieben – die Sprache, die für eine selbst gewählte Benennung benutzt wird, den Individuen vorgängig, sodass sie soziale Normen verfestigen kann (vgl. Butler 2007: 32; Butler/Athanasίου 2014: 190).

Für Butler kommt auch dem Körper eine wichtige Funktion in Bezug auf die Performativität zu (vgl. auch Kap. 2.2.4). Sie denkt den Prozess neu, in dem körperliche Normen angeeignet oder angenommen werden, als etwas, durch das das Subjekt erst gebildet wird (vgl. Butler 1997: 23). Performativität erzeugt eine praktische Wahrnehmung des Körpers, »nicht nur eine Wahrnehmung dessen, was der Körper ist, sondern auch eine Art, wie er sich Raum schafft oder nicht, wie er seinen Ort in den herrschenden kulturellen Koordinaten einnimmt« (Butler 2006: 249). Dabei fasst sie die Materie der Körper als »Wirkung einer Machtdynamik, sodass die Materie der Körper nicht zu trennen sein wird von den regulierenden Normen, die ihre Materialisierung beherrschen« (Butler 1997: 22). In den körperlichen Auswirkungen zeigt sich dann die sedimentierte Geschichte performativer Äußerungen.

2.2.2.3 Intelligibilität: Ohne soziale Verstehbarkeit keine Subjektivierung

Im Kontext der performativen Zitationspraxis wurde bereits deutlich, dass es der ständigen Wiederholung von Normen und Diskursen bedarf, um kontinuierlich subjektiviert zu werden, quasi als Subjekt bestehen zu bleiben. Das Individuum wird zum Subjekt, indem es sich existierende Identitätskategorien und bestehen-

de Normen aneignet, welche die soziale Realität und Weltsicht strukturieren, und in und mit diesen agiert. Damit unterwirft es sich ihnen zugleich. Um sozial verstehbar und anerkannt zu werden – das meint der Begriff Intelligibilität – müssen Subjekte den vorherrschenden Normen und Diskursen entsprechen und die vorgegebenen Konventionen zitieren. Sie müssen Normen reproduzieren und einhalten, die sie sich nicht selbst ausgesucht haben und die in ihrer strukturierenden Kraft Wirkung zeigen (vgl. Butler 2016: 57). Subjektivierung erfordert folglich auch eine Eigenleistung: Die Identitätskategorien, die intelligiblen Titel der Anrufungen, müssen individuell angeeignet werden. Es muss – mindestens vorübergehend – eine Identifizierung mit ihnen erfolgen.

Subjekte werden durch Schemata der Intelligibilität erzeugt, welche es ermöglichen, die Welt in bestimmte Rahmen zu fassen (vgl. Butler 2010: 14, 40). Dabei ermöglichen die Normen, die in den Identitätskategorien verwendet und über die (sprachlichen) Anrufungen vermittelt werden, die soziale Verständlichkeit von Subjekten als Personen.⁵² Individuen müssen sich also bspw. erst als diskursiv anerkannte Frau darstellen, um die Bedeutung dieser Kategorie dann in der konkreten Ausgestaltung, der performativen Praxis, zu verschieben oder zu erweitern. Um als Subjekt intelligibel, sozial verstehbar und anerkannt zu werden, müssen die normativen Erwartungen zudem durch die Individuen öffentlich und auf sozial akzeptierte Weise dargestellt werden (vgl. Alkemeyer et al. 2013: 18f.), denn bereits unsere Fähigkeit, ein Subjekt als solches zu erkennen und zu benennen, hängt von Normen ab durch die diese Anerkennung erst möglich wird (vgl. Butler 2010: 12). »Das Subjekt ist zur Wiederholung der gesellschaftlichen Normen gezwungen, durch die es hervorgebracht wurde, aber diese Wiederholung bringt Risiken mit sich, denn wenn es einem nicht gelingt, die Norm ›richtig‹ wiederherzustellen, wird man weiteren Sanktionen unterworfen und findet die vorherrschenden Existenzbedingungen bedroht.« (Butler 2001: 32) Mit der Subjektivierung geht die Abgrenzung von einem konstitutiven Außen und die radikale Verneinung einer verworfenen Identität einher (vgl. Reckwitz 2008a: 93). Erst durch den Ausschluss anderer möglicher Subjektformierungen, durch die Verwerfung von Selbstgestaltungen, die den Subjektnormen nicht entsprechen, entsteht ein abgegrenztes Subjekt (vgl. Butler 2010: 132f.). Butler bezeichnet den Prozess der Subjektivierung deshalb auch als Prozess der Unsichtbarmachung und der Ausschließung (vgl. Butler 2001: 177; Butler 1993: 46).⁵³ Das, was nicht innerhalb der Norm liegt, muss aufgegeben werden, um sozial

52 Dabei gehen die Kategorien, Konventionen und Normen, welche ein Subjekt zu einem anerkennbaren Subjekt machen, also seine Anerkennungsfähigkeit herstellen, dem Anerkennungsakt voraus und ermöglichen ihn zugleich erst (vgl. Butler 2010: 13).

53 Dieser Prozess der Ausschließung und Differenzierung, durch den das Subjekt konstituiert wird, wird durch Effekte der Autonomie verschleiert und verdeckt, möglicherweise auch verdrängt. Für Butler stellt die Autonomie deshalb die logische Konsequenz einer verleugneten Abhängigkeit dar (vgl. Butler 1993: 44).

anerkenntbar zu sein. »Identitätskategorien haben [somit, M.B.] niemals nur einen deskriptiven, sondern immer auch einen normativen und damit ausschließenden Charakter«, sodass sie Ausschlüsse erzeugen, welche die soziale Anerkenntbarkeit von Individuen, die jenseits der diskursiven Identitätskategorien agieren, erschweren oder verhindern können (Butler 1993: 49). Auf diese Weise führt das Existenzstreben unweigerlich dazu, sich den sozialen Kategorien, Normen und Bezügen zu unterwerfen, die den Individuen vorausgehen (vgl. Redecker 2011: 96f.).⁵⁴ *Die vermeintliche Kohärenz und Kontinuität von Individuen erachtet Butler als gesellschaftliche Normen der Intelligibilität, die permanent aufrechterhalten werden und deshalb logisch und als Merkmale von Persönlichkeit erscheinen* (vgl. Butler 2003a: 38, Herv. M.B.). »Dieses ›Werden‹ [des Subjekts, M.B.] ist keine einfache oder kontinuierliche Sache, sondern eine ruhelose Praxis der Wiederholung mit all ihren Risiken, etwas, das sein muß, aber nicht abgeschlossen ist und am Horizont des gesellschaftlichen Seins schwankt.« (Butler 2001: 34) Die Übernahme einer Identität findet also stets in bestimmten Normbezügen und ihren Rezitationsschleifen statt, die vorherrschenden Normen werden beständig reproduziert. Damit realisieren sich gesellschaftliche Strukturen in der Aufführung durch Subjekt (vgl. Meißner 2010: 38).

Die in den Normen enthaltene Macht muss angenommen werden, um dann ggf. eine oppositionelle Beziehung zu ihr einnehmen zu können. Dadurch ist der Macht auch die Opposition zu ihr selbst inhärent (vgl. Butler 2001: 21). »[D]er Aneignungsakt kann eine Veränderung der Macht beinhalten, so dass die übernommene oder angeeignete Macht gegen jene Macht arbeitet, die diese Übernahme ermöglicht hat.« (Ebd.: 17; vgl. auch Butler 1997: 21) Subversion, die Option der Verschiebung von Normen, die in der Wiederholung enthalten ist, wird möglich, da das Subjekt niemals vollständig konstituiert ist, sondern immer wieder neu unterworfen und produziert wird (vgl. Butler 1993: 45). Subversion stellt somit die Ausweitung der Möglichkeiten innerhalb des gegebenen Machtsystems dar, an dessen inneren Brüchen und Gegenläufigkeiten etwaiger Widerstand ansetzen kann (vgl. Butler 2003a: 217). Jedoch kann es keine Verschiebung oder Erweiterung, keine Subversion geben, ohne zunächst in den bestehenden Identitätskategorien zu agieren. Begibt sich das Subjekt in den Bereich des Nichtanerkannten oder des Unsagbaren, riskiert es seinen Status als Subjekt. Zugleich entsteht aber auch die Möglichkeit, neue und zukünftig anerkannte Formen des legitim Sagbaren hervorzubringen (vgl. Butler 2006: 71).⁵⁵

54 Für Butler ist das Dasein von Macht abhängig. Diese kann das Leben von Beginn an unlebar machen, indem sie lediglich solche Subjektpositionen ermöglicht, denen nach den herrschenden Normen die soziale Anerkennung vorenthalten bleibt (vgl. Redecker 2011: 100).

55 In Bezug auf Butlers Subversionsgedanken bleibt für Keller bei Butler u.a. unklar, inwiefern aus den Verschiebungen, die in den Wiederholungen erfolgen, »weitreichende Veränderung hervorgehen kann, zumindest dann, wenn die Verschiebung sich gleichsam nebenbei ereignet, aufgrund der prinzipiellen Unmöglichkeit identischer Wiederholung. [...] Zwischen der

2.2.3 Anerkennbarkeit und Handlungsfähigkeit durch Subjektivierung

Neben den bereits skizzierten Rahmungen der Subjektivierung und den im vorigen Teilkapitel beschriebenen Praktiken und Formen, in denen die Subjektivierung vollzogen wird, zeigt Butler Folgen bzw. Möglichkeiten auf, die durch die Subjektivierung entstehen und zentral sind: Individuen werden durch die Subjektivierung, die sie zu Subjekten macht, aner kennbar und erlangen Handlungsfähigkeit. Die Relevanz der Anerkennbarkeit wird in Butlers Arbeiten insbesondere in jüngerer Zeit explizit von ihr ausgearbeitet.⁵⁶ Sie folgt in ihren Überlegungen Spinoza, Hegel und Foucault. Ausgehend von Spinozas Abhandlungen über das Bestreben, im eigenen Sein zu verharren, greift sie Hegels Ansatz zum Begehren auf. Dabei erachtet sie das von Hegel formulierte Begehren als ein Begehren, das nach Anerkennung strebt, da sich niemand nur durch sich selbst erkennen kann. Das bedeutet, dass das Subjekt auf ein anderes Subjekt angewiesen ist, durch welches es anerkannt werden muss. »Anerkennung bezeichnet eine Situation grundlegender Abhängigkeit von Bedingungen und Zuschreibungen, die wir niemals selbst wählen würden, um als intelligible Wesen hervorzutreten.« (Butler/Athanasίου 2014: 115) Die Anerkennung erfolgt über die Anrede. Dadurch erhält das Individuum jene Bezeichnung, durch welche die Anerkennung seiner Existenz möglich wird. Die hierfür verwendeten sprachlichen Bezeichnungen erachtet Butler als konventional, als Effekte und Instrumente eines gesellschaftlichen Rituals, die Ausschluss und Gewalt implizieren und über die (sprachlichen) Bedingungen der Überlebensfähigkeit des Subjekts entscheiden (vgl. Butler 2006: 15f.). Das Subjekt ist damit abhängig von der Anrede durch Andere und existiert gerade, weil es durch diese aner kennbar ist. Butler verknüpft das Subjekt also mit den Anderen. Zwischen dem Selbst und den Anderen existiert für sie letztlich keine eindeutige Trennung.⁵⁷

Sie differenziert allerdings zwischen Anerkennung und Anerkennbarkeit: »Bezeichnet ›Anerkennung‹ einen Akt oder eine Praxis oder gar ein Aufeinandertreffen von Subjekten, so steht der Begriff der ›Anerkennbarkeit‹ für die allgemeineren

situierten Verschiebung und der ›Opposition zu gesellschaftlichen Bedingungen‹ klappt eine weite Lücke im argumentativen Raum der poststrukturalistischen Sozialphilosophie Butlers.« (Keller 2014: 81)

56 Die Idee der Anerkennbarkeit zieht sich durch Butlers gesamtes Werk, jedoch arbeitet sie diesen Begriff länger nicht explizit aus.

57 »[D]erjenige, den ich ausschließe, um mich als abgegrenztes Subjekt konstituieren zu können, verbleibt als Perspektive meiner eigenen Auflösung in meinem Inneren.« (Butler 2010: 133) Distelhorst erläutert Butlers Gedanken: »Das Subjekt ist sich selbst entzogen und da der Andere ebenfalls Subjekt und sich selbst entzogen ist, stehen sich in der klassischen Situation der Anerkennung zwei Personen gegenüber, die nicht wissen, wer sie sind, und aus diesem Nicht-Wissen heraus versuchen sich ihrem Gegenüber zu nähern.« (Distelhorst 2009: 73)

Bedingungen, die ein Subjekt auf die Anerkennung vorbereiten oder ihm die dazu nötige Form vermitteln.« (Butler 2010: 13) Die Anerkennbarkeit geht damit der konkreten Anerkennung voraus. Anerkennung ist ein permanenter Prozess der niemals abgeschlossen ist. Ein Subjekt kann nicht vollständig anerkannt sein, es bleibt immer im Anderen verloren und kann diesen Zustand niemals überwinden. Sein Streben nach Anerkennung ist daher immer provisorisch. Benjamin folgend, erachtet Butler Anerkennung weder als eine ausgeübte Tat noch als »das Ereignis, durch welches wir einander ›sehen‹ und ›gesehen‹ werden. Sie findet durch – vor allem, aber nicht ausschließlich – verbale Kommunikation statt, in der Subjekte durch eben die kommunikative Praxis, mit der sie beschäftigt sind, transformiert werden« (Butler 2009: 216).

Mit Foucault weist Butler darauf hin, dass Anerkennung sowohl gewährt als auch entzogen werden kann. Diese ist von gesellschaftlichen Normen abhängig, die durch Schemata der Intelligibilität erzeugt werden (vgl. Butler 2010: 14). Diese Normen der Anerkennbarkeit ermöglichen erst die Anerkennung. Sie existieren bereits vor dem Subjekt und formulieren die Bedingungen, unter denen es leben kann und anerkennungsfähig wird. Anerkennung ist also die Bedingung für ein Leben, das fortgesetzt und bewältigt werden kann (vgl. Butler 2009: 372). Durch die Verkörperung von Normen, die die Anerkennbarkeit ermöglichen, werden eben diese Anerkennungsnormen gegenüber anderen ratifiziert und reproduziert und schränken in der Folge das Feld dessen ein, was anerkennbar ist (vgl. Butler 2016: 51). Das bedeutet, dass Subjekte auch ausgeschlossen werden können, wenn sie Normen in einer Weise wiederholen, die nicht sozial akzeptiert wird. Damit ist es ebenfalls möglich, von der Anerkennung ausgeschlossen zu werden. Bei Butler geschieht dies über die Anrede. Althussers Umkehrung von Hegel aufgreifend, konstatiert sie: »Die Anrede selbst konstituiert das Subjekt innerhalb des möglichen Kreislaufs der Anerkennung oder umgekehrt, außerhalb dieses Kreislaufs, in der Verworfenheit.« (Butler 2006: 15) Es existieren deshalb nicht ausschließlich anerkannte Subjekte, sondern auch Vor-Subjekte, Verworfenen, wie Butler schreibt, die in konkreten Situationen von der Möglichkeit der Subjektivierung ausgeschlossen sind (vgl. Butler 1993: 46).⁵⁸

Um in seiner Existenz anerkannt zu werden, ist das Subjekt darauf angewiesen, nach Kategorien, Begriffen, Namen zu streben, die nicht von ihm selbst her-vorgebracht worden sind. Diese ermöglichen ihm seine soziale Existenz, erfordern

58 In der Debatte mit Seyla Benhabib, Drucilla Cornell und Nancy Fraser verdeutlicht Butler diesen Gedanken anhand der von Albert Memmi konzipierten Gesellschaftstheorie, die sich mit kolonisierten und kolonisierenden Subjekten beschäftigt. Er ordnet Frauen dabei weder der Kategorie der Unterdrückten, noch der Unterdrückten zu. Butler kritisiert diese Ausschließung als eine andere Form der Unterdrückung, welche die Auslöschung bewirkt. Vor-Subjekte oder Verworfenen werden folglich in konkreten Subjektivierungsprozessen erzeugt, die auf Ausschlüssen basieren (vgl. Butler 1993: 46f.).

zugleich aber auch seine Unterordnung unter sie. Dabei kann es nicht über die Positionen, die das Ich konstituieren, einfach verfügen, indem etwa einige verworfen, andere aufgenommen werden. Das Ich, welches zwischen Positionen zu wählen scheint, ist immer schon durch diese erzeugt und zum Subjekt geworden (vgl. Butler 1993: 40). Unterordnung ist damit der Preis, den das Subjekt zahlt, um zu existieren (vgl. Butler 2001: 25). In Bezug auf die Anerkennung bedeutet das, dass es nicht möglich ist, Anerkennung dafür zu fordern oder zu geben, wer man bereits ist. »Es bedeutet, ein Werden für sich zu erfragen, eine Verwandlung einzuleiten, die Zukunft stets im Verhältnis zum anderen zu erbitten. Es bedeutet auch, das eigene Sein und das Beharren im eigenen Sein im Kampf um Anerkennung aufs Spiel zu setzen.« (Butler 2005: 62) Es findet also zuerst eine Anrede statt, eine Anrufung, bevor eine Anerkennung erfolgen kann. Und erst, wenn das Individuum einen Namen hat, wenn es selbst subjektiviert ist, wird es ihm möglich, andere zu bezeichnen, andere anzurufen und damit handlungsfähig zu werden. »Erst und nur, indem sich die Individuen in diese [symbolische, M.B.] Ordnung einfügen, können sie als intelligible Subjekte in soziale Interaktionen treten.« (Meißner 2010: 28) Das Selbst ist damit immer schon vom Anderen abhängig, wenn es sich darüber klar zu werden versucht, wer es ist (vgl. Butler 2010: 57).

Mit der Anerkennbarkeit verbunden ist die Möglichkeit der Handlungsfähigkeit. Individuen erlangen Handlungsfähigkeit, indem sie den Ort des Subjekts einnehmen. Dies impliziert, dass sie sich der sie subjektivierenden Macht unterordnen, die dem jeweiligen Ort des Subjekts inhärent ist. Das Subjekt wird durch die Bindung an diejenigen geformt, denen es sich unterordnet. Erst durch diese Unterordnung unter die subjektivierende Macht werden Individuen zu sozial anerkannten Subjekten und ihre Handlungsfähigkeit entsteht. Koller beschreibt diese Entstehung des Subjekts als performative Wirkung der Macht, die Butler zufolge eine Umkehr im Verhältnis zwischen Subjekt und Macht vollzieht, die nicht nur zeitlich ist: »Erscheint die Macht zunächst als vorgängige Bedingung der Handlungsfähigkeit des Subjekts, wird sie im Vollzug dieser Handlungsfähigkeit zu etwas, was das Subjekt selbst bewirkt.« (Koller 2014: 25f.)

Die Handlungsfähigkeit entsteht also durch die soziale Welt, die das Individuum nicht selbst wählt, sie ist ihm vorgängig (vgl. Butler 2009: 12). Für Butler bedeutet dies jedoch nicht, dass wir keine Verantwortung für unser Handeln tragen. Das Subjekt, welches als »Folgeerscheinung bestimmter regelgeleiteter Diskurse« konstituiert wird, »die die intelligible Anrufung der Identität anleiten«, wird dabei jedoch »von den Regeln, durch die es erzeugt wird, nicht determiniert« (Butler 2003a: 213). Da die Bezeichnung, über die es zum Subjekt wird, eine Wiederholung vorangegangener Bezeichnungen ist, »ist die ›Handlungsmöglichkeit‹ in der Möglichkeit anzusiedeln, diese Wiederholung zu variieren« (ebd.). Die Verantwortung des Subjekts liegt für sie in der Verbindung zwischen dem Einwirken auf uns und unserem Handeln: »Was kann ich aus den Verhältnissen machen, die mich prägen?

Wozu zwingen sie mich? Was kann ich tun, um sie zu verändern?» (Butler 2005: 33) Mit dem eigenen Handeln kann Macht beansprucht und u.a. gegen die (eigene) Prekarität agiert werden (vgl. Butler 2016: 79f.).

Spricht Butler über »das Verworfen«, so meint sie damit die nicht lebhaften Bereiche des sozialen Lebens, »die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ›Nicht-Lebhaften‹ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen« (Butler 1997: 23). Das bedeutet, dass das Subjekt auch durch den Ausschluss, durch den ein verworfenes Außen entsteht, konstituiert und begrenzt wird (vgl. ebd.). Währenddessen wird die Handlungsmacht des Subjekts eingegrenzt, die zugleich durch die Verwerfung überhaupt erst möglich wird (vgl. Butler 2006: 218).⁵⁹ Dabei geht es um das »Meistersubjekt«, wie Butler schreibt (Butler 2009: 54). Vom Meistersubjektstatus ausgeschlossen zu werden und als eingeschränkt menschlich oder unmenschlich zu gelten, ist eine Form der Unterdrückung, die allerdings erst wirksam werden kann, wenn man zuvor intelligibel und als »irgendwie geartetes Subjekt« anerkannt wurde (ebd.: 345). Da das Subjekt von der Wiederholung von Handlungen und Handlungspraxen abhängig ist, bleibt seine Struktur »nur dann eine Struktur, wenn sie immer wieder als solche eingesetzt wird. Damit ruft das Subjekt, das innerhalb des Bereichs des Sagbaren spricht, implizit die Verwerfung, von der es abhängt, wieder auf und hängt erneut von ihr ab.« (Butler 2006: 219)

Um nicht ausgeschlossen zu sein, werden gesellschaftliche Kategorien, die eine Anerkennungsfähige und dauerhafte soziale Existenz ermöglichen, obwohl sie mit einer Unterwerfung einhergehen, häufig vorgezogen, wenn die Alternative ist, keine soziale Existenz zu haben (vgl. Butler 2001: 24).⁶⁰ Die Unterordnung markiert also eine Verletzbarkeit gegenüber der Macht und dem Anderen, die der Preis für das Dasein ist (vgl. ebd.: 25). Butler plädiert in diesem Kontext dafür, zu untersuchen, ob es möglich ist, »zwischen vollständiger und partieller Anerkennung, ja zwischen Anerkennung und Verkenning zu unterscheiden«, da Anerkennung

59 Butler schreibt hierzu: »Wenn das Subjekt im Sprechen durch eine Reihe von Verwerfungen erzeugt wird, dann setzt diese begründende und formative Begrenzung das Szenario für die Handlungsmacht des Subjekts. Handlungsmacht wird unter der Bedingung einer solchen Verwerfung möglich.« (Butler 2006: 218)

60 Macht begrenzt damit die Formen der legitimen Gesellschaftlichkeit (vgl. Bublitz 2002: 102). Butler weist in diesem Kontext auch auf das Problem der Anerkennung einer durch Verletzung und Ausschluss entstandenen Identität hin: »Es gibt einen Unterschied zwischen dem Ruf nach Anerkennung von Unterdrückung, um die Unterdrückung zu überwinden, und dem Ruf nach Anerkennung einer Identität, die sich durch Verletzung definiert. Das Problem im letzteren Fall besteht darin, dass sich hier Verletzung in die Identität einschreibt und so zu einer Voraussetzung der politischen Selbstdarstellung wird. Als solche lässt sie sich nicht länger als Form von Unterdrückung ansehen, die zu überwinden ist.« (Butler/Athanasios 2014: 124)

von der Erfüllung gesellschaftlicher Normen abhängig ist, welche wiederum bis zu einem gewissen Grad Ideale sind, die nie ganz erfüllbar sind (Butler 2016: 55; vgl. auch Kap. 2.2.2). Erweisen sich die konstituierenden Bedingungen als formbar, können neue Subjektivierungsarten hervorgebracht werden, »sie entstehen, wo ein bestimmtes Selbst in seiner Verständlichkeit und Anerkennbarkeit bei dem Versuch aufs Spiel gesetzt wird, die nach wie vor unmenschlichen Arten des ›Menschseins‹ offen zu legen und zu erklären« (Butler 2007: 177).⁶¹

Über Subjektivierungen wird also soziale Anerkennung verliehen oder vorenthalten, wodurch Anerkennung zu einem Ort der Macht wird (vgl. Butler 2009: 11): »So wie ein Leben, für das keine Kategorien der Anerkennung existieren, kein lebenswertes Leben ist, so ist ein Leben, für das diese Kategorien einen nicht bewältigbaren Zwang darstellen, keine annehmbare Option.« (Ebd.: 20) Individuen erlangen erst über die Subjektwerdung ihre soziale Existenz. Erst dann sind sie handlungsfähig. Zugleich beutet die Subjektivierung das Begehren nach Existenz genau dort aus, wo das eigene Dasein von Anderen gewährt wird und offenbart damit »eine ursprüngliche Verletzlichkeit gegenüber dem Anderen als Preis, der für das Dasein zu zahlen ist. Die Annahme von Machtbedingungen, die man sich nicht selbst gegeben hat, für die man jedoch anfällig ist, von denen man, um zu sein, abhängig ist, erscheint als nüchterne Grundlage der Subjektwerdung.« (Butler 2001: 25) Dabei hängt die Art und Weise, wie Individuen in ihrem Anerkennungsbestreben begegnet wird und in ihrem Bestreben danach, Subjekt zu werden und fort zu existieren, von den sozialen und politischen Netzwerken ab, in denen sie leben. Diese können das Leben erleichtern oder ihm seine Lebbarkeit nehmen (vgl. Butler 2010: 57).

2.2.4 Körper und Geschlecht: Materialisierte Subjektivierung

Im deutschsprachigen Raum bekannt geworden ist Butler insbesondere mit ihrem Ansatz zur diskursiven Konstruktion von Geschlecht.⁶² Vor dem Hintergrund

61 Butler erachtet die Art der Reaktion auf das Leiden anderer, moralische Kritik wie auch die Artikulation politischer Analysen als von einem bereits existierenden Feld wahrnehmbarer Realität abhängig. Für sie ist dabei festgelegt, »was ein anerkennungsfähiger Mensch ist und was nicht als anerkennungsfähiger Mensch bezeichnet oder betrachtet werden kann, was also als Figur des Nichtmenschlichen zu gelten hat, von welcher her *ex negativo* das anerkennbar Menschliche festgelegt und zugleich auch infrage gestellt wird« (Butler 2010: 65f., Herv. i.O.).

62 Bei den hier zitierten Quellen handelt es sich zum Teil nicht um die Erstauflagen. Während *Gender Trouble* 1990 im englischsprachigen Original und in der deutschen Erstveröffentlichung 1991 als *Das Unbehagen der Geschlechter* erschien, handelt es sich bei der vorliegenden Ausgabe um eine Sonderausgabe von 2003. Butlers Replik auf Kritiken an *Gender Trouble* erschien im Original 1993 unter dem Titel *Bodies that Matter* und wurde 1997 im deutschsprachigen Raum als *Körper von Gewicht* publiziert. Die Titel sind im Original also in umgekehrter

bereits bestehender Debatten in der Geschlechterforschung um die Unterscheidung zwischen *sex* als biologischem Geschlecht und *gender* als sozial erzeugter Geschlechtsidentität, wendet sich Butler gegen diese Gegenüberstellung.⁶³ Sie argumentiert, dass auch das biologische Geschlecht als diskursiv erzeugt gedacht werden muss und es neuer Lesarten bedarf. Hierfür wurde sie vielfach kritisiert, den realen Körper in seiner Materialität unberücksichtigt zu lassen (vgl. z.B. Duden 1993; Lindemann 1993; Maihofer 1995). Butler hat in der Folge ihr Konzept des Körpers deutlicher ausgearbeitet.

2.2.4.1 Körper: Sich formierende Materie

In Butlers sehr frühen Arbeiten findet der Körper in seiner Materialität noch wenig explizite Erwähnung. Spätestens mit *Körper von Gewicht* (dt.: 1997, engl. Original: 1993) legt sie ihr Konzept des Körpers jedoch detailliert dar. Für Butler ist der Körper ein Ort der Einschreibung historischer Eindrücke und machtvoller Diskurse, die sich in ihm materialisieren: Der Körper ist »keine bloße Oberfläche, in die sozialer Sinn eingeschrieben wird; er erleidet und genießt vielmehr die Äußerlichkeit der Welt und reagiert auf diese Äußerlichkeit, die seine Aktivität und seine Passivität, seine ganze Disposition definiert« (Butler 2010: 39). Sie denkt die Materie des Körpers als einen »Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so dass sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen« (Butler 1997: 32). Permanente Wiederholungen, diskursive Performanzen, materialisieren sich über die Zeit im Körper. Der Körper wird erst durch die Bezeichnung zu dem, was als Körper verstanden wird, er ist ein Effekt der Bezeichnung (vgl. Butler 1993: 52). An Foucault anschließend, erachtet Butler den Körper damit nicht als die Ursache, sondern als die Wirkung spezifischer historischer Gewohnheiten und Bedingungen, als Effekt seiner Verhältnisse (vgl. Lorey 1993: 17). Es gibt für Butler keine reine Bezugnahme auf den Körper, die nicht zugleich eine Formierung dieses Körpers wäre. Damit wendet sie sich gegen

Reihenfolge erschienen, als dies hier – bedingt durch die später erschienene Ausgabe von *Das Unbehagen der Geschlechter* – zu sein scheint.

- 63 Die Begrifflichkeiten in der Debatte um das Geschlecht variieren in den deutschen Übersetzungen von Butlers Arbeiten. Dies ist sicherlich auf die Schwierigkeiten zurückzuführen, die sich durch die deutschsprachigen Debatten ergeben. Während im Englischen von *gender* versus *sex* gesprochen wird, werden im Deutschen Begriffe wie *Geschlecht*, *Geschlechtsidentität*, *biologisches Geschlecht*, *soziales Geschlecht* und seit etlichen Jahren auch vermehrt *Gender* verwendet. Da Butler argumentiert, dass *sex* = *gender* ist, hat sie es in der englischen Sprache relativ einfach, dies deutlich zu machen. Die deutschsprachigen Übersetzungen stellt das jedoch vor die Herausforderung, einerseits Butlers Werk zu übersetzen, dabei jedoch andererseits die im deutschsprachigen Kontext geführten Debatten nicht zu übergehen. Die Leser*innen mögen daher Irritationen, die durch die Verwendung verschiedener Begrifflichkeiten entstehen – insbesondere in Zitaten – entschuldigen, die Autorin ist bemüht, dem durch indirektes Zitieren weitestgehend entgegenzuwirken.

Argumentationen, die den Körper als der Sprache vorgängig erachten und argumentieren, die Sprache würde lediglich das widerspiegeln, was bereits vorhanden ist. Butler widerspricht dem, indem sie darauf hinweist, dass erst durch die Sprache, durch die Bezeichnungsakte, wie sie schreibt, der Körper produziert wird (vgl. Butler 1993: 52). Die Bezugnahme auf einen Gegenstand, eine Kategorie, einen Körper ist immer auch die Erzeugung dessen. Sie erfolgt stets über Sprache und die in dieser enthaltenen machtvollen, historisch wandelbaren Diskurse (vgl. Butler 1997: 33). Dabei wird es überhaupt erst möglich, den Körper durch die sprachlichen Bezeichnungen zu denken, die ihn zugleich konstituieren (vgl. ebd.: 16). »Man kann sich [also, M.B.] nicht außerhalb der Sprache begeben, um Materialität an sich und von selbst zu begreifen; vielmehr vollzieht sich jedes Bemühen, auf Materialität Bezug zu nehmen, über einen signifikatorischen Prozeß, der in seiner Phänomenalität stets schon materiell ist.« (Butler 1997: 104) Materialität lässt sich also nur mithilfe von Sprache begreifen, die immer performativ ist, es gibt kein Außerhalb dieser (vgl. Villa 2003: 89). Eine Existenz des Körpers wird erst durch die sprachliche Anrufung möglich (vgl. Butler 2006: 15). Körper sind Butlers Auffassung nach deshalb von Beginn an vergesellschaftet und sozialen Normen unterworfen, sie sind kulturell erzeugt und von Macht durchdrungene Materie (vgl. Bublitz 2002: 9f.). Macht ermöglicht und diszipliniert Körper zugleich. Butler beschreibt dies, »als würden Struktur und Körper ›unglücklich‹ miteinander Hand in Hand gehen. Die Strukturen werden revidiert, während sie gehen, sie werden reiteriert.« (Butler 2018: 314f.) Durch die ständigen erzwungenen Wiederholungen gesellschaftlicher Normen, die es erst ermöglichen, intelligibel zu sein, wird deutlich, dass die Materialisierung nie ganz vollendet ist, dass Körper sich nie vollständig in Normen einfügen und diese nie vollständig verkörpern (vgl. Butler 1997: 21). Die oben beschriebenen subversionsfähigen Normen werden in ihrer Performativität folglich nicht nur über die Sprache zitiert, sie haben auch eine gewichtige somatische Dimension, sie materialisieren sich im Körper bzw. werden durch die performativen Praxen in diesem materialisiert.

Dabei sind Körper stets durch hochgradig differenzierende und regulierende Schemata erzeugt, die geschlechtlich konnotiert sind (vgl. Butler 1997: 16).⁶⁴ Dies impliziert, das Leben gemäß bestimmter Normen hervorzubringen, die es als solches qualifizieren (vgl. Butler 2010: 11). »Es gibt [bei Butler, M.B.] weder einen ursprünglichen, natürlichen Körper an sich, noch ein jenseits des Körpers situiertes transzendentes Bewußtsein.« (Lorey 1993: 11) Zudem definiert sie Körper weder als primär aktiv noch als primär verwundbar und inaktiv. Für eine Definition des

64 »Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge. So stellt sich die Frage, inwiefern der Körper erst in und durch die Markierung(-en) der Geschlechtsidentität ins Leben gerufen wird.« (Butler 2003a: 26)

Körpers gilt es vielmehr, Verwundbarkeit und Handlungsfähigkeit zusammenzudenken (vgl. Butler 2016: 183). Butler erachtet zudem das Außen des Körpers als konstitutiven Bestandteil eben dieses Körpers, da es keinen Körper ohne sein außen gibt (vgl. Butler 2018: 303).

Sie knüpft dabei an Bourdieus Habitus-Ansatz an, in dem Bourdieu u.a. darlegt, dass der Körper »sedimentierte rituelle Aktivität« ist und Handeln in diesem Sinne »eine Form von verkörpertem Gedächtnis« (Butler 2006: 240). Der Körper eignet sich die Regelförmigkeit des Habitus an und seine Kompetenz hängt von der Verkörperung des kulturellen Wissens ab (vgl. ebd.: 242). Bei Bourdieu erfüllen also »gesellschaftliche Konventionen die Körper mit Leben, die wiederum diese Konventionen als Praktiken reproduzieren und ritualisieren«, fasst Butler zusammen und schreibt weiter, »[s]o wird der Habitus geformt, aber er formt auch: Der körperliche Habitus stellt in ebendiesem Sinn eine stillschweigende Form von Performativität dar, eine Zitatenkette, die auf der Ebene des Körpers gelebt und geglaubt wird« (Butler 2006: 242).⁶⁵ Butler kritisiert Bourdieu dafür, die Inkongruenz des Körpers unberücksichtigt zu lassen. Bourdieu bedenkt die Überschreitungen des Körpers nicht, in denen der Körper mehr ist als die Anrufungen (vgl. ebd.: 243). Der Körper ist das Instrument der Ausführung, der das sprachlich Gesagte durchführt und über dieses hinausgehen kann (vgl. Butler 2006: 24). Für Butler sind Anrufungen, durch die ein Subjekt in eine Existenz gerufen wird, »gesellschaftliche performative Äußerungen, die mit der Zeit ritualisiert und sedimentiert worden sind« (Butler 2006: 240). Sie sind »für den Prozeß der Subjektbildung ebenso zentral wie der verkörperte, partizipatorische Habitus. Von einer gesellschaftlichen Anrufung angerufen oder angesprochen zu werden, heißt, zugleich diskursiv und gesellschaftlich konstituiert zu werden.« (Ebd.) Um gesellschaftlich wirkmächtig und für die Subjektbildung konstitutiv zu sein, muss eine Anrufung keine explizite, keine offizielle Form annehmen (vgl. ebd.: 240).

65 Butler kritisiert Bourdieus Habitus-Konzept. Ihrer Auffassung nach bietet Bourdieu mit dem Habitus-Begriff zwar eine Theorie des Körperwissens, allerdings verbindet er diese Ausführungen zum Körper nicht mit der Theorie der performativen Äußerungen. Der Habitus zeigt bei Bourdieu die alltäglichen Rituale des Körpers, »mit denen eine gegebene Kultur den Glauben an ihre eigene ›Offensichtlichkeit‹ erzeugt und aufrechterhält« (Butler 2006: 237f.; vgl. auch Kap. 2.2.2). Obwohl Bourdieu den Habitus als sich ständig wandelnd beschreibt, kritisiert Butler, er könne nicht berücksichtigen, wie eine performative Äußerung Veränderungen erzeugen kann (vgl. ebd.: 234). Für sie »stellt sich die Frage, in welchem Maß der Habitus durch eine Form der Performativität strukturiert wird«, und sie fährt fort, »[d]as gesellschaftliche Leben des Körpers stellt sich durch eine Anrufung her, die sprachlich und produktiv zugleich ist. Die Form, in der dieser anrufende Ruf immer weiter ruft, immer weiter in körperlichen Stilen Form annimmt, die ihrerseits eine soziale Magie performativ herstellen, ist die stillschweigende und materiale Funktionsweise von Performativität.« (Butler 2006: 239)

Zudem hängt die Überlebensfähigkeit des Körpers davon ab, dass dieser als Teil des Lebens wahrgenommen wird, denn Körper können durch Anredeformen wechselweise erhalten oder bedroht werden (vgl. Butler 2006: 14). Körper implizieren Sterblichkeit, Verwundbarkeit, aber auch Handlungsfähigkeit. Sie sind Berührungen und unter Umständen Gewalt ausgesetzt, bergen aber auch die Möglichkeit, selbst zu handeln und zum Instrument dessen zu werden (vgl. Butler 2005: 43). Ihr Dasein ist also durch die Verwundbarkeit durch andere und durch Institutionen geprägt, die beispielsweise durch die Naturalisierung sozialer Formen von Ungleichheit ausgenutzt werden kann (vgl. Butler 2016: 269f.). Dabei ist nicht die Abhängigkeit als solche das Problem, sondern die taktische Ausnutzung dieser (vgl. ebd.: 193). Butler setzt hier an und fordert zur Dekonstruktion des Materie- und Körperkonzepts auf, ohne dabei die Materialität des Körpers abzulehnen oder gar zu verneinen. Die Dekonstruktion dieser Begriffe meint für sie vielmehr, »daß man sie weiterhin verwendet, sie wiederholt, subversiv wiederholt, und sie verschiebt bzw. aus dem Kontext herausnimmt, in dem sie als Instrument der Unterdrückungsmacht eingesetzt wurden« (Butler 1993: 52).

Für Butler hat der Körper darüber hinaus eine öffentliche Dimension. Körper sind gesellschaftlich und politisch geprägt und gesellschaftlichen Formierungen ausgesetzt, die ihr Gedeihen und ihr Fortbestehen erst ermöglichen. Die Ontologie ist für sie deshalb stets eine soziale Ontologie (vgl. Butler 2010: 11). Dabei wirken soziale Kategorien, die den Individuen vorgängig sind und die sie nicht selbst gewählt haben, auf den Körper ein und durchziehen diesen (vgl. Butler 2016: 129). Körper sind außerdem in Beziehungen eingebunden, durch welche sie definiert sind (vgl. ebd.: 171f.).⁶⁶ Sie werden durch Anredeformen wechselweise erhalten oder bedroht (vgl. Butler 2006: 14). Körper werden durch die Perspektive anderer konstituiert und damit immer auch eingenommen und ein Stück weit enteignet. Als sozial erzeugtes Phänomen ist der Körper also von Beginn an (auch) anderen anvertraut, er hat also eine Geschichte, an die das Ich keine Erinnerungen hat (vgl. Butler 2007: 55). Der Körper »wird im Schmelztiegel des sozialen Lebens geformt und ist erst viel später das, worauf ich mit einiger Unsicherheit Anspruch erhebe als mein eigener Körper« (Butler 2009: 41). An Haraway anschließend, geht Butler zudem davon aus, dass es nicht möglich ist, über Körper zu sprechen, ohne deren Abhängigkeit von Umwelt, Maschinen und Gesellschaft zu berücksichtigen, auf die

66 Während Butler Körper als durch ihre Beziehungen zu anderen definiert sieht (vgl. Butler 2016: 172), wird in der Intersektionalitätsforschung Bezug auf die komplexen Machtverhältnisse genommen, die auf die einzelnen Körper wirken und die *in* ihnen zum Tragen kommen. Folgt man Butler, müsste die Intersektionalitätsforschung sich von der Debatte um die relevanten Machtverhältnisse und ihre Erscheinungen ein Stück weit abwenden und stärker die Beziehungsgeflechte oder -netzwerke in den Blick rücken, welche laut Butler auf die Definition von Körpern wirken bzw. für diese relevant sind. Ich werde dies in den nachfolgenden Kapiteln tun.

Körper für ihr Überleben angewiesen sind. Die genannten »nichtmenschlichen Dimensionen des körperlichen Lebens« sind »folglich konstitutiv für das menschliche Überleben und Gedeihen« (Butler 2016: 173).⁶⁷ Das Überleben hängt damit von der Sozialität des Körpers ab (vgl. Butler 2010: 58). Es gilt, das komplexe Beziehungsgeflecht, welches die menschliche Existenz erst ermöglicht, in seinen Relationen zu verstehen (vgl. Butler 2016: 268).

2.2.4.2 Geschlecht: Diskursive Bedingung der Subjektivierung

Ihre Theorie zur performativ-diskursiven Erzeugung von Geschlecht entwickelt Butler, indem sie die biologische und binäre Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit grundlegend in Frage stellt. »[D]as ›biologische Geschlecht‹ ist ein ideales Konstrukt, das mit der Zeit zwangsweise materialisiert wird.« (Butler 1997: 21) Sie kritisiert das auf Descartes zurückgehende Modell der Trennung von Geist und Körper, welches ihrer Auffassung nach in der Unterscheidung zwischen sex und gender zum Tragen kommt (vgl. Butler 2003a: 31; Villa 2003: 82).⁶⁸ Die Unterscheidung von Geist und Körper hat ihres Erachtens implizit die Geschlechter-Hierarchie erzeugt, aufrechterhalten und rational gerechtfertigt und muss entsprechend neu durchdacht werden (vgl. Butler 2003a: 31). Butler will den lange bestehenden Dualismus zwischen Natur und Kultur überwinden, der der sex-gender-Unterscheidung zugrunde liegt, denn auch das Konzept der Natur hat eine (kulturelle) Geschichte (vgl. Villa 2003: 99). Auf die Theorien von Beauvoir, Freud, Irigaray, Kristeva, Lacan, Rubin, Sartre und Wittig rekurrierend, argumentiert sie, dass auch das so bezeichnete biologische Geschlecht diskursiv durch performative Wiederholungen erzeugt

67 Der Körper lässt sich für sie nicht aus seinen konstitutiven Beziehungen herauslösen, die stets ökonomisch und historisch spezifisch sind. Er wird in Beziehung zu bestehender oder fehlender infrastruktureller Unterstützung und sozialen und technischen Netzwerken geformt und erhalten (vgl. Butler 2016: 193f.).

68 In den (feministisch orientierten) Debatten der Geschlechterforschung wurde lange Zeit zwischen *sex* als biologischem Geschlechtskörper und *gender* als sozialem Geschlecht differenziert. Ausgehend von Beauvoirs Erkenntnis »[m]an kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es« (Beauvoir 2002: 334, Original 1949), wird das soziale Gewordensein dessen, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als weiblich bzw. männlich gilt, in den Blick gerückt. Hausen kann in diesem Kontext bspw. aufzeigen, dass Diskurse über das vermeintliche Wesen der Geschlechter historisch wandelbar sind und »mit verschiedenen strukturell festgelegten sozialen Positionen bestimmte Verhaltensmuster gesellschaftlich vorgegeben sind, denen sich das tatsächliche Verhalten der Positionsinhaber nicht entziehen kann« (Hausen 2007: 174, Original: 1976). Damit verbunden erfolgt eine Abkehr von der zuvor verbreiteten Vorstellung, Weiblichkeit bzw. Männlichkeit sei rein biologisch bestimmt. Fortan wird zwischen *sex* und *gender* differenziert. *Doing Gender* – die Geschlechtszugehörigkeit und -identität als fortlaufender sozial erzeugter Herstellungsprozess – wird (in der Geschlechterforschung) breit debattiert (vgl. Gildemeister 2010; Wetterer 2010).

wird. Für sie haben Selbst-Naturalisierungen kultureller Konfigurationen der Geschlechtsidentität die Stelle des ›Wirklichen‹ eingenommen (vgl. Butler 2003a: 60). Butler ist für diese Denkbewegung, die im Folgenden ausführlicher erläutert wird, sowohl vielfach kritisiert als auch gelobt worden. Sie selbst schreibt dazu: »Zu behaupten, die Materialität des biologischen Geschlechts sei durch eine ritualisierte Wiederholung der Norm konstruiert, ist wohl kaum eine These, die sich von selbst versteht.« (Butler 1997: 15)⁶⁹

Butler erachtet Körper in ihren Erscheinungsformen als das Ergebnis der Materialisierung von Diskursen. Wie oben beschrieben, gibt es für sie keine Bezugnahme auf den Körper, ohne ihn nicht zugleich zu formieren. Körper sind für Butler nicht der Sprache vorgängig, sondern im Gegenteil wird der Körper erst durch Sprache, durch Diskurse, ›lesbar‹ und sozial verstehbar.

Wenn der Körper als solches diskursiv erzeugt ist, gilt dies auch für das vermeintlich gegebene körperlich-biologische Geschlecht (sex). Das körperlich-biologische Geschlecht denkt Butler ebenfalls als diskursiv erzeugt, als epochenspezifische Denk- und Wahrnehmungsweise, als Episteme im foucaultschen Sinne, die in und über sprachliche Kategorien vermittelt werden (vgl. Villa 2003: 86). Sie bricht also mit der Annahme, Geschlecht sei eine natürliche Eigenschaft von Körpern und plädiert für eine Entnaturalisierung des Biologischen (vgl. Bublitz 2002: 53f.). An ihr Konzept der sich materialisierenden performativen Subjektivierung anschließend, zeigt sie, dass auch das biologische Geschlecht ein machtvollsoziales Kon-

69 An Butlers frühen Arbeiten zur Entnaturalisierung des Geschlechts wurde insbesondere in der deutschsprachigen Diskussion kritisiert, sie lasse den realen Körper in seiner Materialität unberücksichtigt (vgl. z.B. Duden 1993; Lindemann 1993; Maihofer 1995). Um dieses Missverständnis auszuräumen, veröffentlichte Butler als Erwiderung auf die deutsche Debatte das Buch *Körper von Gewicht*, worin sie darlegt, dass sie sehr wohl »die Relevanz des Biologischen bei der Determinierung der Geschlechtsidentität« mitdenkt (vgl. Butler 1997: 9). Butler verweist darauf, »dass weder die Strategie der ›Naturalisierung‹ noch die der ›Entnaturalisierung‹ [also ihre eigene, M.B.] jeweils eine politisch neutrale Geschichte haben« (ebd.). Den zum Zeitpunkt von Butlers Veröffentlichung von *Gender Trouble* (dt.: Das Unbehagen der Geschlechter) im Differenzfeminismus verbreiteten Diskursen, die sexuelle Differenz zwischen Frauen und Männern als positive Unterscheidung hervorzuheben, scheint Butlers Ansatz die Grundlage zu entziehen. Sie argumentiert jedoch in *Körper von Gewicht*, dass es nicht dasselbe ist, das Biologische und das Materielle als fundierende Kategorien zu erörtern, »wie sie als deskriptive Bereiche oder Gegenstände der Untersuchung nutzlos zu machen« (Butler 1997: 10). Butler plädiert dafür, den Fokus auf die Entstehung der vermeintlichen Grundlagen zu richten und zu untersuchen, wie der sie formierende Prozess dabei verdunkelt wird und welche Folgen dies für das Leben von Frauen hat. Und sie macht ferner deutlich, dass sie sich selbst in der Tradition des Feminismus sieht, dem es darum geht, die Biologie als Zwang und Schicksal zu überwinden, jedoch nicht, »um Feminismus als eine Praxis der Entkörperung zu betreiben« (ebd.). Es geht ihr um die Anerkennung von Körpern, die sich außerhalb der Norm befinden und sie will mit ihren Infragestellungen den Körper als Ort der kulturellen Möglichkeiten thematisieren (vgl. Butler 1997: 11).

strukt ist.⁷⁰ Das biologische Geschlecht erachtet sie »als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert« und Körper intelligibel macht (Butler 1997: 22f.). Durch Normen werden Praktiken und Handlungen als solche erkennbar, sie werden sozial lesbar und sie erzeugen Begrenzungen, was als intelligibel gilt und was als außerhalb dessen definiert wird (vgl. Butler 2009: 73).⁷¹ Butler denkt das Geschlecht als eine unentwegte Wiederholung vorherrschender Normen (vgl. Butler 1997: 154): »Als die sedimentierte Wirkung einer andauernd wiederholenden oder rituellen Praxis erlangt das biologische Geschlecht seinen Effekt des Naturalisierten.« (ebd.: 32)⁷² Dabei argumentiert sie, dass bereits die biologische Bestimmung des körperlichen Geschlechts und das binäre Geschlechterkonzept an sich kulturellen Kategorien folgen (vgl. Bublitz 2002: 54f.). Das bedeutet, dass bei Butler das, was insbesondere in der Genderforschung unter *sex* diskutiert wird, also das biologische Geschlecht, dem entspricht, was unter *gender* erörtert wird, also dem sozialen Geschlecht. Dementsprechend ist bei Butler *sex* = *gender*. Damit verbunden stellt sie auch die Zweigeschlechtlichkeit in Frage.

In der Folge lehnt sie es ab, nach einer Ursprünglichkeit der Geschlechtsidentität, nach der inneren Wahrheit oder der Authentizität dieser zu suchen. Sie erachtet Identität stattdessen als »Effekte von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen mit vielfältigen und diffusen Ursprungsorten« anstatt als Ursprung oder Ursache (Butler 2003a: 9, Herv. i.O.).⁷³ Zudem weist sie darauf hin, dass die Geschlechtsidentität in verschiedenen geschichtlichen Kontexten nicht immer übereinstimmend und einheitlich gebildet worden ist. Sie überschneidet sich diskursiv

70 Dabei betont sie, dass die These, die Geschlechtsidentität sei eine Konstruktion, nicht deren Scheinhaftigkeit oder Künstlichkeit behauptet, »denn diese Begriffe sind Bestandteile eines binären Systems, in dem ihnen das ›Reale‹ und Authentische gegenüberstehen« (Butler 2003a: 60).

71 »Wenn Gender eine Norm ist, ist es nicht dasselbe wie ein Vorbild, dem Individuen sich anzunähern suchen. Es ist im Gegenteil eine Form sozialer Macht, die das intelligible Feld der Subjekte hervorbringt, und ein Apparat, durch den die Geschlechterbinarität eingerichtet wird.« (Butler 2009: 84)

72 Villa erläutert diesen Aspekt: »Das was umgangssprachlich vereinfachend als ›Geschlecht‹ bezeichnet wird, umfasst ideologische Aspekte, Sexualitäten, körperliche Erfahrungen und Materialitäten, Identität, Subjektivationsprozesse, Diskurse, Politik, Macht, Geschichte. Das Geschlecht kann aufgrund seiner Vielschichtigkeit gar nicht rein natürlich im Sinne von vorsozial sein.« (Villa 2003: 59)

73 Für die Gender-Performativität führt Butler aus, dass diese ein Erscheinungsfeld voraussetzt, in dem das Geschlecht erscheint (vgl. Butler 2016: 55). Ferner bedarf es eines Schemas der Anerkennbarkeit, innerhalb dessen es sich zeigen kann. »[D]a nun das Feld des Erscheinens von Anerkennungsnormen reguliert wird, die selbst hierarchisch und ausschließend sind, hängt die Performativität der Geschlechter eng damit zusammen, auf welch ungleiche Weise Subjekte für eine Anerkennung in Frage kommen. Die Anerkennung von Gender hängt fundamental davon ab, ob es für das jeweilige Geschlecht einen Präsentationsmodus gibt, eine Bedingung seines Erscheinens.« (Ebd.)

mit rassistischen, ethnischen, sexuellen, regionalen und klassenspezifischen Modalitäten (vgl. ebd.: 18). Dabei erachtet Butler – wie auch in Bezug auf den Körper – die Sprache als zentral. Diese wirkt bereits auf das Individuum ein, bevor es zu handeln beginnt und wirkt auch dann weiter, wenn es selbst agiert. Sie argumentiert, dass schon die biologische Bestimmung des körperlichen Geschlechts und das binäre Geschlechterkonzept kulturellen Kategorien folgen (vgl. Bublitz 2002: 54f.). Die verbreitete Vorstellung, performative Äußerungen seien das Resultat der Geschlechtsidentität, kehrt Butler um: Die Geschlechtsidentität ist das Resultat performativer Äußerungen (vgl. Butler 2003a: 49). Geschlecht ist dementsprechend bei Butler als permanentes Werden und als performative Inszenierung konzipiert.⁷⁴ Wird das Geschlecht als performativ gedacht, ist die Reproduktion von Geschlecht immer auch ein Verhandeln mit der Macht, die den Normen und diskursiven Rahmungen inhärent ist (vgl. Butler 2016: 47). Gender-Performativität ist für Butler daher eine Geschlechtszuweisung, ein Name, mit dem der Körper sozialgeschichtlich markiert wird und der bereits seine Wirkung entfaltet, bevor das Individuum diese überhaupt versteht und selbst in der Lage ist, sie zu reproduzieren (vgl. ebd.: 86).⁷⁵ Sie weist darauf hin, dass es kein ›Ich‹, kein Subjekt, vor der performativen Annahme eines Geschlechts gibt und die Identifizierung mit einem Geschlecht daher unausweichlich ist (vgl. Butler 1997: 29, 145).

Dabei ist die eindeutige und dauerhafte Annahme eines Geschlechts die Voraussetzung, um intelligibel zu sein und eine kohärente Ich-Identität zu erlangen. Butler kommt deshalb zu dem Schluss, dass Gender »eine Praxis der Improvisation im Rahmen des Zwangs« ist, denn Körper sind erst dann lebensfähig, wenn sie kulturell intelligibel, sozial verständlich werden (Butler 2009: 9). Ohne die Annahme eines Geschlechts kann ein Individuum nicht intelligibel und damit verbunden auch nicht subjektiviert werden. Menschen werden erst intelligibel, »wenn sie in Übereinstimmung mit wiedererkennbaren Mustern der Geschlechter-Intelligibilität (*gender intelligibility*) geschlechtlich bestimmt sind« (Butler 2003a: 37). Sie müssen kulturspezifischen Ordnungsstrukturen, kulturellen Imperativen und diskursiven Regeln folgen und zu (Geschlechts-)Subjekten

74 »Wenn Butler die Idee eines ontologischen, der sprachlichen Repräsentation vorgängigen geschlechtlichen Körpers als Fiktion bezeichnet, leugnet sie nicht, daß Geschlechtskörper, daß Frauen und Männer existieren. Sie geht vielmehr davon aus, daß die Differenzierung zwischen ›weiblichen‹ und ›männlichen‹ Körpern in unterschiedlichen ›Macht- und Diskursformationen‹ verschiedene Bedeutungen hat.« (Lorey 1996: 22)

75 Butler schreibt, dass das soziale Geschlecht durch andere als eine Norm an uns herangetragen wird und wir zunächst dazu verpflichtet sind, das uns zugewiesene Geschlecht zu inszenieren. Dabei wird uns durch verschiedene Anrufungen eine Fantasie über das soziale Geschlecht vermittelt, die in uns bleibt und uns formt und sowohl von anderen als auch von uns selbst weiter geformt wird (vgl. Butler 2016: 45).

werden. Diejenigen, die ihre Geschlechtsidentitäten nicht ordnungsgemäß darstellen, erfahren regelmäßig soziale Sanktionen. Butler spricht deshalb von einem Zwangssystem (vgl. ebd.: 205). »Dem sozialen Geschlecht unterworfen, durch das soziale Geschlecht aber auch zum Subjekt gemacht, geht das ›Ich‹ diesem Prozeß der Entstehung von Geschlechtsidentität weder voraus, noch folgt es ihm nach, sondern entsteht nur innerhalb der Matrix geschlechtsspezifischer Beziehungen und als diese Matrix selbst« (Butler 1997: 29; vgl. auch Meißner 2010: 35). Dabei sind diejenigen Geschlechtsidentitäten intelligibel, bei denen eine Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren besteht (vgl. Butler 2003a: 38).⁷⁶ Das bedeutet, wer als anatomisch männlich gilt (sex), sollte auch sozial als männlich erkennbar sein (gender) und ein Subjekt begehren, das in sex und gender als weiblich bezeichnet wird. Gleiches gilt umgekehrt für als weiblich bezeichnete Subjekte. Dabei ist die Geschlechterdifferenz nicht deckungsgleich mit den Kategorien ›Frau‹ und ›Mann‹. »Frauen und Männer existieren als soziale Normen, könnte man sagen, und sie sind der Perspektive der Geschlechterdifferenz zufolge Formen, in denen die Geschlechterdifferenz Gehalt angenommen hat.« (Butler 2009: 333) Butler bezeichnet dieses Diskurs-Macht-Regime als Zwangsheterosexualität (vgl. Butler 2003a: 10). Sexualität ist dann kulturell konstruiert und in bestehende Machtverhältnisse eingebunden. Das bedeutet, dass »sich das Postulat einer normativen Sexualität ›vor‹, ›außerhalb‹ oder ›jenseits‹ der Macht als kulturelle Unmöglichkeit und politisch unrealisierbarer Traum« erweist (ebd.: 56).

Durch die stete Wiederholung wird das binäre System aufrechterhalten, wodurch zugleich der Rahmen reproduziert wird, innerhalb dessen Körper als binär geschlechtlich wahrgenommen werden. Wenn jedoch – wie Butler argumentiert – die Geschlechtsidentität (gender) weder die Ursache noch der Ausdruck des anatomischen Geschlechts (sex) ist, »dann ist die Geschlechtsidentität eine Art Tätigkeit, die sich potentiell jenseits der binären Schranken, die die scheinbare Binarität der Geschlechter (*binary of sex*) setzt, vervielfältigen kann« (Butler 2003a: 167). Die Geschlechtsidentität ist dann etwas, dass man durch die permanente Wiederholung wird, aber nie vollständig sein kann. Sie ist für Butler also weder eine Substanz noch eine statische kulturelle Markierung, sondern eine Tätigkeit, unablässig wiederholte Handlungen (vgl. ebd.: 167).⁷⁷ Diese unablässige Darstellung der Ge-

76 Butler erachtet die der Geschlechterinszenierung inhärente Heterosexualität, die sie als Zwangsheterosexualität bezeichnet, als einen permanenten Annäherungsprozess an eine Norm. Auch Homosexualität ist dann ein idealisiertes Konstrukt, eine Negativfolie, die von der produktiven Macht des heterosexuellen Diskurses abhängt, wie Villa erläutert (vgl. Villa 2003: 71).

77 Butler schreibt: »Kategorien der Geschlechtsidentität können Instrumente regulatorischer Regime sein, entweder als normalisierende Kategorien unterdrückender Strukturen oder als

schlechtsidentität erzeugt zwangsläufig Verfehlungen, in der die subjektivierenden Identitätskategorien in unterschiedlicher Weise gezeigt werden (vgl. Butler 2003a: 213). Es erfolgt eine permanente kontextspezifische Verschiebung – Butler spricht von *shifting* –, sodass die Geschlechtsidentität nicht als etwas substantiell Seiendes gedacht werden kann, sondern »einen Schnittpunkt zwischen kulturell und geschichtlich spezifischen Relationen« darstellt (ebd.: 29). Butler führt dies am Beispiel der Travestie aus. Diese imitiert die Geschlechtsidentität und offenbart darüber implizit deren Konstruktion (vgl. Butler 2003a: 202). Sie argumentiert daher, dass es kein Original gibt, auf dem die Geschlechtsdarstellung basiert. Das Original ist nichts anderes als eine Parodie der Idee des Natürlichen und Ursprünglichen (vgl. ebd.: 58). Die (vermeintliche) Einheitlichkeit der Geschlechtsidentitäten ist für sie »der Effekt eines Regulierungsverfahrens, das durch die Zwangsheterosexualität eine einförmige geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*) zu schaffen versucht« (Butler 2003a: 58). Jedoch impliziert Gender sowohl die zutiefst normativen Beispiele seiner Darstellung als auch diejenigen Darstellungen, die dem binären Muster nicht entsprechen (vgl. Butler 2009: 74).

In Bezug auf die Identität weist sie generell darauf hin, dass die vermeintlich eigene Geschlechtsidentität und Sexualität kein Besitz ist, sondern performativ erzeugt wird, »d.h. sie selbst konstituiert die Identität, die sie angeblich ist. In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun, wenn auch nicht das Tun eines Subjekts, von dem sich sagen ließe, daß es der Tat vorangeht« (Butler 2003a: 49). Die Geschlechtsidentität muss in der Konsequenz als ein Modus der Enteignung, als Formen des Daseins für Andere und durch Andere gedacht werden (vgl. Butler 2009: 38).⁷⁸

Zusammenfassend lässt sich mit Distelhorst sagen, dass für Butler das Geschlecht »die Wirkung eines performativen, ständig wiederholten Diskurses [ist,

Ansatzpunkt für eine befreiende Anfechtung eben dieser Unterdrückung.« (Butler 2003b: 144f.)

78 Ludwig sieht Butlers Theorie durch eine fehlende gesellschaftstheoretische Unterfütterung gekennzeichnet. Es fehlt eine explizite Auseinandersetzung mit der Frage, »wie jene Machtformation, in der vergeschlechtlichte Subjekte konstituiert werden, mit gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und Auseinandersetzungen in Verbindung« stehen (Ludwig 2012: 106). Darüber hinaus kritisiert Knapp Butlers generelles Vorgehen als »im geschichts- und empiriefreien Raum einer metatheoretischen Befragung begrifflicher Grundlagen« erfolgend (Knapp 2008b: 302). Knapp bezeichnet dieses Vorgehen als fachtypisch für die Philosophie. »Derartige Reflexionen haben ihren eigenen Stellenwert – sie können jedoch eine historisch konkrete Bestimmung von Geschlechterregimes und kulturellen Symbolisierungen von Differenz, deren Widersprüchlichkeit und Tendenzgehalt nicht ersetzen. Diese Differenz ist in der anfänglichen empathischen Aufnahme von Butlers Thesen weitgehend eingeebnet worden.« (Ebd.) Zugleich räumt Knapp Butler aber das Verdienst ein, »die Interdependenz von Geschlechterkonstruktion (Sex/Gender) und heterosexueller Normativität (Begehren)« kritisch reflektiert und radikalisiert zu haben (Knapp 2008b: 303).

M.B.], der seine Macht daraus schöpft, die fest in der Gesellschaft verankerte Norm der geschlechtlichen Bipolarität und Heterosexualität zu zitieren und dadurch unmittelbar eine entsprechende soziale Wirklichkeit zu erschaffen« (Distelhorst 2009: 47). Butler beschäftigt sich mit diesem Thema, da Geschlechternormen darauf wirken, »wie und in welcher Weise wir im öffentlichen Raum erscheinen können, wie und in welcher Weise das Öffentliche und das Private unterschieden werden und wie diese Unterscheidung im Dienste der Sexualpolitik instrumentalisiert wird« (Butler 2016: 50). Es geht ihr zudem darum, den Zwang, den Normen auf das Geschlechterleben ausüben, zu lockern, um mehr lebbares Leben zu ermöglichen (vgl. ebd.: 48). Das Thema Gender ist für sie ein Ausgangspunkt, um grundsätzlich über Macht, Handlungsfähigkeit, Widerstand und Konstruktionen des Menschlichen nachzudenken (vgl. Butler 2016: 54).

2.2.5 Prekarität, Verletzbarkeit und Betrauerbarkeit

Seit einigen Jahren beschäftigt sich Butler zunehmend mit den Themen Prekarität, Prekarisierung, Verletzbarkeit und Betrauerbarkeit. Ihre Auseinandersetzung damit lässt sich als aufgreifen aktuell sehr relevanter gesellschaftspolitischer Fragen lesen, die sie vor dem Hintergrund ihrer bisher entwickelten Theorien vollzieht. Beginnend mit Debatten um die ethische Verantwortung und die Auseinandersetzung mit den US-amerikanischen Kriegseinsätzen nach den Angriffen auf das New Yorker World Trade Center, beschäftigt sich Butler mit den daraus resultierenden Folgen für die (US-amerikanischen) Debatten um Verletzbarkeit, Anerkennung und Betrauerbarkeit. Mit Blick auf das US-amerikanische Gefangenennlager Guantanamo beschäftigt sie sich insbesondere mit der Frage, was als menschlich gilt, mit der Verletzbarkeit und Gefährdung des Lebens als solchem und der damit verbundenen Prekarität. In Bezug auf ihr Subjektivierungskonzept lassen sich ihre aktuellen Arbeiten einerseits als Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Bedingungen des menschlichen Seins lesen. Andererseits befasst sie sich mit den Rändern und Ausschlüssen der Subjektivierung, mit der Absicht, mehr Leben lebbar zu machen.

2.2.5.1 Prekarität und Verletzbarkeit

In ihrer Auseinandersetzung mit Prekarität geht es Butler um »den politisch bedingten Zustand der maximierten Vulnerabilität«, der charakteristisch für Teile der Bevölkerung ist und gegen den staatliche Rechtsinstrumente nicht genügend Schutz bieten (Butler 2016: 49). Sie beschreibt diesen Zustand, »in dem ganz bestimmte Bevölkerungsgruppen aus sozialen und wirtschaftlichen Unterstützungsnetzen herausfallen und dem Risiko der Verletzung, der Gewalt und des Todes ausgesetzt werden«, als Prekarität (Butler 2010: 32). In ihrer 2016 erschienenen Publikation ergänzt sie ihr Verständnis von Prekarität noch dahingehend, dass es sich dabei um »die ungleiche Verteilung von Gefährdetheit« handelt (Butler 2016: 48).

Und mit Bezug auf Berlant schreibt sie, dass Prekarität auch als »Eskalation der Angst um die eigene Zukunft und um diejenigen, die möglicherweise von einem abhängig sind«, charakterisiert werden kann (ebd.: 25).

Den Prozess, der diese Unsicherheit schafft und kaum oder nicht (mehr) durch staatliche Institutionen aufgefangen wird, bezeichnet sie als Prekarisierung⁷⁹ (vgl. Butler/Athanasίου 2014: 67). Er impliziert einen Rahmen der Eigenverantwortung, in dem Verantwortung neu definiert wird, als Forderung, Unternehmer zu sein. Zugleich verunmöglichen die (fehlenden) Bedingungen jedoch den Betroffenen dieser Forderung nachzukommen, wodurch ein gesellschaftliches Klima der Unsicherheit entsteht (vgl. Butler 2016: 25). Butler weist in diesem Kontext auch darauf hin, dass das Gegenteil von Prekarität – anders als man vielleicht denken könnte – nicht Sicherheit ist. Die zunehmende Prekarisierung geht im Gegenteil mit der Durchsetzung einer vermeintlich rationalen Sicherheitspolitik einher. Für Butler gehören sowohl die Prekarisierung als auch die Sicherheitspolitik derselben Problematik an und weisen in dieselbe Richtung: »Ein Anwachsen der prekarisierten Bevölkerung dient als rationale Begründung für die Expansion von Sicherheitsregimen« (Butler/Athanasίου 2014: 223). Der Kampf gegen Prekarisierung bedarf Butler zufolge deshalb eines Kampfes um eine egalitäre gesellschaftliche und politische Ordnung (vgl. Butler 2016: 94f.).

Prekarität ist ein gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zustand, nicht jedoch eine Identität (vgl. Butler 2016: 80). Trotzdem impliziert Prekarität die Verletzbarkeit von Individuen, die Butler als grundlegende Bedingung des Lebens erachtet (vgl. Butler 2005: 48). Diese Verletzbarkeit, oder auch Verwundbarkeit⁸⁰, bezeichnet sie als politischen Effekt ungleich verteilter Wirkungen von Macht auf die Körper sowie (daraus resultierende) wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, vorhandene bzw. nicht vorhandene Infrastrukturen und gesellschaftliche und politische Institutionen (vgl. Butler 2016: 190, 157). Überdies sieht Butler Prekarität als einen Zustand, der die wechselseitige Abhängigkeit und damit die Sozialität von Individuen aufzeigt. Individuen sind grundsätzlich aufeinander angewiesen (vgl. ebd.: 158). Individuen sind von Beginn an von anderen abhängig und von einer sozialen Welt konstituiert (vgl. Butler 2006: 144). Sie sind den anderen darin ausgesetzt, sie anzuerkennen, sodass sie letztlich von den Normen der Anerkennung abhängig sind (vgl. Butler 2005: 61). »Diese grundlegende Abhängigkeit von namenlosen anderen ist keine Bedingung, die ich willentlich abschaffen kann.« (Ebd.: 7f.) Das

79 »Die von Prekarisierung Betroffenen werden arbeitslos oder sind vollkommen unvorhersehbaren Wechsels zwischen Beschäftigung und Erwerbslosigkeit ausgesetzt, die Situation produziert Armut und eine allgemeine Unsicherheit, was die wirtschaftliche Zukunft anbelangt; die ideologischen Anrufungen präsentieren jene Bevölkerung als entbehrlich, wenn nicht ganz abgeschrieben.« (Butler/Athanasίου 2014: 67)

80 In jüngeren Publikationen benutzt Butler auch den Begriff der Vulnerabilität (vgl. Butler 2018: 300).

eigene Überleben kann daher von unbekannten Menschen entschieden werden, denn die Möglichkeit durch andere verletzt zu werden, gehört zum körperlichen Leben dazu (vgl. Butler 2009: 44). Die Verletzbarkeit, die Vulnerabilität, wird ihrer Auffassung nach dabei unterschiedlich verteilt und zugewiesen. Sie erachtet sowohl Gender als auch andere soziale Kategorien als dafür relevant und betont, dass sie nicht davon ausgeht, dass die Vulnerabilität einem Geschlecht wesentlicher zukommt als einem anderen (vgl. Butler 2018: 300).

Für Butler ermöglicht die Einsicht, verletzlich zu sein, unsere grundsätzliche Gefährdung durch einander zu thematisieren: Leben lassen sich dann als gefährdet beschreiben, wenn ihre Erhaltung nicht ausschließlich in ihrem inneren Lebensantrieb begründet liegt, sondern von gesellschaftlichen und politischen Bedingungen abhängt (vgl. Butler 2010: 27). Damit ist »unser Leben in gewissem Sinn immer schon in der Hand des Anderen« (ebd.: 21; Butler 2016: 130). Das Überleben hängt von den eigenen Beziehungen zu anderen ab, ohne die das ›Ich‹ nicht existieren kann. Butler schlussfolgert daraus, dass das Dasein außerhalb des Selbst in einem Beziehungsgeflecht zu anderen angesiedelt ist, welches die Grenzen der eigenen Identität überschreitet (vgl. Butler 2010: 48). Es ist deshalb notwendig, nicht nur das eigene Leben, sondern auch das der anderen zu bewahren, um das eigene erhalten zu können: »Leben ist neu zu denken als dieses komplexe, leidenschaftliche, antagonistische und notwendige Beziehungsgeflecht mit anderen.« (Butler 2010: 49)

2.2.5.2 Verletzbarkeit durch Sprache

Mit dem Thema Verletzbarkeit beschäftigt sich Butler nicht erst im Zuge ihrer Auseinandersetzung mit Prekarität. Bereits im Kontext ihrer Arbeiten zur Wirkung von Sprache thematisiert sie die Verletzbarkeit durch diese. Ihr Fokus liegt dabei insbesondere auf Drohungen, hate speech und Zensur.

Mit der Drohung wird eine Handlung angekündigt, deren Ausführung erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt. »Die Drohung eröffnet einen zeitlichen Horizont, innerhalb dessen die angedrohte Handlung das organisierende Ziel bildet.« (Butler 2006: 25) Jedoch vollzieht sich die Drohung bereits in gewissem Sinn: »[I]ndem sie diese Handlung nicht vollständig ausführt, versucht sie, die Zukunft, in der die Drohung ausgeführt werden wird, mittels der Sprache als Gewißheit festzuschreiben.« (Ebd.: 21f.) Mit dem Sprechakt wird nicht nur eine möglicherweise kommende Handlung angekündigt, sondern auch die Kraft in der Sprache aufgezeigt, die auf eine nachfolgende Kraft hinweist und diese dadurch sprachlich einleitet (vgl. Butler 2006: 22). Damit die Drohung greift, bedarf es der Macht, durch die die performativen Effekte verwirklicht werden können (vgl. ebd.: 25). Allerdings kann die Drohung keine Handlung erzeugen, sodass es möglich ist, dass die Drohung nicht ausgeführt werden wird und die Sprache ihre Wirkung ver-

fehlt. »Dieses Scheitern, die Drohung auszuführen, stellt jedoch nicht den Status des Sprechakts als Drohung in Frage, sondern nur dessen Wirksamkeit.« (Butler 2006: 25) Butler plädiert dafür, diese Möglichkeit des Misslingens dafür zu nutzen, der Drohung entgegenzutreten und einen Teil gegen den anderen zu wenden, um so die performative Macht der Drohung zu verwirren (vgl. ebd.: 26).

»Um die Frage zu entscheiden, was eine Drohung ist oder was ein verwunden-des Wort, reicht es nicht, die Wörter einfach zu prüfen.« (Butler 2006: 27) Jedes Wort kann verwunden, je nachdem wie es eingesetzt wird. Es geht ihr darum, zu verstehen, »wie der Kontext im Augenblick der Äußerung aufgerufen und neu inszeniert wird« (ebd.: 28). In verletzender Weise angesprochen zu werden, impliziert einen Ausschluss und geht mit einer Desorientierung über die eigene Situation einher (vgl. Butler 2006: 13). Es verweist auf einen Platz, der unter Umständen gar kein intelligibler Ort ist. Dabei scheinen verletzende Namen und Bezeichnungen ihre jeweilige Geschichte im Augenblick der Äußerung aufzurufen, ohne dass diese dabei explizit erzählt wird, sie ist vielmehr zum Bestandteil des Namens an sich geworden und verleiht ihm darüber die Kraft zu verletzen (vgl. ebd.: 63). Zugleich impliziert eine verletzende Anrede die Möglichkeit, dieser entgegenzutreten. »[W]enn ›angesprochen werden‹ eine Anrufung bedeutet, dann läuft die verletzende Anrede Gefahr, ein Subjekt in das Sprechen einzuführen, das nun seinerseits die Sprache gebraucht, um der verletzenden Benennung entgegenzutreten.« (Butler 2006: 10) Jedoch vollzieht kein Sprechakt zwangsläufig eine Verletzung (vgl. ebd.: 31).⁸¹

In ihrer Auseinandersetzung mit hate speech argumentiert Butler, dass hate speech dadurch wirkt, dass sie an frühere Akte der Anrufung erinnert, in denen Subjektivierungen als verletzender Name zum Tragen kamen und das ›Ich‹ als untergeordnetes Subjekt konstituierten. »Die rassistische Verleumdung ist immer Zitat, und indem man sie ausspricht, stimmt man in einen Chor von Rassisten ein und produziert in diesem Moment die sprachliche Möglichkeit einer imaginierten Beziehung zu einer historisch überlieferten Gemeinschaft von Rassisten.« (Butler 2006: 128) Dadurch wird das gesellschaftliche Trauma als fortwährende Unterwerfung wiederholt, als »Unterwerfung, die die Verletzung mittels Zeichen, die die Szene gleichzeitig verdecken und reinszenieren, immer wieder durchspielt« (ebd.: 64). Trotzdem lässt sich immer nur vorläufig bestimmen, was hate speech ist, »da die Verletzung nicht von den Wörtern selbst vermittelt wird, sondern von der gesamten Szene der Anrede, die versucht, auf bedenkliche Weise denjenigen zu entwerten, an den die *hate speech* gerichtet ist« (Butler 2006: 260, Herv. i.O.). Die

81 »Kein Subjekt hat ein Monopol darauf, ›verfolgt zu sein‹ oder ›Verfolger zu sein‹, auch wenn dichte Sedimente der Geschichte (verdichtete Formen der Iteration) diesen ontologischen Effekt hervorgebracht haben.« (Butler 2010: 167)

Verantwortung für die Reinszenierungen von Hass und Verletzungen liegt für Butler bei der Person, die hate speech benutzt: »Die Verantwortlichkeit des Sprechers besteht nicht darin, die Sprache ex nihilo neu zu erfinden, sondern darin, mit der Erbschaft ihres Gebrauchs, die das jeweilige Sprechen einschränkt und ermöglicht, umzugehen.« (Ebd.: 50)

Auch hate speech wird durch permanente Wiederholung erhalten und reproduziert, sie ist also zitatformig und auf diese Wiederholungen angewiesen, sodass ein Verbot von hate speech naheliegend erscheint. Butler spricht sich jedoch gegen ein solches Verbot aus. Sie erachtet es als problematisch, von staatlicher Seite aus festzulegen, was als hate speech gilt und damit eine Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren zu ziehen (vgl. Butler 2006: 123). Ein Verbot nimmt der performativen Wiederholung die Möglichkeit, mit dem Kontext zu brechen, darüber eine Verschiebung der Bedeutung zu erzielen und auf diese Weise hate speech ihrer verletzenden Wirkung zu berauben. »Das Wort, das verwundet, wird in der neuen Anwendung, die sein früheres Wirkungsgebiet zerstört, zum Instrument des Widerstands.« (Ebd.: 254) Werden bestimmte Sprechweisen staatlich verboten, werden sie zensiert, so bleiben sie in ihrer verletzenden Bedeutung verhaftet und werden der Möglichkeit der Bedeutungsverschiebung beraubt. Um ein Verbot durchzusetzen, müssen sie zudem wiederholt werden, sie müssen ausgesprochen werden, um sie verbieten zu können. Damit bleiben sie unweigerlich in ihrer Bedeutung verhaftet, sodass diese Form des Sprechens genau das reinszeniert, was eigentlich unterbunden werden soll (vgl. Butler 2006: 202). Butler geht davon aus, dass die einzige Möglichkeit, der Sprache ihre verletzende und traumatisierende Wirkung zu nehmen, darin besteht, den Verlauf ihrer Wiederholung zu steuern (vgl. ebd.: 66). Dies kann jedoch nicht durch Zensur geschehen.

Generell erachtet Butler Zensur als eine produktive Form der Macht. Sie zielt darauf, »Subjekte nach expliziten und impliziten Normen zu erzeugen« (Butler 2006: 208). Dabei erfolgt die Subjektivierung einerseits durch die Regulierung des Sprechens des Subjekts und andererseits durch die Regulierung des sagbaren gesellschaftlichen Diskurses. »Die Frage ist nicht, was ich sagen kann, sondern was den Bereich des Sagbaren konstituiert, in dem sich mein Sprechen von Anfang an bewegt. Subjekt zu werden, heißt einer Gruppe von impliziten und expliziten Normen unterworfen zu werden, die das Sprechen beherrschen, das als Sprechen eines Subjekts lesbar wird.« (Ebd.) Dies bedeutet, dass jeder Ausdruck immer schon zu einem gewissen Grad zensiert ist und erst dadurch Intelligibilität und Verständlichkeit möglich werden (vgl. Butler 2006: 209f.).

2.2.5.3 Betrauerbarkeit von Leben

Im Zusammenhang von Verletzbarkeit und Prekarität befasst sich Butler auch mit der Betrauerbarkeit von Leben. Sie stellt fest, dass einige Menschenleben als be-

trauernswert erachtet werden, andere hingegen nicht. Sie erachtet diese »ungleichmäßige Verteilung von Betrauernswürdigkeit« als Modus zur »Erzeugung und Erhaltung bestimmter ausschließender Vorstellungen, die festlegen, wer der Norm entsprechend menschlich ist: Was zählt als ein lebenswertes Leben und als ein betrauernswerter Tod?« (Butler 2005: 10) Unbeträuerbar ist ein Leben demzufolge, wenn es nie als Leben gezählt hat (vgl. Butler 2010: 43).⁸² Dies kann für ganze Bevölkerungsgruppen gelten. Insbesondere, wenn bestimmte Bevölkerungsgruppen als Bedrohung für das eigene Leben erscheinen, werden deren Angehörige als Bedrohung des Lebens erachtet (vgl. ebd.: 46). Die Frage des beträuerbaren und des lebens- und schützenswerten Lebens ist für Butler eine Frage, »wie die Macht das Feld eingrenzt, in dem Subjekte überhaupt erst möglich – oder vielmehr unmöglich – werden« (Butler 2010: 151). Sie geht der Frage danach voraus, »welche Art von Leben ich führen soll« (ebd.: 62). Um mehr lebbares Leben zu ermöglichen, schlägt sie vor, zu untersuchen, wie »die normative Zwangsabgrenzung beträuerbaren Lebens« erschüttert werden kann (Butler 2010: 151). Öffentliche Versammlungen können dabei Ihrer Auffassung nach »zum Ort gesellschaftlicher Organisation und der Durchsetzung von Gleichheitsprinzipien« werden (Butler/Athanasίου 2014: 265f.).

2.2.6 Politische Strategien

Für Butler sind die Auseinandersetzungen mit den skizzierten Themenfeldern keine rein abstrakt-theoretischen Debatten, wie bereits deutlich geworden sein dürfte. Sie ist der Auffassung, dass Theorien die Voraussetzung sind, um soziale und politische Veränderungen zu bewirken, diese alleine jedoch nicht ausreichen. Es bedarf darüber hinaus der Einmischung auf gesellschaftlicher und politischer Ebene in Form von Aktionen, ausdauernden Bemühungen und veränderten institutionalisierten Praktiken (vgl. Butler 2009: 325). Dabei geht es ihr darum, bestehende Normen zu erweitern, um die Positionen, die bisher außerhalb der Anerkennbarkeit, jenseits intelligibler Subjektpositionen existieren, zu bewohnbaren Zonen, zu lebbareren Leben zu machen, denn für ein lebenswertes Leben bedarf es Kategorien der Anerkennung. Stellen die existierenden Anerkennungs-Kategorien einen nicht zu bewältigenden Zwang dar, so ist dies keine annehmbare Option, Veränderungen sind notwendig (vgl. ebd.: 20).

In Bezug auf das Geschlecht plädiert Butler für eine Politikkonzeption, die darauf zielt, eine Welt zu schaffen, »in der diejenigen, die ihre Geschlechtsidentität

82 »Lebendig zu sein heißt immer schon, mit dem, was nicht nur jenseits meiner selbst, sondern auch jenseits meines Menschseins lebt, verbunden zu sein, und kein Selbst und kein Mensch kann ohne diese Verbindung zu einem biologischen Netzwerk des Lebens leben, das den Bereich des menschlichen Tieres übersteigt.« (Butler 2016: 61)

und ihr Begehren als nicht normenkonform verstehen, nicht nur ohne Gewaltandrohung der Außenwelt leben und gedeihen können, sondern auch ohne das allgegenwärtige Gefühl ihrer eigenen Unwirklichkeit« (Butler 2009: 347), denn die Rechtsgewalt, die nur vorgibt zu repräsentieren, erzeugt politische Konstruktionen des Subjekts, mit denen bestimmte Legitimationen und Ausschlüsse einhergehen (vgl. Butler 2003a: 17). Dabei gilt es, die Möglichkeiten auszuschöpfen, die sich aus einer radikalen Kritik von Identitätskategorien ergeben (vgl. ebd.: 10).

Butler erteilt politischen Widerstandsformen, die auf eine Autonomie ohne jede Abhängigkeit zielen, eine Absage. Diese deuten Abhängigkeit als Ausbeutung. Sie plädiert hingegen dafür, den Abhängigkeitsbegriff, der bspw. im Rahmen der Kolonialherrschaft zur Rationalisierung von Machtformen genutzt wurde, anders zu verwenden und dadurch einen Bruch mit dem ihm inhärenten historischen Erbe herbeizuführen. »Gerade weil Körper in Beziehungen zu infrastrukturellen Unterstützungen (oder deren Fehlen) und sozialen und technologischen Netzwerken und Beziehungsgeflechten geformt und erhalten werden, lässt sich der Körper nicht aus seinen konstitutiven Beziehungen herauslösen.« (Butler 2016: 193f.) Er existiert also stets in einer spezifischen historischen Situation und ist keine in sich geschlossene Entität (vgl. ebd.: 195). Indem die Vulnerabilität des Körpers und die eigene radikale Abhängigkeit von anderen anerkannt wird, wird es möglich, Koalitionen und Solidarität zu bilden (vgl. Butler 2016: 198f.).⁸³

Butler greift in ihrer Argumentation u.a. auf Arendt zurück. Arendt plädiert dafür, Institutionen und Strategien zu entwickeln, mittels derer das offene plurale Zusammenleben aktiv erhalten und bekräftigt werden kann. »Wir leben mit den Menschen, die wir uns nicht ausgesucht haben und zu denen wir uns nicht unbedingt unmittelbar zugehörig fühlen, nicht nur zusammen; wir sind auch verpflichtet, ihr Leben zu schützen und die offene Pluralität zu erhalten, die die Weltbevölkerung ist.« (Butler 2016: 150) Dabei ist es durchaus gerechtfertigt, selbst zu entscheiden, in welcher Gemeinschaft jemand leben möchte, jedoch nur unter der Bedingung, andere, die nicht zur eigenen Gemeinschaft gehören, als schützenswert anzuerkennen. Butler übernimmt darüber hinaus Arendts Vorstellung von Formen politischer Handlungsmacht, die das Selbst als Pluralität beschreiben. Dies

83 Butler bezieht sich hier auf Bernice Johnson Reagon, die sich mit der Zusammenarbeit mit anderen beschäftigt hat und darauf hinweist, dass Zusammenarbeit stets mit einem Risiko verbunden ist. Sie veranschaulicht dies, wenn sie ausführt, dass diejenigen, die man trifft – und mit denen eine Koalition zu diesem Zeitpunkt möglich ist – nicht unbedingt diejenigen sind, die man sich ausgesucht hätte. »Ich meine, wenn wir ankommen, wissen wir meistens nicht, wer noch kommt, das heißt, wir akzeptieren bei unserer Solidarität mit anderen ein gewisses Maß an Ungewähltheit«, und sie schreibt hierzu weiter, »[m]an könnte vielleicht sagen, dass der Körper immer Menschen und Eindrücken ausgesetzt ist, die er nicht vorhersehen und nicht ganz kontrollieren kann, und dass dies die Bedingungen der sozialen Verkörperung sind, die wir nicht vollständig selbst ausgehandelt haben« (Butler 2016: 199).

meint nicht, dass das Selbst innerlich in verschiedene Teile gespalten ist. Es geht ihr mit Arendt darum, das Selbst als »eines, das nur in Beziehung zu anderen entsteht und überhaupt entstehen kann [zu denken, M.B.]; genau in dieser Beziehung und durch sie findet es seinen ›Ort‹« (Butler/Athanasίου 2014: 170). Daraus folgt für Butler, über die Relationalität des Subjekts neu nachzudenken, was ich in den folgenden Kapiteln vor dem Hintergrund der Debatten um Intersektionalität ausführen werde (vgl. Kap. 3). Die hinter Butlers Denkbewegungen stehende Frage ist letztlich die nach dem Menschlichen, »[w]er gilt als Mensch? Wessen Leben zählt als Leben? Und schließlich: Was macht ein betrauernswertes Leben aus?« (Butler 2005: 36).

2.2.7 Anschlussmöglichkeiten an Butlers Subjektivierungsansatz oder: Wie weiter mit Butler?

Butlers Subjektivierungsansatz kann klar den Ansätzen zugeordnet werden, die das Subjekt als etwas Gewordenes beschreiben. Ihr Denken ist durch eine Dezentrierung des Subjekts gekennzeichnet, das nicht mehr das Zentrum darstellt, sondern neben Macht und Diskursen situiert wird und das Produkt von Unterwerfung unter eben diese Macht, Diskurse und Normen ist, aus denen es erst hervorgeht (vgl. Distelhorst 2009: 50). Damit liegt Butler im Trend ihrer Epoche. Sie konzipiert quasi ein Subjekt z.O. Sie hat eine Theorie entwickelt, »mit der das gleichzeitige Entstehen von Subjekt *und* hegemonialen Normen beschrieben und analysiert werden kann, d.h. die Verstrickung von Subjekten in die sie unterwerfenden Herrschaftsverhältnisse« (Lorey 1996: 12, Hervor. i.O.). Ihre Denkbewegungen entwickelt Butler stets von den gesellschaftspolitischen Debatten ihrer Zeit her. Ihr Konzept zu Gender entsteht vor den Auseinandersetzungen um die Rechte von Minderheiten. Ihr sprachtheoretisches Konzept führt sie im Kontext von Rassismus-Diskussionen um verletzende Sprache ein. Und die Gedanken zu Prekarität, Anerkennbarkeit und betrauerbaren Leben legt Butler vor den Entwicklungen in den USA nach 9/11, den Kriegseinsätzen der USA und sozialen Bewegungen dar, wie etwa Occupy, die sich gegen zunehmende Marginalisierungen ganzer Bevölkerungsgruppen wenden.

Vor dem Hintergrund ihrer eigenen interdisziplinären Verortung in Literatur- und Sprachwissenschaften, Philosophie sowie den Gender Studies entwickelt Butler mit ihrem Subjekt-Ansatz ein Konzept, das breit genug aufgestellt ist, um sowohl Anschlussmöglichkeiten für diverse wissenschaftliche Disziplinen als auch für politische Interventionen zu bieten. In der deutschsprachigen Wissenschaft finden sich ihre Theorien in vielen unterschiedlichen Fachrichtungen. In der quer zu den »klassischen« Disziplinen liegenden Genderforschung wird sie breit aufgegriffen und diskutiert (vgl. z.B. Graf et al. 2013; Hark/Villa 2015; Helduser et al. 2004). In den Queerstudies wird sie im Kontext von Subversion rezipiert (vgl.

z.B. Degele 2005; Hark 1993; Hark 2017; Hieber/Villa 2007). Aber auch in den Geschichtswissenschaften (vgl. z.B. Finzsch/Velke 2016; Perinelli 2009), der Politikwissenschaft (vgl. z.B. Ludwig 2012; Lorey 2012a; Lorey 1996), der Soziologie (vgl. z.B. Meißner 2010; Villa 2011), den Kulturwissenschaften (vgl. z.B. Reckwitz 2004), der Philosophie (vgl. z.B. Hauskeller 2000; Redecker 2011) und den Erziehungswissenschaften (vgl. z.B. Kleiner/Rose 2014; Ricken/Balzer 2012) werden ihre Arbeiten genutzt. Selbst in den Naturwissenschaften und der Medizin(-ethik) findet Butler inzwischen Berücksichtigung (vgl. z.B. Schlatter Gentinetta 2004). Im Hinblick auf politische Interventionsbewegungen wird ihr Ansatz beispielsweise von der Queer-Bewegung aufgegriffen (vgl. z.B. Perko 2005). Auch in den politisch motivierten sozialen Bewegungen, die sich gegen die Prekarisierung von Arbeits- und Lebensbedingungen engagieren, für die in Europa beispielsweise die EuroMayDay-Bewegung zu nennen ist, kommen Butlers Ansätze zum Tragen (vgl. Freudenschuß 2011; Völker 2012). Die Bedeutung ihrer Werke zeigt sich darüber hinaus darin, dass inzwischen mehrere einführende Publikationen zu ihren Theorien erschienen sind (vgl. Bublitz 2002; Villa 2003; Distelhorst 2009; Redecker 2011; Meißner 2012).

Butlers Ansätze eröffnen die Möglichkeit, Herrschaft systematisch mitzudenken. Dabei ist es gesellschaftstheoretisch interessant, Subjekte als »Abstraktionen von der faktischen Vielfältigkeit realer Lebenserfahrungen« zu denken, denn wenn Subjektpositionen »als Abstraktionen nur *eine* soziale Positionierung ermöglichen, so wirken andere als Relativierung oder Verunreinigung der angestrebten Subjektivierung« (Villa 2010: 266, Herv. i.O.). Für eine (sozialwissenschaftliche) Analyse bedeutet dies, insbesondere die Verbindungen von Wissen und Macht zu charakterisieren, um auf diese Weise aufzeigen zu können, wie das System der Ordnung der Welt akzeptiert wird. Es ist dabei notwendig, neben dem Feld intelligibler Dinge, das durch die Macht-Wissens-Verbindungen entsteht, auch die Grenzen dieses Feldes, Momente der Diskontinuität und Orte des Scheiterns zu untersuchen. »Das bedeutet, dass man nach den Bedingungen sucht, durch die das Gegenstandsfeld zustande kommt, und auch nach den Beschränkungen jener Bedingungen, dem Moment, wo sie ihre Zufälligkeit und ihre Veränderbarkeit zeigen.« (Butler 2009: 342)

Meines Erachtens stellt Butlers Subjektivierungsansatz einen der wichtigsten, wenn nicht gar *den* wichtigsten zeitgenössischen Ansatz zur Subjektivierung dar. Einschränkend gilt für ihren wie auch für alle anderen Subjektivierungsansätze, dass diese an die Subjektordnungen und -diskurse sowie an die Subjektivierungspraktiken und -formen der jeweiligen spezifischen historischen Konstellation gebunden sind. Diese bestimmen ihre Reichweite und können nur so lange Gültigkeit beanspruchen, wie sie den gesellschaftlichen Sinn und daraus entstehende Subjektformen ihrer Zeit theoretisch zu fassen vermögen. Es gilt daher, Butlers Ansatz beständig kritisch im Hinblick auf seine Gültigkeit zu überprüfen. Für die Gegenwart stellt ihr Subjektivierungsansatz eine geeignete Rahmung zur Beschreibung

und Analyse komplexer gesellschaftlicher Phänomene dar. Er bildet im Folgenden die Grundlage, um einen methodologischen Vorschlag zur Analyse von Machtverhältnissen zu entwickeln. Hierfür wird im nächsten Kapitel zunächst Intersektionalität an Butlers Subjektivierungsansatz heran- und durch diesen hindurchgeführt. Dabei wird sich der Fokus von den für intersektionale Zugänge grundlegenden Kategorien auf Subjektivierungen in ihrer Komplexität verschieben. Wie sich zeigen wird, sind Subjektivierungen das, was das Agieren mit Kategorien erst ermöglicht. Sie sind ihnen vorgängig bzw. implizieren sie. Machtverhältnisse, die mit den Kategorien verbunden sind, lassen sich dann als Effekte von komplexen Subjektivierungen deuten. Die nachfolgenden Kapitel wenden sich darauf aufbauend den konkreten methodologischen Fragen zu, die sich aus der Überführung von Intersektionalität in komplexe Subjektivierungen ergeben, denn es gilt darzulegen, wie sich Machtverhältnisse, die dann als komplexe Subjektivierungen verstanden werden, empirisch untersuchen lassen.

3. Eine Perspektivänderung vollziehen: Von Intersektionalität zu komplexen Subjektivierungen

»Manchmal weiß ich selbst nicht mehr, ob ich einer von denen bin oder ein anderer. Am liebsten wäre ich ich selber, aber das ist natürlich unmöglich.«

(Hans-Magnus Enzensberger 2002)

Die Idee von Intersektionalität basiert auf Kategorien und deren Überkreuzungen, Durchdringungen, Verschränkungen – ich habe diese in den vorangegangenen Kapiteln auch als komplexe Machtverhältnisse bezeichnet. Wie deutlich geworden ist, zielen intersektionale Ansätze und Analysen darauf, Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen, zu kritisieren und dadurch veränderbar zu machen. Indem die Verschränkungen, Durchkreuzungen, die Dynamiken von Differenz-Kategorien, theoretisch konzipiert und empirisch zu analysieren versucht werden, sollen diese sichtbar, kritisierbar und veränderbar gemacht werden. In den vorherigen Kapiteln hat sich gezeigt, dass bisherige Ansätze, Kategorien in ihren Wechselwirkungen, ihren Verschränkungen und Durchdringungen, zu denken und zu analysieren, die empirische Forschungspraxis vor große Aufgaben stellen. Im ersten Kapitel habe ich die unterschiedlichen Herausforderungen skizziert, die der Ansatz insbesondere für die Empirie birgt. Dabei zeigte sich, dass nach wie vor ungeklärt ist, wie die unterschiedlichen sozialen Positionierungen und die mit diesen verbundenen Machtverhältnisse konzipiert werden können, ohne dabei allzu reduktionistisch vorzugehen. Ungeklärt ist ebenfalls, wie ein Ansatz den wechselnden Relevanzen von Positionierungen gerecht werden kann, die Subjekte in verschiedenen Umgebungen einnehmen. Wie lassen sich diese innerhalb von Machtverhältnissen in Form von Diskriminierungen oder Privilegien für wechselnde Kontexte konzipieren? Was ist, wenn diese nicht durchgängig in gleicher Weise erfolgen, Subjekte also nicht durchgängig durch ihre Zugehörigkeit bzw. Sortierung in eine Kategorie beispielsweise diskriminiert werden? Wie kann dieser Herausforderung soziologisch sinnvoll begegnet werden, ohne wieder in mathematische Modelle zu verfallen, die eine Gesamtsumme, ein Produkt oder ähnliches anzielen?

Es ist deutlich geworden, dass intersektionale Ansätze in ihren bisherigen Konzeptionen und Umsetzungen nach wie vor ungelöste Herausforderungen bergen, die sich innerhalb der Intersektionalitätslogiken offenbar nicht auflösen lassen. Allerdings kommt Intersektionalität als Ansatz das Verdienst zu, sich mit den Wirkungen von Kategorien in komplexerer Weise auseinanderzusetzen als dies zuvor erfolgte. Intersektionale Zugänge schärfen den analytischen Blick in Bezug auf (soziale) Ungleichheiten erzeugende Dimensionen, denen tendenziell Machtverhältnisse inhärent sind. Obgleich intersektionale Ansätze in der empirischen Umsetzung immer wieder an ihre Grenzen stoßen, haben sie die Auseinandersetzungen um komplexe Machtverhältnisse deutlich vorangebracht, sodass die Berücksichtigung dieser heute auch jenseits von Disziplinen wie der Genderforschung oder der (kritischen) Migrationsforschung zunehmend zum Kanon gehört (vgl. z.B. Leiprecht/Lutz 2009; Münt 2008; Scheibelhofer 2011). Intersektionalität liefert folglich zentrale Anstöße, über komplexe Machtverhältnisse weiterführend nachzudenken.

Mit Kategorien beschäftigt sich auch Judith Butler als Teil ihres Œuvres, wie im zweiten Kapitel deutlich geworden ist. Butler hat überzeugend herausgearbeitet, wie Individuen zu intelligiblen Subjekten werden. Subjektivierungen schließen dabei mehr als nur Kategorien ein. Indem sie Normen und Diskurse sowie den performativen Vollzug der Subjektivierungen mitdenkt, eröffnet sie einen umfassenderen Blick auf soziale Prozesse. Ihre Arbeiten verdeutlichen den Zusammenhang zwischen Subjektivierungen und der Reproduktion von (hegemonialen) Macht- und Herrschaftsverhältnissen, denen Individuen unterworfen sind, um intelligibel, um sozial anerkenbar zu werden. Sie eröffnen damit die Möglichkeit, die (Re-)Produktion sozialer Ordnungen kritisch und deutlich umfassender zu untersuchen, als dies bisher der Fall ist. Butlers Arbeiten zu Subjektivierung und die Ansätze zu Intersektionalität weisen damit grundsätzlich in die gleiche Richtung, offenbaren jedoch Differenzen, die es bei der Konzeption einer Methodologie zur Analyse komplexer Machtverhältnisse zu berücksichtigen gilt.

Im Folgenden werde ich mich von den Debatten um Intersektionalität entfernen, quasi einen Schritt zurücktreten, und eine Perspektivänderung vollziehen, indem ich aufzeige, dass und wie (intersektionale) Kategorien als Teil der butlerschen Subjektivierungen konzipiert werden können. Ich werde also Intersektionalität in den butlerschen Subjektivierungsansatz überführen und dabei in gewisser Weise auflösen, ohne jedoch die Komplexität von Machtverhältnissen aus dem Blick zu verlieren. Zunächst gilt es jedoch, Butlers Subjekt-Begriff noch einmal dezidiert zu erörtern und aufzuzeigen, dass er vielen existierenden humanistischen Subjektkonzeptionen entgegensteht, indem er sowohl das Individuum als auch gesellschaftliche Strukturen in *einem* Konzept vereint – dem des Subjekts. In einem weiteren Schritt werde ich dann vor dem Hintergrund von Butlers Subjektverständnis, ihren Ausführungen zu Intersektionalität und komplexen Machtverhältnissen

folgend, Subjektivierungen als empirisch *in diskursiven Konglomeraten auftretend* beschreiben. Dabei werde ich auch darauf eingehen, dass sich Butler eher zurückhaltend bis skeptisch gegenüber dem Gewinn intersektionaler Ansätze in ihrer jetzigen Form äußert. Dennoch geht es nicht darum, Kategorien ihre alltägliche Relevanz und Wirkmächtigkeit abzusprechen. Dies würde bisherigen Forschungsergebnissen widersprechen, zur Unsichtbarmachung dieser und damit letztlich zur Stabilisierung bestehender Machtverhältnisse beitragen. Vielmehr gilt es in dieser Arbeit aufzuzeigen, welche Chancen sich für die (empirische) Forschung zu komplexen Machtverhältnissen ergeben, also dem, was Intersektionalität zu beschreiben versucht, wenn die Analyse bereits an den Subjektivierungen ansetzt anstatt »erst« an den (intersektionalen) Kategorien. Im Zuge dessen wird auch das permanente Werden von Subjekten relevant sein, da es ein zentrales Merkmal des butlerschen Ansatzes darstellt.

Mit diesem Herangehen nehme ich insofern eine Perspektivänderung vor, als deutlich werden wird, dass komplexe Machtverhältnisse, die mit dem butlerschen Subjektivierungsansatz betrachtet werden, Individuen und Strukturen in sich vereinen und infolgedessen auch als Ganzes analysiert werden müssen, um ihre Wirkmächtigkeit vollends erfassen zu können. Es gilt also im Folgenden, Subjektivierungen in Gänze für die Analyse komplexer Machtverhältnisse fruchtbar zu machen. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird dann diskutiert, ob und welche methodologischen Schlussfolgerungen Butler selbst formuliert bzw. sich aus ihren Ansätzen herausarbeiten lassen. Darauf aufbauend wird das konkrete Vorgehen in der empirischen Analyse aufgezeigt.

3.1 Charakteristikum I: Subjekt = Individuum in Struktur

Humanistische Konzeptionen des Subjekts neigen dazu, eine substanzielle Person zu unterstellen, die verschiedene wesentliche und unwesentliche Attribute trägt und mit diesen auftritt (vgl. Butler 2003a: 28). Forschung wird dann zumeist vom Subjekt her gedacht, im Sinne des Individuums. Dieses steht insbesondere in älteren Ansätzen im Mittelpunkt und gilt als Basis, um Handlungsfähigkeit zu erlangen. In jüngeren Subjektkonzeptionen wird überdies darüber diskutiert, ob das Konzept des Subjekts als Ausdruck von Macht und Herrschaft gänzlich verworfen werden sollte, wie bereits in Kapitel 2.1 skizziert wurde. In Auseinandersetzung mit den konträr geführten Debatten zum Subjekt, in denen dieses entweder als Vorbedingung der Handlungsfähigkeit oder als ein zu verwerfendes Zeichen von Herrschaft imaginiert wird, sucht Butler nach einem dritten Weg, der die schein-

baren Paradoxien dieser Debatten zu überwinden versucht.¹ Ihr Ansatz fokussiert ebenfalls das Subjekt, konzipiert dieses jedoch anders als bisherige Ansätze dies tun. Indem sie zunächst klarstellt, dass das Subjekt nicht mit ›der Person‹ oder ›dem Individuum‹ gleichgesetzt werden kann, eröffnet sie eine neue Perspektive auf die Debatten um das Subjekt (vgl. Butler 2001: 15). Das Subjekt ist für sie kein Individuum, sondern sprachliche Kategorie, Ort, Platzhalter, »in Formierung begriffene Struktur« (ebd.), wie in Kapitel 2.2 bereits deutlich wurde und nun vertiefend aufgegriffen wird. Bei der butlerschen Subjektivierung tritt das Individuum in diese Kategorien, in die Struktur ein, um subjektiviert zu werden. Dabei entsteht es immer wieder neu. Es besetzt die sprachlichen Kategorien, die Orte oder Platzhalter, die Strukturen *vorübergehend*:

»Individuen besetzen die Stelle, den Ort des Subjekts (als welcher ›Ort‹ das Subjekt zugleich entsteht), und verständlich werden sie nur, soweit sie gleichsam zunächst in der Sprache eingeführt werden. Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit.« (Butler 2001: 15)

Für Butler bedeutet dies, dass es »wenig Sinn [hat, M.B.], ›das Individuum‹ als verständlichen Ausdruck zu behandeln, wenn Individuen ihre Verständlichkeit erst durch die Subjektwerdung erlangen. Man kann sich paradoxerweise gar nicht verständlich auf Individuen oder ihr Werden beziehen, ohne sich zuvor schon auf ihren Subjektstatus zu beziehen« (Butler 2001: 16). Erst indem Sprache benutzt wird – und das Benutzen von Sprache meint hier sowohl die laut- und schriftsprachliche Verwendung dieser als auch den Gebrauch von Sprache für das Denken – kann eine Bezugnahme auf das Individuum erfolgen, die dieses wiederum zugleich subjektiviert.

Indem Kategorien zur Selbst- und/oder Fremdbezeichnung benutzt werden, werden Individuen subjektiviert und in der Folge sozial verstehbar. Die sozialen Kategorien durch und in denen die Subjektivierung erfolgt, sind hierbei den Individuen vorgängig und nicht von ihnen selbst gewählt worden (vgl. Butler 2009: 41; Butler 2016: 129). Sie sind Macht-Wissens-Komplexe im foucaultschen Sinne. Sie sind Formen von Macht, die als Namen auftreten, als Kategorien, die Individuen die Option eröffnen, zum Subjekt zu werden und damit verbunden – in

1 Butlers Herangehen des ›dritten Weges‹ erinnert hier an Bourdieus Entwicklung des Habitus-Konzepts, welches die bis dahin geführten Kontroversen zwischen Objektivismus und Subjektivismus zusammenführt (vgl. z.B. Bourdieu/Wacquant 2006). Ich werde an dieser Stelle Butlers Auseinandersetzung mit der Ambivalenz der Debatten um die Handlungsfähigkeit des Subjekts nicht vertiefen, da mein Fokus auf die Folgen ihres Subjektkonzepts für die Analyse komplexer Machtverhältnisse gerichtet ist. Ihre vollständige Argumentation findet sich in Butler 2001: 15ff.

einer machtdurchdrungenen Weise – intelligibel und handlungsfähig (vgl. Foucault 1994a; Foucault 1994b). Macht und Wissen greifen in ihnen ineinander und wirken bei der Etablierung von Kategorien mit, mit denen und in denen gedacht wird (vgl. Butler 2009: 50, 341). Kategorien haftet also immer bereits ein bestimmtes (historisches) Wissen an, welchem wiederum Macht inhärent ist. Dabei sind auch die Normen als Formen von Macht-Wissenskomplexen relevant, die den Individuen vorausgehen und es übersteigen: »Ich kann nicht sein, wer ich bin, ohne aus der Sozialität der Normen zu schöpfen, die mir vorhergehen und mich übersteigen. In diesem Sinne bin ich von Anfang an außerhalb meiner selbst, und um zu überleben, um in den Bereich des Möglichen zu gelangen, muss ich es sein.« (Ebd.: 58) Die vermeintliche Kohärenz und Kontinuität von Individuen, wie sie humanistischen Subjektkonzeptionen zugrunde liegt, erachtet Butler als Normen der Intelligibilität. Ohne sich selbst stetig als kohärentes Subjekt darzustellen, ist eine soziale Existenz nicht möglich.² (Soziale) Verhaltensweisen und Deutungen sind somit keine spontanen Akte, sondern entstehen »infolge bestimmter Felder der Intelligibilität, die dabei helfen, unsere Offenheit gegenüber der andrängenden Welt zu formen und in bestimmten Rahmen zu fassen« (Butler 2010: 40). Sie geben vor, was als intelligibel anerkannt wird. Die Kriterien der Subjektivierung sind folglich durch politische und sprachliche Repräsentationen festgelegt. Diese bilden den Rahmen, innerhalb dessen das Subjekt gebildet werden kann, sie charakterisieren ihn quasi. Subjekte werden dabei in Übereinstimmung mit den Anforderungen der Strukturen gebildet und reproduziert, denen sie unterworfen und durch die sie reguliert sind (vgl. Butler 2003a: 16). Dieser Ort des Subjekts, der eingenommen werden muss, umfasst auch Normen, Diskurse, Macht (vgl. Kap. 2.2.1). Rose weist deshalb darauf hin, dass das vermeintlich freie, moralische und vernunftbegabte Subjekt für Butler »gerade aufgrund dessen Unterwerfung unter diskursiv vermittelte soziale Normen« entsteht (Rose 2012: 115). Dies impliziert auch die bereits beschriebene Unterwerfung unter die bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die zugleich erst die gesellschaftliche Existenz ermöglicht. Der Name, mit dem ein Individuum angesprochen wird, die Bezeichnung also, mit der es angerufen wird, wird von der anrufenden Person als geeignet befunden, um es zu subjektivieren (vgl. Butler 2006: 52f.). Damit liegt es (z.T.) außerhalb des Einflusses von Individuen, mit welchen Bezeichnungen sie benannt werden. Sie sind auf die

-
- 2 Es geht (ihr) dabei nicht darum, dass Subjekte im Verlauf ihres Lebens nicht sich verändernde Identitäten haben können, allerdings ist dieser Wandel nicht von jetzt auf gleich möglich. Er kann bspw. in Phasen des Übergangs von einer Lebensphase in die nächste – etwa in der Pubertät – gesellschaftlich akzeptiert vollzogen werden. Subjekte gelten dann trotz des Wandels in einer sozial anerkannten Weise als kohärent. Auch der Eintritt in Institutionen, wie etwa die Einschulung, der Beginn einer Ausbildung, der Eintritt in die Rente, sind Übergänge, die Subjekten einen Wandel ihrer Identität bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Kontinuitäts- und Kohärenznorm ermöglichen.

ihnen äußerliche Ansprache angewiesen und entscheiden nicht unbedingt selbst, wie sie in einem Kontext subjektiviert werden.³ Ein einfacher Ausbruch aus kulturellen Regeln ist daher nicht denkbar, wenn das Subjekt als diskursiv regulierte Performativität verstanden wird, wie etwa Butler dies tut (vgl. Reckwitz 2008a: 89). Wird nun ihrer Argumentation gefolgt, dass Individuen ihre Verständlichkeit erst durch die Subjektwerdung erlangen, so lassen sich Individuen an sich nicht beforschen. Sie sind unverständlich, da sie erst den Ort des Subjekts eingenommen haben müssen, um sprachlich überhaupt benennbar – auch hier ist das Denken in Sprache inbegriffen – und dadurch sozial *erkennbar* zu werden.

Butlers Subjektbegriff beinhaltet sowohl Individuen als auch Strukturen, wenn sie Subjekte »als sprachliche Kategorie [...], als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur« fasst und Individuen »die Stelle, den Ort des Subjekts« besetzen müssen (Butler 2001: 15). Wird ihre Subjektkonzeption in verbreitete soziologische Denkweisen bzw. Begrifflichkeiten übertragen, so lässt sich *das Subjekt als Individuum in Struktur denken*. Damit impliziert Butlers Subjektbegriff sowohl die Mikro-, als auch die Meso-, als auch die Makroebene⁴, wie noch deutlich werden wird. Allerdings erfolgt die hier suggerierte Trennung zwischen Individuum und Struktur in Butlers Subjektkonzeption nicht in dieser Weise. Aus einer »klassisch« soziologischen Perspektive stellt dies eine Besonderheit dar, Individuen und Strukturen werden in der Soziologie i.d.R. getrennt voneinander definiert und betrachtet.

Indem Individuen gezwungen sind, sich in bereits existierende Bezeichnungen, in Kategorien und Positionen, in Strukturen zu begeben, um intelligibel, um sozial verständlich zu werden, müssen sie in ihnen vorgängigen Strukturen agieren. Subjektivierung à la Butler ist damit auf der einen Seite ein individueller Prozess, der – »klassisch« soziologisch betrachtet – auf der Mikroebene erfolgt, in-

3 Dieser alltägliche Prozess könnte einen Hinweis darauf liefern, weshalb die Beendigung von Diskriminierungen trotz langer und großer Anstrengungen unterschiedlicher sozialer Bewegungen wie auch politischer und juristischer Regulierungen nach wie vor nicht vollständig eingelöst werden konnte. Auch diskriminierende »Namen«, Anreden im butlerschen Sinne, ermöglichen eine soziale Identität. Butler weist auf diesen Umstand hin, wenn sie schreibt: »Unterdrückt zu werden bedeutet immerhin, dass man bereits als ein irgendwie geartetes Subjekt existiert.« (Butler 2009: 54) Auch ihr an Althusser anschließender Hinweis, dass sich die Wirkung von Anreden nicht auf den Augenblick beschränkt, sondern diese als Mechanismen von Diskursen darüber hinaus wirken (vgl. Butler 2006: 57), liefert einen Hinweis darauf, weshalb Diskriminierungen nach wie vor wirkmächtig sind: Sie sind in den gegenwärtigen Diskursen präsent und werden durch das Zitieren reproduziert. Zugleich subjektivieren sie und ermöglichen Intelligibilität.

4 In der Soziologie wird häufig zwischen Mikro-, Meso- und Makroebene differenziert. Während Kleingruppen auf der Mikroebene verortet werden, umfasst die Mesebene Organisationen. Mit der Makroebene wird die Gesellschaft bezeichnet, worunter »sowohl große soziale Einheiten und gesamtgesellschaftliche Prozesse wie auch Austauschprozesse zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Teilsystemen« beschrieben werden (Henecka 2006: 33).

dem Individuen agieren. Zugleich ist es auf der anderen Seite aber auch ein Prozess, in dem sich meso- und makrosoziologische Vorgänge offenbaren. Die Bezeichnungen, Kategorien, Positionen, die notwendigerweise eingenommen werden müssen, um intelligibel zu werden, sind soziologisch gesehen institutionell bzw. gesellschaftlich vorgegeben. Der Rahmen, innerhalb dessen das Individuum erst zum Subjekt werden kann, existiert bereits in den Meso- und Makrostrukturen, er ist ihm vorgängig und nicht beliebig. Dabei werden institutionenspezifische Subjektivierungsgelegenheiten dargeboten, so existieren etwa in der Institution Schule Lehrkräfte, Schüler*innen, Eltern, Verwaltungspersonal, Rektor*in, Konrektor*in, Hausservice, Klassenpflegschaftsvorsitzende, ggf. Sozialarbeiter*innen etc., die einen subjektivierenden Rahmen bilden, innerhalb dessen Individuen eine Subjektposition einnehmen können und müssen.⁵ Weder die Institutionen noch die Subjektivierungsmöglichkeiten existieren dabei an und für sich. Sie sind stets das Ergebnis sozialer Praktiken und damit durch die Handlungen der Subjekte wandelbar. Die existierenden Subjektivierungen müssen durch die Praktiken der Individuen beständig (re-)produziert werden.

Da es sich bei diesen reproduktiven Praktiken um performative Vorgänge handelt, unterliegt das, was den Subjekten vorgängig ist, zugleich fortwährenden Veränderungen. Sahlins hat diesen Aspekt in Bezug auf die Transformation von gesellschaftlichen Strukturen herausgearbeitet, die durch das menschliche Handeln verändert werden (vgl. Sahlins 1992, zit.n. Keller 2014: 68). Diese parallele Existenz von Beständigkeit und stetigem Wandel mag zunächst widersprüchlich erscheinen, sie stellt jedoch ein zentrales Merkmal des butlerschen Ansatzes dar und ermöglicht sowohl reproduktive Aspekte des Sozialen als auch Neues begreiflich zu machen. Mit Butler gedacht sind Subjektivierungen, die auf der Mikroebene erfolgen, Meso- und Makroebene bereits notwendig inhärent. Es sind die institutionellen und damit gesellschaftlichen Strukturen, welche die Subjektivierungen – und auf diese Weise die soziale Anerkennbarkeit – erst ermöglichen. Analysen, die sich mit Subjektivierungen beschäftigen, befassen sich also zugleich auch mit den Wirkungen von Institutionen und Gesellschaft auf Individuen. Die Existenz der Meso- und Makroebene ist quasi die Voraussetzung, damit auf der Mikroebene Subjektivierung erfolgen kann. Subjektivierungsweisen implizieren folglich Meso-

5 Diese werden als zur Schule gehörend imaginiert. Subjektivierungen, die in einer der angeführten Weisen erfolgen, erzeugen damit Einschlüsse innerhalb der Schule. Die angeführten Bezeichnungen stellen lediglich grobe Kategorisierungen dar, eine empirische Analyse würde die tatsächlich existierenden Subjektivierungen wesentlich detaillierter aufzeigen. So sind die unter den oben angeführten Begrifflichkeiten subsumierten Individuen deutlich heterogener als es an dieser Stelle scheinen mag. Beispielsweise existieren innerhalb der Subjektivierungsgelegenheit der Schüler*innen vermutlich Subjektpositionen wie Streber*in, Klassenclown, Mathe-Ass und weitere. Auch Abweichungen sind möglich, allerdings erfolgen sie in Abgrenzung, sie werden als eigentlich nicht zur Schule zugehörig imaginiert.

und Makrostrukturen in ihren spezifischen Ausprägungen und Erscheinungsformen, die auf der Mikroebene in ihrem jeweiligen Kontext durch die Individuen vollzogen werden.

Die Trennung des Subjekts in Individuum und Struktur findet sich auch im Mehrebenenansatz von Degele und Winker, auf den hier exemplarisch als methodologisch detailliert ausgearbeiteten intersektionalen Ansatz wiederholt rekurriert wird (vgl. Degele/Winker 2007; Degele/Winker 2009). Bereits im ersten Kapitel wurde deutlich, dass ausführlich darüber debattiert wurde und wird, welche Kategorien und Ebenen in intersektionalen Analysen weshalb auf welche Weise wirksam sind. Die Bandbreite reicht dabei von Ansätzen, die bestimmte Kategorien als analytisch prinzipiell erforderlich setzen, bis hin zu Zugängen, die diese aus den Daten entwickeln. Die in Kapitel 1.7.2 beschriebene Mehrebenenanalyse sucht einen Mittelweg, indem die Autorinnen vier Kategorien als gesellschaftliche Strukturkategorien setzen, die sie als fortwährend wirksam erachten. Sie schlagen zugleich aber auch vor, weitere analytisch relevante Kategorien aus den Daten herauszuarbeiten, indem neben den Identitätskategorien auch Diskurse untersucht werden (vgl. Degele/Winker 2009: 81ff.).⁶ Damit setzen Degele und Winker sowohl an gesellschaftlichen Strukturen als auch an Diskursen als auch an Identitätskonstruktionen an. Sie beschreiben Identitätskonstruktionen von Akteuren und Repräsentationen als über die Performativität miteinander verknüpft und Strukturen hervorbringend. »Die hergestellten Strukturen wiederum werden nur im Vollzug aktiv. Identitäten und Repräsentationen sind damit strukturhaltende und -bildende Faktoren.« (Degele/Winker 2011: 78) Degele und Winker greifen damit auf die Aspekte zurück, die auch in Butlers Subjektkonzeption relevant sind. Indem sie jedoch die Trennung der Ebenen beibehalten, können sie das, was Butlers Subjektbegriff ermöglicht, nicht erfassen. Die Autorinnen kommen Butlers Ansatz dadurch in gewisser Weise nahe, können jedoch ihre Denkweise nicht vollständig in der Mehrebenenanalyse umsetzen.⁷ Der in dieser Arbeit skizzierte Ansatz, Subjekte mit Butler als Individuen in Strukturen zu denken, geht damit über Degele und Winker hinaus.

Oben habe ich argumentiert, dass das Subjekt bei Butler als Individuum in Strukturen gedacht werden muss, da Individuen um überhaupt erkennbar und damit analytisch erfassbar zu werden, den Ort des Subjekts besetzen müssen, welcher wiederum als in Formierung befindliche Struktur konzipiert ist. Wird Butlers Subjektkonzeption nun auf den Ansatz von Degele und Winker angewendet, so

6 Degele und Winker gehen bei der Herausarbeitung von Identitätskonstruktionen aus den erhobenen Daten entlang von Ausschließungen vor. »Wir wissen wer wir sind, wenn wir wissen, von wem wir uns abgrenzen. Dies gilt auch, wenn das Andere gar nicht erwähnt wird, Abgrenzungen können explizit oder implizit sein.« (Degele/Winker 2009: 81)

7 Da Degele und Winker sowohl von marxistischen Theorien als auch insbesondere Bourdieus Ansätzen her argumentieren, können sie Butlers Denkweisen nicht vollständig aufgreifen.

zeigt sich, dass das Subjekt bei Degele und Winker quasi in individuelle Identitäten, Diskurse und gesellschaftliche Strukturen zerlegt wird, die bei Butler das Subjekt bilden. Degele und Winker bleiben in der gängigen Trennung der Soziologie in Individuum und Struktur verhaftet, die sich mit Butler so nicht halten lässt. Indem sie diese Trennung vollziehen, können sie das, was Butler als Subjekt beschreibt nicht erfassen. Die Wechselwirkungen oder Dynamiken, die dem Subjekt inhärent sind, bleiben so unverständlich.⁸ Dadurch, dass sie sowohl Strukturen als auch individuelle Identitäten einzeln untersuchen, vollziehen Degele und Winker in gewisser Weise eine Dopplung: Sie untersuchen einerseits Strukturen, die Butler als Teil von Subjektivierungen denkt und die erst durch die Subjekte überhaupt sichtbar werden – allerdings nicht separat, sondern in diesen zum Ausdruck kommende. Strukturen lassen sich damit nur in ihrer Sichtbarwerdung in den Subjekten erfassen. Andererseits untersuchen Degele und Winker Identitäten, die bei Butler als Effekte von wiederholten Subjektivierungen konzipiert sind, in denen gesellschaftliche Strukturen in ihren Wirkungen bereits enthalten sind. Um intelligibel zu sein und zu bleiben, werden sie beharrlich aufrechterhalten. Indem die Subjektivierungen permanent wiederholt werden, erscheinen sie dann logisch und als Persönlichkeitsmerkmale oder als Identitätskonstruktionen (vgl. Butler 2003a: 38; Kap. 2.2). Sie bleiben – mit Butler gedacht – jedoch Subjektivierungen, die durch Individuen vollzogen werden und die diskursive Strukturen implizieren.

Folglich zeigt sich, dass sowohl gängige soziologische Differenzierungen in Mikro-, Meso- und Makroebene als auch der von Degele und Winker entwickelte Mehrebenenansatz in bestehender Weise nicht nahtlos mit Butlers Subjektkonzept zusammengebracht werden können. Die Übersetzung in soziologische Logiken und Begrifflichkeiten dient an dieser Stelle vor allem dazu, noch deutlicher zu machen, welchen Denkweisen Butler folgt und welche Veränderungen in Konzepten von Gesellschaft infolgedessen möglich werden: *Strukturen reproduzieren sich dann in Subjekten. Sie lassen sich über eben diese erfassen und können zugleich auch nur von diesen verändert werden.* Butler verwendet selbst kein ›klassisch‹ soziologisches Vokabular. Dies dürfte einerseits ihrer Verortung in einer anderen wissenschaftlichen Disziplin geschuldet sein. Andererseits lassen sich hier inhaltlich-konzeptionelle Gründe anführen: Die Zergliederung von Butlers Subjektkonzept in die ›klassischen‹ soziologischen Ebenen widerspricht ihrer Denkweise. Es geht ihr um die Subjektivierung als Ganzes und nicht um die analytische Trennung in (Funktions-)Ebenen.

8 Diese Kritik ähnelt dem, was intersektionale Zugänge gegenüber Ansätzen formulieren, die nur eine oder zwei Kategorien untersuchen: Die Komplexität kann nicht erfasst werden. An den Ansatz von Degele und Winker mit Butlers Subjektivierungszugang nun eine ähnliche Kritik zu richten, grenzt in gewisser Weise an Ironie, ist zugleich auf dem Weg, komplexe Machtverhältnisse beschreib- und analysierbar zu machen, aber notwendig.

Wird nun das Subjekt als Individuum in Struktur gedacht, so ergibt sich eine völlig andere Logik der Subjektivierung als sie humanistischen Subjektkonzeptionen zu eigen ist. Individuen sind dann in der Empirie stets als Subjekte vorzufinden und eine Trennung zwischen Individuen und Strukturen, wie sie bislang in (soziologischen) Analysen oder auch intersektionalen Ansätzen verbreitet ist, lässt sich mit Butler in bestehender Weise nicht aufrechterhalten. Im fünften Kapitel wird deshalb für die empirische Untersuchung ein methodologisches Vorgehen entwickelt, das Subjektivierungen mit den ihnen implizierten Aspekten analytisch zu erfassen ermöglicht.

Nachdem nun Butlers Subjektbegriff in seinen verschiedenen Facetten und daraus resultierenden Folgen für soziologische Perspektiven erörtert wurde, wird im Folgenden Intersektionalität an das butlersche Subjektivierungskonzept angeschlossen und die Perspektivänderung auf komplexe Machtverhältnisse intensiviert.

3.2 Charakteristikum II: Ohne Subjektivierung keine Intersektionalität

Um komplexe Machtverhältnisse empirisch erfassen und analysieren zu können, bedarf es einer Perspektivänderung. Um diese Modifizierung anzustoßen, gilt es nun an dieser Stelle die bisher unter dem Begriff Intersektionalität diskutierten Machtverhältnisse mit Butlers Subjektivierungsansatz zu verbinden. Das, was Intersektionalität zu beschreiben und erfassen versucht, lässt sich als Teil von Subjektivierungen konzipieren, wie bereits skizziert wurde und ich nachfolgend nun detaillierter zeigen werde. Diese Synthese bietet die Chance, die beschriebenen Herausforderungen, mit denen intersektionale Ansätze gegenwärtig konfrontiert sind, aus einer veränderten Perspektive zu betrachten und auf diese Weise neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Wenn Butler das Subjekt als sprachliche Kategorie, als Ort, als Platzhalter und in Formierung begriffene Struktur beschreibt, impliziert es das, was Intersektionalität fokussiert: Kategorien (vgl. Butler 2001: 15). Kategorien sind ein Teil des butlerschen Subjektivierungsansatzes. An diesen subjektivierenden Kategorien wiederum setzt Intersektionalität an. Indem Intersektionalität sich mit der Konzeption und Analyse von Kategorien in ihren Wechselwirkungen, Durchkreuzungen oder Durchdringungen beschäftigt, wird folglich ein Aspekt des butlerschen Subjektverständnisses aufgegriffen. Das bedeutet, dass intersektionale Ansätze sich mit Aspekten von Subjekten bzw. Subjektivierungen befassen. Die subjektivierenden Kategorien, die intersektionale Ansätze verwenden, sind Teil der »bewohnba-

ren Zonen«, von denen Villa spricht (Villa 2010: 258).⁹ Werden Kategorien in ihren Überkreuzungen, Wechselwirkungen, Verschränkungen konzipiert und/oder analysiert, wie intersektionale Ansätze dies tun, so werden also die Kategorien, die Orte, die Strukturen in den Blick genommen, die von Individuen besetzt werden können, um subjektiviert zu werden. Die intersektionale Idee ist folglich darauf angewiesen, dass zunächst die Subjektivierung vollzogen wird, um ihren Untersuchungsgegenstand – die Kategorien in ihren (empirischen) Erscheinungsformen – überhaupt beforschen zu können. *Erst der Vollzug der Subjektivierung ermöglicht das Relevantwerden von Kategorie, die dann intersektional konzipiert werden können.* Mit dem Fokus auf Kategorien und den ihnen implizierten Wirkungen setzt Intersektionalität mit Butler gedacht also immer an ›fertigen‹ Subjekten an, denn es wird erst dann möglich, Individuen zu beforschen, wenn sie zu intelligiblen Subjekten geworden sind. Damit untersucht Intersektionalität erfolgte Subjektivierungen, ohne sich dessen (vollständig) bewusst zu sein.

Zudem wird in intersektionalen Theorien die konkret zugrunde liegende Subjektvorstellung – und damit verbunden auch die Auffassung, wie sich Subjektivierung vollzieht – in der Regel nicht explizit thematisiert, obwohl das Subjektkonzept folgenreich für die theoretische wie auch die methodologische Konzeption der Analyse komplexer Machtverhältnisse ist. Wie bereits im zweiten Kapitel deutlich wurde, sind die jeweiligen Schlussfolgerungen und möglich werdenden Denkbewegungen, die sich aus einem ›seienden‹ Subjektansatz gegenüber einem ›werden-den‹ Subjektkonzept ergeben, in vielen Aspekten konträr. Wenn der Prozess der Subjektivierung *die Basis* ist, auf der die intersektionale Idee überhaupt erst aufbauen kann, dann sind Kategorien wie Gender, Ethnizität, Klasse, Sexualität oder Disability ein Teil der Orte, die von Individuen besetzt werden können, um sozial verständlich und anerkennbar zu werden. Subjektivierungen erzeugen und ermöglichen damit soziale Existenzen, die sich dann – und erst dann, wenn die Subjektivierung vollzogen ist – analytisch erfassen lassen. Analysen, die ihren Fokus auf die Untersuchung von Kategorien (in ihren Überkreuzungen, Verquickungen, Interdependenzen o. ä.) richten, erforschen damit – folgt man Butler konsequent – unter eben dem Aspekt der Kategorien, welche Subjektivierungen vollzogen werden und wie diese ausgestaltet sind. Damit können sie Subjektivierungen allerdings nicht vollständig erfassen. Indem in den Diskussionen über Intersektionalität der Fokus

9 Butlers Subjektkonzept erläuternd, beschreibt Villa Subjekte als »gewissermaßen sozial bewohnbare Zonen, die durch diskursive Semantiken geschaffen werden. Sie sind jene sprachlichen Kategorien, die anerkennungswürdige bzw. intelligible (Re-)Präsentationen von Personen bereitstellen. Konkret sind dies vor allem Titel, d.h. intelligible Anreden und Personenmarkierungen wie Mutter, Wissenschaftler, Mensch, Behinderter, Kind, Arbeiter, Ausländerin, Top-Model, Managerin, Islamist, Türke, Hauptschüler usw.« (Villa 2010: 259)

auf die Verschränkung von Kategorien (in ihren Wirkungen) gerichtet wird, gerät der Prozess der *Subjektivierung an sich* in seiner Vielschichtigkeit aus dem Blick.

Wird Butlers Subjektivierungsansatz auf Intersektionalität angewendet, so müssen die Kategorien, mit denen intersektionale Ansätze agieren, folglich als Teil oder *Ausdruck von Subjektivierungen* konzipiert werden. Indem Kategorien in ihren Durchdringungen, Verquickungen, Überkreuzungen als Teil der butlerschen Subjektivierung begriffen werden, erleichtert das die empirische Umsetzung der Analyse jedoch noch nicht unweigerlich. Zwar wird die Analyse von Kategorien erst durch erfolgte Subjektivierungen möglich. Der Fokus bleibt allerdings bisher auf den Kategorien, obwohl ich oben argumentiert habe, dass Butlers Subjektbegriff als Individuum in Struktur gelesen werden kann. Butlers Subjektkonzept umfasst mehr als »nur« Kategorien. Sie beschreibt sprachliche Kategorien als *einen Teil* des Subjekts. Um komplexe Machtverhältnisse in einer gegenüber intersektionalen Ansätzen veränderten Weise empirisch erfassbar zu machen, gilt es daher, Butlers Subjektkonzept vollends aufzugreifen und an das Subjekt als Individuum in Struktur anzuknüpfen, um darauf basierend Schlussfolgerungen für das methodologische Herangehen ziehen zu können. Hierfür wird nun zunächst noch der Aspekt der Performativität von Subjektivierungen im Hinblick auf die Relevanz für die Analyse komplexer Machtverhältnisse erörtert.

3.3 Charakteristikum III: Subjektivierung als Prozess – Vom stetigen Werden und seinen Folgen

Butlers Subjektivierungsansatz ist durch ein permanentes Werden gekennzeichnet. Indem Subjektivierung nicht als gegeben vorausgesetzt wird, sondern durch das Besetzen von Orten, von Strukturen, durch das Zitieren von Kategorien durch Individuen erfolgt, wird sie zu einem beständigen Prozess, der – in Butlers Vokabular – performativ ist. Performativität ist für Butler »die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkung erzeugt, die er benennt« (Butler 1997: 22; vgl. auch Kap. 2.2.2).¹⁰ Butler hat herausgearbeitet, dass das Fortbestehen von Kategorien an eben diese performative Darstellung geknüpft ist (vgl. Butler 2001: 20; Butler 2003a: 217). Die Kategorien sind zwar bereits in der Welt und damit den Individuen vorgängig, die durch sie subjektiviert werden können. Wie oben beschrieben, sind sie jedoch nicht einfach gegeben, sondern bedürfen der stetigen Reproduktion um Fortzubestehen. Mit dieser Wiederholung geht für

10 Als performative Inszenierung verstehe ich hier auch Diskurse, die sprachlich reproduziert werden, sei es durch schriftliche Äußerungen oder mündliche Zitate im butlerschen Sinne. Auch diese können nur durch die stetige Wiederholung fortbestehen.

Individuen die Möglichkeit einher, subjektiviert und dadurch intelligibel und anerkennbar zu werden. Die beständige performative Wiederholung der Subjektivierungen erfolgt also, um durch diese sozial verständlich und anerkannt zu werden. Reckwitz bemerkt deshalb zurecht, dass das Subjekt seine eigene Inszenierung ist, die nicht als strategisches Spiel, »sondern als basale Existenzform von Subjektivität« zu verstehen ist (Reckwitz 2008a: 88f.).¹¹

Die Vorgängigkeit der Kategorien bedeutet jedoch nicht, dass sie einfach als solche, als Kategorien an sich, bzw. in ihren Überkreuzungen, Durchdringungen, Verquickungen untersucht werden können. Zum einen existieren Kategorien nicht einfach als solche, ihre Bedeutungen entstehen stets in Abgrenzung, in Relation zu weiteren Kategorien. Zum anderen werden die bestehenden vielfältigen Differenzen (re-)produziert, indem Individuen in Kategorien agieren, Orte besetzen, in Strukturen eintreten und durch diese subjektiviert werden. Hark und Villa weisen deshalb darauf hin, dass es keine sozial relevanten Differenzen an und für sich, jenseits der sozialen Praxis, gibt (vgl. Hark/Villa 2017: 22). Indem Butler Subjektivierungen (auch) als Wiederholungen von Strukturen und Kategorien konzipiert, die – bedingt durch ihren zitatformigen Charakter – stetig (kleine) Bedeutungsverschiebungen erzeugen, lässt sich ihr Subjekt nicht als feststehend denken. Das Subjekt wird bei ihr nicht als Substanz imaginiert oder gar mit einem genuinen Kern versehen vorgestellt. Es wird stattdessen als uneinheitlich und nicht-identisch mit sich selbst gedacht, als durch permanentes Werden gekennzeichnet. Daher ist es nicht möglich, grundsätzliche, über einen längeren Zeitraum geltende Aussagen über ein bestimmtes Subjekt zu treffen.

In Bezug auf die Analyse komplexer Machtverhältnisse und Intersektionalität ist dies insbesondere im Hinblick auf die Relevanz und Nicht-Relevanz von Kategorien interessant. Wäre das Subjekt stets mit sich selbst identisch und einheitlich, wie humanistische Konzeptionen dies vorsehen, so müssten die debatierten Kategorien folglich auch permanent wirkmächtig sein. Butler weist zwar darauf hin, dass Subjektivierungen als Persönlichkeitsmerkmale erscheinen, indem sie permanent aufrechterhalten werden (vgl. Butler 2003a: 38), dies bedeutet jedoch nicht, dass sie auch in jedem Kontext bedeutsam sind. Wie bereits Walgenbach gezeigt hat, ist die beständige Relevanz von Kategorien nicht gegeben, sie unterliegt dynamischen Veränderungen (vgl. Walgenbach 2007: 64). Während Kategorien, mit denen ein Individuum bezeichnet und damit subjektiviert wird, in einem Setting wirkmächtig und zentral sind, erlangen sie in einem anderen Setting kaum oder sogar keinerlei Relevanz. Diese empirische Beobachtung steht humanistischen Subjekt-Ansätzen entgegen und unterstützt Butlers Denkbewegung,

11 Um mehr performative Variationen sozial anerkennbar zu machen, müssen zunächst die Bedingungen erfüllt sein, um überhaupt subjektiviert zu werden (vgl. Butler 2003a: 16). Erst dann lassen sich die Repräsentationen erweitern und sozialer Wandel wird möglich.

Subjekte als Orte, als Positionierungen, als Strukturen zu denken, die temporär von Individuen besetzt werden. Wird das Subjekt nun als uneinheitlich im butlerschen Sinne konzipiert, als Individuum in (wechselnder) Struktur, so ist die logische Konsequenz daraus, dass Individuen nicht in jedem Kontext in gleicher Weise subjektiviert werden können. Es existieren vielfältige Subjektivierungen, die von Individuen unterschiedlich besetzt werden – auch, wenn die Anforderungen der jeweiligen Kontexte in den Subjektivierungsgelegenheiten zum Tragen kommen. Während das Individuum beispielsweise in Kontext A als ›gute Mutter‹ subjektiviert wird (durch sich selbst und/oder andere), erfolgt die (Selbst-)Bezeichnung und Subjektivierung in Kontext B etwa als ›tüchtige Arbeiterin‹ – um auf Butlers Beispiele vorzugreifen, die in Kapitel 3.4 noch zentral werden.

Subjektivierungen, die in Normen, Diskursen, Kategorien in Erscheinung treten, sind darauf angewiesen, durch Individuen verkörpert zu werden. Erst dadurch treten sie in Erscheinung und erlangen ihre Wirkung. Die beständige Reproduktion manifestiert sich für Butler damit auch in den Körpern. Körper sind für sie Orte der Einschreibung, in denen sich historische Eindrücke und machtvolle Diskurse durch die beständige Wiederholung materialisieren (vgl. Butler 2010: 39; Butler 1997: 32). Indem sie sich dauerhaft bzw. für einen längeren Zeitraum in die Körper einschreiben, stellen sie Forschende vor Herausforderungen. Auf Basis der in einem Forschungssetting erfassten Verkörperungen lassen sich dann nur bedingt Aussagen im Hinblick auf die Effekte oder Wirkungen des Forschungsfeldes auf die Körper treffen. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass in der Untersuchung zugleich körperliche Materialisierungen aufscheinen, die innerhalb anderer Settings zu anderen historischen Zeitpunkten erfolgt sind. Werden komplexe Machtverhältnisse in ihren Dynamiken untersucht, gilt es daher zu berücksichtigen, dass Subjekte immer mehr verkörpern, als in dem jeweiligen Forschungssetting relevant zu sein scheint. Dieses ›Mehr‹ an materialisierten Subjektivierungen wirkt auf die beforschten Situationen ein und sollte daher mitgedacht werden – ich werde auf diese Herausforderung im Rahmen der Methodologie noch zurückkommen (vgl. Kap. 5.1.3).

Da Subjektivierungen bedingt durch ihren zitatformigen, performativen Charakter zudem durch beständigen Wandel gekennzeichnet sind, der in unterschiedlich ausgeprägter Form auftreten kann, lässt sich vor Forschungsbeginn letztlich gar nicht wissen, welche Kategorien, welche Orte, welche Strukturen im Forschungssetting besetzt werden können und damit relevant sein werden. Es lassen sich lediglich Prognosen erstellen, die auf bisherigen Forschungserkenntnissen basieren.¹² Butler führt dies beispielhaft anhand des Geschlechts aus. Sie

12 Dies charakterisiert Forschung zwar grundsätzlich, gilt für das Arbeit mit dem butlerschen Œuvre jedoch insbesondere, wenn Butlers Ansatz der beständigen performativen Bedeutungsverschiebung ernsthaft gefolgt wird.

argumentiert, dass dieses als Resultat performativer Äußerungen betrachtet werden muss, welches durch ein permanentes Werden gekennzeichnet ist, das über die performative Inszenierung sichtbar wird (vgl. Butler 2003a: 49). Die Bedeutung von subjektivierenden Kategorien kann zudem auch noch kontextspezifisch variieren: »Ein und dasselbe ›Merkmal‹ bedeutet je nach Interaktionspartner ›das Gleiche‹ oder ›das Andere‹« – was eine Analyse nicht unbedingt einfacher macht (Hirschauer 2014: 174). Das liegt daran, dass Subjektivierungen auf Individuen nicht nur ein- sondern auch ausschließend wirken können. Sie können herangezogen werden, um sowohl Zugehörigkeiten als auch Abgrenzungen zu (re-)produzieren. Mit Butler gedacht ist es daher nicht möglich, grundsätzlich zu bestimmen, was die in intersektionalen Ansätzen gängigen Kategorien einschließen, was ›Geschlecht‹ ausmacht, was ›Klasse‹ charakterisiert, was ›Ethnizität‹ kennzeichnet. Die jeweilige Bedeutung muss aus dem Kontext erschlossen werden. Sie existiert dabei nicht, ohne auf andere Begriffe zu verweisen. Da in den beschriebenen Performanzen stets das Moment des Scheiterns, wie auch des unbewussten, aber auch des bewussten Verschiebens von Normen inhärent ist, können Kategorien nicht einfach als generell relevant erachtet werden.

Der Ansatz des permanenten Werdens statt vermeintlich kohärent bestehenden Identitäten lässt sich über die von Butler ausführlich thematisierte Kategorie ›Geschlecht‹ auf weitere Kategorien übertragen, da es sich dabei um Gelegenheiten zur Subjektivierung handelt. Die in den Debatten um Intersektionalität thematisierten Kategorien sind dann mit Butler gedacht Subjektivierungen, die als performative Inszenierungen sichtbar werden. Die Individuen begeben sich in institutionell, strukturell und damit gesellschaftlich bedingte Positionen, durch die sie temporär subjektiviert werden. Diese wirken über Normen, Diskurse und Macht und drücken sich in verschiedenen Attributen aus, die aber eben nur partiell genutzt werden, um für einen Augenblick, für eine Situation, intelligibel zu sein.

Auch die konkreten Erscheinungsformen der Subjekte lassen sich dann nicht theoretisch festlegen, sondern erst in der Empirie herausarbeiten – es handelt sich schließlich um stetige Prozesse, denen ein permanenter (latenter) Wandel inhärent ist, folgt man Butlers Performativitätsgedanken, dass jede Wiederholung, jedes Zitat, mit einer (leichten) Abweichung von der vorherigen verbunden ist und es sich keineswegs um eine mechanische Reproduktion handelt (vgl. Kap. 2.2.2). Demzufolge wird es erst in der performativen Darstellung möglich – hierzu zählt auch die Sprache –, die Subjektivierungen in ihrer Erscheinung auch zu untersuchen. Erst indem sie performativ zitiert werden, werden sie sichtbar und in der Folge empirisch erfass- und analysierbar. Grundsätzliche Aussagen sind daher nicht möglich, denn die Zeit hält nicht inne. Es kann dann auch keine Kategorie als selbstverständlich wirkmächtig vorausgesetzt werden, das würde der Performativitätsvorstellung Butlers und der damit verbundenen Möglichkeit des stetigen Wandels nicht gerecht werden und den Blick für neue, veränderte und/oder wiederauftauchende

Konstellationen und Kategorien, für veränderte Subjektivierungen, verstellen. Der Versuch, Kategorien grundsätzlich zu charakterisieren und in ihrer Wirkung und gegenseitigen Durchdringung zu erfassen, kann deshalb nur scheitern. Er wird dem butlerschen Gedanken nicht gerecht, dass in den subjektivierenden Prozessen Wandlung möglich ist. Eine empirische Analyse kann dann immer nur einen Moment erfassen, eine Praktik, die »an das zeitliche Nacheinander von Prozessen gebunden [ist, M.B.], so dass auch das aus der Praxis resultierende Subjekt als Resultat dieses Prozesses erscheint, nicht aber als Voraussetzung« (Berger 2013: 318).

Dieser Aspekt des Werdens stellt ein zentrales Charakteristikum des butlerschen Subjektkonzepts dar. In der Konsequenz erfordert dies einen Forschungszugang, der dem Prozesshaften, der stetigen Bedeutungs(-re-)produktion und/oder -verschiebung gerecht wird, die in Abhängigkeit der jeweiligen Umgebung erfolgt – also dem jeweiligen Forschungssetting. *Das Prozesshafte ist damit zugleich ein methodologisches Merkmal.* Für die Analyse komplexer Machtverhältnisse, für die Analyse von Intersektionalität, bedeutet dies, dass die auftauchenden (Identitäts-)Kategorien stets an den Forschungskontext gebunden sind. Es lassen sich keine Grundaussagen darüber treffen, welche Kategorien in welcher Verbindung wo und wie auftreten. Ihre Wirkmächtigkeit mag zwar über den konkreten Kontext hinaus gegeben sein, ihre jeweilige Ausgestaltung, das, was diskursiv unter dem »tüchtigen Arbeiter« verstanden wird und seine spezifische Position und Relevanz innerhalb des Settings, gilt es jedoch kontextspezifisch herauszuarbeiten. Mit Arendt weist Butler außerdem darauf hin, dass das Selbst in Beziehung zu anderen entsteht und in genau dieser Beziehung zu anderen seinen Ort findet. Bedeutung existiert dabei für sie »nur in Relation zu einer anderen entgegengesetzten Bedeutung« (Butler 2003a: 27). Es gibt keine Bedeutung an sich, so wie das Subjekt bei ihr keine substantielle Person ist. Sie schlussfolgert daraus, dass es notwendig ist, über die Relationalität des Subjekts neu nachzudenken. Diesen Ansatz, den bspw. auch Ricken und Rose präferieren, gilt es methodologisch zu berücksichtigen (vgl. Rose/Ricken 2018: 160ff.).

Um komplexe Machtverhältnisse zu untersuchen, muss der Fokus auf die Subjektivierungen gerichtet werden, durch welche die Machtverhältnisse hervorgebracht und aufrechterhalten werden. Wird die von Butler beschriebene Option der permanenten Bedeutungsverschiebung in der performativen Zitation berücksichtigt, so bietet es sich an, ein wissenschaftliches Verfahren zu wählen, welches dieser Herausforderung (mindestens teilweise) gerecht werden kann. Butler selbst schlägt vor, Situationen zu beforschen (vgl. Butler/Athanasίου 2014: 70). Auf diesen Vorschlag werde ich im Rahmen der Methodologie zurückkommen.

3.4 Charakteristikum IV: Kategorien als Teil diskursiver Subjektivierungen denken – ›Figuren‹ analysieren

Judith Butler gilt im Allgemeinen nicht als Intersektionalitätstheoretikerin. Bedingt durch ihre herausragenden Arbeiten in den Gender Studies, die wiederum viele Anknüpfungspunkte zu intersektionalen Ansätzen bieten, finden Butlers Arbeiten jedoch auch im Kontext von Intersektionalität Beachtung (vgl. z.B. Garske 2013; Walgenbach 2012b). Obwohl Butler sich mit Intersektionalität stets in Verbindung mit weiteren Themen befasst, stellt sie an einigen Stellen ihrer bisher erschienenen Publikationen explizit Bezüge zur intersektionalen Idee her. So schreibt sie in ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema Geschlecht etwa: »Es wäre falsch, von vornherein anzunehmen, daß es eine Kategorie ›Frau(-en)‹ gibt, die einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muß, um vervollständigt zu werden«, und sie schreibt weiter, »[w]enn man dagegen die wesentliche Unvollständigkeit dieser Kategorie voraussetzt, kann sie als stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen dienen« (Butler 2003a: 35). Ihr im Original 1990 erschienener Band *Gender Trouble* geht damit auf die zu jener Zeit sehr aktuelle Debatte ein, wie Intersektionalität konzipiert werden kann (vgl. Kap. 1). In ihrer Replik auf die Kritiken an *Gender Trouble* weist sie darauf hin, dass wichtig Phänomene wie Rassismus, Homosexuellenfeindlichkeit und Frauenhass nicht »als parallele oder analoge Beziehungen« in einem gemeinsamen Machtmodell konzipiert werden können (Butler 1997: 43f.). Aus ihrer Sicht verfehlt die Behauptung, dass diese abstrakt oder strukturell gleichwertig seien »nicht nur die jeweils besondere Geschichte ihrer Konstruktion und Herausbildung, sondern schiebt auch die wichtige Arbeit auf, zu durchdenken, auf welche Weise diese Vektoren der Macht einander zu dem Zweck ihrer eigenen Artikulation brauchen und einsetzen« (ebd.: 43f.). Damit fordert sie dazu auf, die Kategorien, die Vektoren der Macht, als gegenseitig oder wechselseitig abhängig zu denken und zu untersuchen, ob bzw. wie diese jeweils aufeinander angewiesen sind, um sich selbst zu erhalten.

Kategorien als Vektoren der Macht zu denken, versuchen intersektionale Ansätze ebenfalls, wie in Kapitel 1.5 ausführlich beschrieben wurde. Bisher existiert jedoch kein vollkommen überzeugender Ansatz, der ein empirisch tragfähiges Herangehen offeriert, wie Machtvektoren, wie komplexe Machtverhältnisse, in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit nicht nur konzipiert, sondern auch analytisch erfasst werden können. Indem Kategorien als grundlegend relevant erachtet werden, jenseits von konkreten Situationen, wie dies in vielen, dem Intersektionalitätsgedanken verpflichteten Studien der Fall ist, setzen sie das, was sie erst aufzeigen wollen, bereits voraus: Sie (re-)produzieren sich selbst, da ihre Relevanz, ihr Vorhandensein und ihre Wirkmächtigkeit als gegeben imaginiert werden. Ich möchte damit nicht bestreiten, dass bestimmte Subjektivierungen, wie beispielsweise ›es ist ein

Mädchen«, sehr weitreichend wirkmächtig sind. Jedoch treten sie stets gemeinsam mit anderen Kategorien auf, die gegenwärtig in der Forschung noch überwiegend separat behandelt werden. Intersektionalität versucht diesem Desiderat zwar entgegenzuwirken, kann dies bislang allerdings vor allem in theoretischen Konzeptionen der Differenz-Konglomerate einlösen. Die empirische Erforschung dieser steht – wie bereits beschrieben – noch weitestgehend aus. Zwar lässt sich eine Analyse ohne die Bildung von Kategorien nicht durchführen, die in der Intersektionalitätsforschung überwiegend verwendeten Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität/Rasse sind jedoch durch das Spannungsverhältnis zwischen Essentialisierungsgefahr und Kontingenz herausgefordert und daher nicht ohne weiteres analytisch verwendbar (vgl. Kap. 1.10).

Die Herausforderungen kennend, die sich aus der intersektionalen Idee ergeben, befasst sich auch Butler mit den Grenzen eines solchen Herangehens. Ihrer Auffassung nach ist es nicht möglich, alle Machtvektoren in eine einzige Analyse einzubeziehen. Dies würde voraussetzen, die Komplexität der gesamten Macht zu reflektieren und zu erklären. Butler zufolge übt eine Analyse, die vorgibt dies leisten zu können, »einen gewissen epistemologischen Imperialismus« aus (Butler 1997: 44). Nach welchen Kriterien sie analytisch relevante Machtvektoren auswählen würde, lässt sie offen, formuliert jedoch als Aufgabe an das Denken, »die Wechselbeziehungen in allen Einzelheiten zu erfassen, die eine Vielfalt dynamischer und relationaler Positionalitäten innerhalb des politischen Feldes verbinden, ohne sie allzu simpel zu vereinen« (ebd.: 164).

Mit ihrer Argumentation, Machtvektoren in ihrer Komplexität und ihren Wechselbeziehungen zu fokussieren, führt Butler in ihrer Replik auf die Kritiken an *Gender Trouble* jedoch auch (vorübergehend) eine Art Masterkategorie ein, wenn sie schreibt, dass es kein Subjekt vor der Annahme eines Geschlechts gibt (vgl. Butler 1997: 145). Sie setzt das Geschlecht damit als eine Basis, ohne die keine Bezugnahme auf den Körper erfolgen kann. Die Setzung einer Masterkategorie ist vielfach kritisch diskutiert worden (vgl. z. B. Bitzan et al. 2018). An späterer Stelle, wenn sie sich mit sexuellen und ethnischen Differenzen auseinandersetzt, schreibt sie wiederum, es sei nicht möglich, die eine Differenz der anderen vorzuschalten oder »sie überhaupt erst in vollständig trennbare Achsen sozialer Regulierung und Macht zu zerlegen« (Butler 1997: 252). Wie beschrieben, ist die Subjektivierung für sie mit der Annahme eines Geschlechts verknüpft. Wenn das Geschlecht für sie die Grundlage der Subjektivierung ist, würde das bedeuten, dass alle anderen Differenzen stets geschlechtlich konnotiert sind, das Geschlecht jedoch als unausweichlich, als zwingend erforderlich, vorgeschaltet ist, was sie in eben dieser Weise formuliert, wenn sie schreibt, dass es nicht möglich ist, Körpern eine Existenz zuzusprechen, die der geschlechtlichen Markierung vorherginge (vgl. Butler 2003a: 26).

Mit ihrer Argumentation, Differenzen nicht zu trennen, spricht Butler sich gegen eine »Vervielfachung von Subjektpositionen auf einer pluralistischen Achse«

aus (Butler 1997: 164). Sie argumentiert, dass eine Vervielfachung lediglich größere Fraktionierungen und dadurch bedingt eine verstärkte Zunahme von Differenzen erzeugen würde, ohne dabei zwischen diesen zu vermitteln. Zudem gilt es, ihren jeweiligen historischen Kontext einzubeziehen. Butler äußert dies im Zusammenhang mit ihrer Auseinandersetzung mit der Notwendigkeit des Ausschlusses, der Verwerfung und Zurückweisung von anderen Identitäten, die zur Erzeugung der eigenen Identität unumgänglich sind. Sie spricht sich damit implizit dafür aus, zwischen den Differenzen zu vermitteln, wenn auch unklar bleibt, wie sie sich diese Vermittlung vorstellt. Zugleich erinnert sie daran, dass das Beharren auf kohärenten Identitäten als Ausgangspunkt bereits festlegt, was ein Subjekt ist (vgl. ebd.: 165). Indem sie sich mit dem Verfügt-Sein, dem Vehikel-Sein von Kategorien für einander befasst, schlussfolgert sie: »Ich möchte nicht einfach das Subjekt als eine Pluralität von Identifizierungen würdigen, denn diese Identifizierungen sind ausnahmslos miteinander verfügt, sind das Vehikel füreinander.« (Butler 1997: 167) Mit dem Hinweis, dass es ihr nicht darum geht, Identitäten zu leugnen, zu überwinden oder gar auszulöschen, erläutert sie dies näher (vgl. ebd.: 168). Kategorien sind für sie nicht einfach aufeinander zu beziehen, als wären sie vollständig trennbare Macht-Achsen. Für Butler beruht die »pluralistisch-theoretische Trennung dieser Begriffe als ›Kategorien‹ oder sogar als ›Positionen‹ [...] selbst auf ausschließenden Operationen, die ihnen eine falsche Einheitlichkeit zuschreiben und die den Regulierungszielen des liberalen Staates dienen« (Butler 1997: 167). Und sie kritisiert:

»Wenn sie für analytisch eigenständig gehalten werden, ist die praktische Konsequenz eine fortlaufende Aufzählung, eine Vervielfachung, die in eine immer länger werdende Liste mündet, die das effektiv trennt, was sie angeblich verbinden will, oder die mit einer Aufzählung verbinden will, mit der ein Knotenpunkt, wie ihn Gloria Anzaldúa sich denkt, nicht berücksichtigt werden kann; den Knotenpunkt, an dem die Kategorien aufeinander zulaufen und der kein Subjekt ist, sondern vielmehr die uneingelöste Forderung, konvergierende Signifikanten im jeweils anderen und durch den jeweils anderen Signifikanten umzuarbeiten. Was im Rahmen einer solchen Aufzählung in Form von trennbaren Kategorien auftritt, sind vielmehr die Artikulationsbedingungen der einen Kategorie *für* die jeweils andere.« (Ebd., Herv. i.O.)

Butler weist damit auf die Herausforderung hin, die sich in intersektionalen Ansätzen zeigt (vgl. auch Kap. 1.9). Zwar geht es Intersektionalität gerade darum, die Verbindungen der Kategorien in den Blick zu nehmen und diese nicht als eigenständig zu denken, die Diskussionen um die relevanten Kategorien führen im Ergebnis u.a. jedoch zu immer länger werdenden Listen mit (potenziell) relevanten Kategorien. Je detaillierter die Debatten um die relevanten Kategorien (und Ebenen) werden, desto schwieriger scheint es zu sein, sich auf analytisch bedeutsame Kategorien zu einigen bzw. desto deutlicher wird die Unmöglichkeit dessen.

Die simple Auflistung gewichtiger Kategorien entspricht für Butler aber eben nicht dem, was eigentlich erfasst werden sollte: die Knotenpunkte der Kategorien. Der Begriff des Knotenpunkts ähnelt diversen Metaphern, wie sie in intersektionalen Ansätzen verwendet werden, etwa der Metapher der Kreuzung oder der Verschränkung. Für Knotenpunkte gilt dieselbe Kritik wie sie bspw. durch Fenstermaker und West (1995) oder auch Walgenbach (2011) an Crenshaws Ansatz herangetragen wurde: Jenseits der Knotenpunkte muss es etwas geben, das in Reinform existiert. Butler fällt hier meines Erachtens hinter die Möglichkeiten ihres eigenen Subjekt-konzepts zurück.

Wenn nun aber der von Anzaldúa beschriebene Knotenpunkt kein Subjekt ist, wie Butler schreibt, sondern stattdessen die Ausdrücke – die Kategorien –, die in ihrer Relevanz füreinander konzipiert werden müssten, und die einen quasi durch die anderen gedacht werden sollten, hieße das, die im Kontext von Intersektionalität geführten Debatten um die Anzahl der relevanten Kategorien wie auch Ebenen, in dieser Weise vorerst nicht fortzusetzen. Stattdessen müsste der Fokus auf das Vehikel-Sein, das Verfügt-Sein von Kategorien gerichtet werden, von dem Butler spricht. Dabei gälte es, die Relevanz der Kategorien füreinander, ihre Abhängigkeiten voneinander, in den Blick zu nehmen. Diesen Gedanken greifen Walgenbach et al. in ähnlicher Weise auf, wenn sie danach fragen, ob Kategorien überhaupt für sich definiert werden können oder nicht bereits im Definitionsprozess intersektional oder interdependent perspektiviert werden müssen (vgl. Walgenbach et al. 2007: 15). Mit Butlers Subjektivierungsansatz macht es keinen Sinn, die Kategorien zunächst einzeln zu betrachten, wie intersektionale Analysen dies gegenwärtig häufig tun, um sie dann in ihren Wechselwirkungen zu untersuchen. Wie oben angeführt, notiert Butler für die sexuelle und die ethnische Differenz, dass es nicht möglich ist, die Kategorien vollständig zu trennen (vgl. Butler 1997: 252). Eine vollständige Trennung würde bedeuten, dass Individuen zeitgleich mehrere Orte, Strukturen, mehrere Namen besetzen müssten, die sie subjektivieren – so weiterhin davon ausgegangen wird, dass Machtverhältnisse komplex wirken. Butler liefert allerdings keinen Hinweis darauf, dass sie Subjektivierung in dieser Weise denkt. Die Verschränkungen oder – um es mit Anzaldúa zu formulieren – die Knotenpunkte, mit denen Intersektionalität sich befasst, müssen folglich als Ganzes¹³ gedacht wie auch betrachtet werden.

13 In Begrifflichkeiten wie ›als Ganzes‹ schwingt die Problematik der Essentialisierung mit. Wird im Rahmen dieser Arbeit vom ›Ganzen‹ gesprochen, so wird diese Bezeichnung verwendet, um eine Abgrenzung zur Denkweise zu erzeugen, die Kategorien als überkreuzend, sich durchdringend o. ä. begreift. Inhaltlich lässt sich keine abschließende Grenze zwischen ›einem Ganzen‹ und ›einem anderen Ganzen‹ ziehen, es handelt sich schließlich um relationale, temporäre Prozesse. Das ›Ganze‹ stellt daher eine Art Hilfskonstrukt dar, um Butlers Ansinnen besser erläutern wie auch methodologisch fruchtbar machen zu können.

Diese Nicht-Trennbarkeit der Kategorien wurde bereits in dem vielfach zitierten Beispiel des Rechtsstreits zwischen DeGaffenreid und General Motors deutlich (vgl. auch Kap. 1.1.1.), bei dem fünf Schwarze Frauen gegen ihren Arbeitgeber klagten (vgl. Crenshaw 2010: 35f.). Das Gericht ließ nicht zu, dass die Klägerinnen als *Schwarze Frauen* klagten, wodurch es letztlich Weiße Frauen und Schwarze Männer als Referenzrahmen setzte und die Erfahrungen Schwarzer Frauen negierte. Indem es den Fall jeweils separat unter den Aspekten Geschlecht und Ethnizität/Rasse prüfte, tat es genau das, was Butler (und vor ihr viele andere) kritisiert: Es vollzog eine Trennung der Kategorien und konnte das Verfügt-Sein dieser und die daraus resultierenden Bedeutungen nicht erfassen. Damit ging es quasi von einer separaten Subjektivierung aus, bei der zum einen der Ort bzw. die Struktur ›Geschlecht‹ und zum anderen ›Ethnizität/Rasse‹ besetzt würden. Diese vom Gericht vollzogene – und in diversen intersektionalen Ansätzen ebenfalls angewandte – analytische Trennung der Kategorien macht deutlich, dass eine (vermeintliche) separate Subjektivierung den sozialen Realitäten nicht gerecht werden kann. Die Klägerinnen waren als *Schwarze Frauen* (und gegebenenfalls noch weiteren, an dieser Stelle nicht näher erwähnten Kategorien) von den Praktiken bei General Motors betroffen, sie wurden – folgt man Butlers Subjektivierungsvorstellung – als *Schwarze Frauen* subjektiviert. Doch was bedeutet dies nun für intersektionale Debatten und die Analyse komplexer Machtverhältnisse?

Während intersektionale Debatten sich auf eine Vielzahl einzelner Kategorien, wie bspw. ›Frau‹, ›Mann‹, ›Weiß‹, ›alt‹, ›heterosexuell‹ oder auch ›muslimisch‹, ›arbeitslos‹, ›gesund‹, in ihren Verbindungen und auf die ihnen implizierten Machtverhältnisse beziehen, spricht sich Butler gegen dieses Zerlegen von Machtverhältnissen in einzelne Kategorien aus (vgl. Butler 1997: 252). Damit weisen beide Ansätze zunächst noch in dieselbe Richtung. Wenn aber das Subjekt keine Pluralität von Identifizierungen ist, wie Butler schreibt, wenn es nicht aus einzelnen Kategorien besteht, die intersektionale Verbindungen oder Wechselwirkungen miteinander eingehen, wie lässt es sich dann denken? Butler hat es grundsätzlich als Ort definiert, als Platz, der eingenommen werden kann, als in Formierung begriffene Struktur – dies wurde weiter oben bereits thematisiert (vgl. Butler 2001: 15). Ihre Vorstellung davon, wie dieser Ort, dieser Platz des Subjekts zu verstehen ist, führt sie für das Geschlecht präziser aus: »Die Anweisung, eine gegebene Geschlechtsidentität zu sein, vollzieht sich [zudem] gerade auf diskursiven Bahnen, beispielsweise *eine gute Mutter, ein heterosexuell begehrenswertes Objekt, ein tüchtiger Arbeiter zu sein.*« (Butler 2003a: 213, Herv. M.B.)

Die Subjektivierungsgelegenheiten, die Butler hier skizziert, die ›gute Mutter‹, das ›heterosexuell begehrenswerte Objekt‹, der ›tüchtige Arbeiter‹, treten also als *Konglomerat von Kategorien und Diskursen* auf. Alle von ihr zitierten Beispiele lassen sich unter dem Fokus ›Geschlecht‹ analysieren. Jedoch wird deutlich, dass das Geschlecht hier erst relevant werden kann, indem es von weiteren Kategorien durch-

drungen ist, wie etwa der Mutterschaft, der Heterosexualität, der Leistung und der Klassen- oder Milieuzugehörigkeit. Die Kategorien sind diskursiv durchdrungen, was etwa an den Beschreibungen ›gut‹, ›Objekt‹, ›tüchtig‹ offensichtlich wird.¹⁴ Kategorien der theoretischen (intersektionalen) Debatten, wie Geschlecht, Ethnizität, Klasse, die jenseits statistischer Daten im Alltag in Reinform nicht zu finden sind, stehen damit den diskursiven Subjektivierungsgelegenheiten der Alltagspraxis in gewisser Weise entgegen. Zweifellos wird seit Langem darüber debattiert, dass Kategorien in ihren Verknüpfungen und Verschränkungen mehr sind bzw. anders gedacht werden müssen, als die Summe der einzelnen Wirkungen der Kategorien – im ersten Kapitel habe ich auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die mathematische Modelle mit sich bringen. Adäquate Ansätze für die Forschungspraxis konnten bisher aber nicht in überzeugender Form entwickelt werden.

Wird der dargelegten Argumentation konsequent gefolgt, so gilt es, die Subjektivierungen als Ganze, *in ihren jeweiligen konkreten Erscheinungen als Konglomerate in den Fokus zu rücken, ohne sie dabei analytisch zu trennen* – denn eine Trennung dieser kann den spezifischen Diskurs, den spezifischen Inhalt des Konglomerats nicht erfassen. Dies wurde oben anhand des Beispiels der Schwarzen Frauen bereits hinreichend deutlich. Subjektivierungen sind dann Konglomerate aus Kategorien, die diskursiv durchdrungen sind und die Intersektionalität analytisch zu trennen versucht, um sie dann in ihren Verschränkungen zu untersuchen. Da Kategorien nie einzeln, also in ›Reinform‹ auftreten, wird die Forschungspraxis ausschließlich die beschriebenen diskursiven Konglomerate zutage fördern, die auch *als eine Art ›Figur‹* imaginierbar sind.¹⁵

Mit der Analyse von ›Figuren‹, der Analyse diskursiver Subjektivierungen also, erfolgt in gewisser Weise ein Rückbezug zum Ursprung, zum Ausgangspunkt der intersektionalen Debatten: Schwarze Frauen zeigten die ihnen spezifisch wiederfahrenden Diskriminierungen auf, die in der Folge debattiert und theoretisch zu beschreiben und konzipieren versucht wurden – der Beginn von Intersektionalität. Dabei geht es mir an dieser Stelle weniger darum, ob das hier zitierte Beispiel

14 Ich gehe im Folgenden davon aus, dass Butler zustimmen würde, die Nicht-Trennbarkeit von Kategorien auf weitere (in intersektionalen Debatten als relevant erachtete) Kategorien auszuweiten – ohne sie dabei als separat wirksam denken zu wollen.

15 Statt von einer ›Figur‹ ließe sich auch von einer Art ›subjektiver Intersektionalität‹ sprechen. Dies hätte den Vorteil, erkennbar und relativ direkt an intersektionale Debatten anschließen zu können. Allerdings wäre dabei von Nachteil, dass ein solcher Begriff vor dem Hintergrund der vielschichtigen und breiten Debatten um Intersektionalität vermutlich umfangreichen Erklärungsbedarf nach sich ziehen würde. Zugleich impliziert diese Begrifflichkeit die Gefahr, zu stark in den Denkweisen und Schlussfolgerungen im Kontext von Intersektionalität zu verbleiben und dadurch das, was die Analyse von Subjektivierungen bietet, nicht erfassen zu können. Aus diesem Grund wird im Folgenden von ›Figuren‹ oder eben von Subjektivierungen gesprochen.

historisch betrachtet tatsächlich den allerersten Ansatz darstellte, Diskriminierungen in ihren Verschränkungen zu denken. Dieses Exempel dient dazu, noch einmal daran zu erinnern, dass der Ausgangspunkt von Intersektionalität in alltäglichen Situationen liegt, in denen es konkrete Menschen gibt – mit Butlers Subjektivierungsansatz gedacht, konkrete Subjekte –, deren machtdurchzogene Positionierungen es zu beschreiben galt und gilt. Es sollte berücksichtigt werden, dass Subjektivierungen immer wieder erfolgen müssen, sie sind ein dauerndes Werden. Bedingt durch ihre performative Verkörperung sind sie in gewisser Weise flüchtig und die nächste Wiederholung, die nächste performative Darstellung, kann von der vorherigen abweichen.

Die beschriebenen ›Figuren‹ sind zudem in Forschungssituationen empirisch erfassbar, da es sich hierbei um diskursive Subjektivierungsgelegenheiten handelt, die in der Alltagspraxis, in den Forschungssituationen, aufgefunden werden können. Da Kategorien niemals einzeln auftreten, sondern immer als Konglomerat in Form der ›Schwarzen Frau‹, des ›tüchtigen Arbeiters‹ etc., lassen sie sich – so es das Ziel ist, komplexe Machtverhältnisse beschreiben zu können – überzeugend auch nur als Ganzes analysieren. Die ›Figuren‹ sind die subjektivierenden Positionen, die Orte, die von Individuen besetzt werden können und dadurch das Subjekt erst erzeugen und – anders als Intersektionalität dies häufig tut – beständig als Ganzes erfasst werden müssen, ohne zunächst eine analytische Trennung zu vollziehen. Erst in diesen ›Figuren‹ ergeben die subjektivierenden Kategorien in einer alltäglichen Situation, in Interaktionen, sozialen Sinn. Wenn Intersektionalität nun versucht, die Kategorien einzeln herauszuarbeiten, geht der soziale Sinn, das Mehr an diskursivem Inhalt, welches die Subjektivierung enthält, dabei (unter Umständen) verloren.

Der Ansatz, Subjektivierungen als diskursive Konglomerate zu untersuchen, entgeht damit den Problemen, die in intersektionalen Ansätzen diskutiert werden: Es geht dann nicht darum, welches die relevanten Kategorien oder Ebenen sind, sondern die Analyse wendet sich den in den alltäglichen Situationen empirisch vorgefundenen diskursiv geprägten Subjektivierungen des jeweiligen Forschungsfeldes zu. Dieses Herangehen bietet den Vorteil, die Forschung ohne die Festlegung von relevanten Kategorien zu beginnen. Die Subjektivierungen werden dann – im Sinne der Grounded Theory – erst aus dem Material herausgearbeitet. Den Fokus auf Subjektivierungen zu richten, eröffnet die Möglichkeit, der Gefahr der Essentialisierung wie auch der Reproduktion von Kategorien durch die Vorannahmen von Forschenden entgegenzuwirken. Zudem bietet dieser Zugang die Chance, die im untersuchten Feld relevanten Kategorien in ihrer Bandbreite, in ihrer Kontingenz, zu erfassen. Auch kontextspezifische Konnotationen lassen sich auf diese Weise abbilden.

Vor dem Hintergrund, dass sich Macht nicht als solche analysieren lässt – Foucault hat darauf hingewiesen und Butler hat dies aufgegriffen – und Kategorien, in

denen sich Macht manifestiert bzw. mithilfe derer sie relevant gemacht wird, im Folgenden nicht mehr den analytischen Fixpunkt darstellen, werde ich im Weiteren von *komplexen Subjektivierungen, denen Machtverhältnisse inhärent* sind, sprechen. Mit dieser Begriffsverschiebung wird es möglich, weiterhin Machtverhältnisse im Blick zu behalten, ohne dabei jedoch mit den intersektionalen Ansätzen anhaltenden Herausforderungen konfrontiert zu sein. Indem Subjektivierungen zwar auch auf Kategorien rekurren, diese dabei aber – wie ich oben gezeigt habe – stets als diskursive Konglomerate auftreten und daher deutlich mehr sind als das, was in intersektionalen Konzepten unter den verschiedenen Überkreuzungs-, Durchdringungs- und Überlappungsmetaphern diskutiert wird, wird es möglich, Machtverhältnisse umfassender zu untersuchen, sie empirisch herauszuarbeiten. Die Charakterisierung der Subjektivierungen als komplex dient dazu, bereits mit der Bezeichnung deutlich zu machen, dass es sich hierbei nicht einfach um ›alten Wein in neuen Schläuchen‹ handelt. Mit dem butlerschen Subjektivierungsansatz ist deutlich mehr verbunden und erreichbar als mit intersektionalen Kategorien erfasst werden kann – dies dürfte deutlich geworden sein. Indem fortan von komplexen Subjektivierungen gesprochen wird, denen Machtverhältnisse in diskursiver Form inhärent sind, wird der Analyse komplexer Machtverhältnisse eine Basis gegeben, anhand derer Macht – die sich ja nicht direkt untersuchen lässt, weder als Macht noch als Machtverhältnisse – empirisch erforschbar wird.

In der Erhebung wie auch der Auswertung gilt dabei für die komplexen Subjektivierungen dasselbe wie für die Kategorien: Werden sie einzeln für sich betrachtet, lassen sie sich nicht aus sich heraus beschreiben. Erst in Relation zu anderen Subjektivierungen wird ihre Bedeutung innerhalb des Untersuchungssettings deutlich und es lässt sich beispielsweise herausarbeiten, welche komplexen Subjektivierungen in einem Setting welche Positionierungen (zueinander) innehaben, sowie die damit verbundenen Machtverhältnisse aufzeigen. Erkenntnisrelevant dürfte dabei sein, wie komplexe Subjektivierungen in den alltäglichen Forschungssettings zustande kommen, welche Bedeutungen wozu in Relation gesetzt werden und mittels welcher alltäglichen nichtmenschlichen Akteure, welcher Dinge und/oder Artefakte Bedeutungszuschreibungen und -reproduktionen in einem Setting vorgenommen werden. Um Machtverhältnisse untersuchen zu können, bedarf es somit nicht nur einer Analyse der Subjektivierungen, der diskursiven Konglomerate als solchen, sondern zugleich ihrer relationalen Positionierungen und Abhängigkeiten zu- und voneinander. Es gilt daher, die auftretenden Subjektivierungen als Gesamtkonstrukt zu analysieren, wie ich im fünften Kapitel näher ausführen werde.

Für die intersektionale Idee ergibt sich daraus die Chance, über die Subjektivierungen Machtverhältnisse in ihren konkreten empirischen Erscheinungen, in ihren Relationen zu anderen Machtverhältnissen, zu untersuchen. Dies kann unter Umständen zu veränderten theoretischen Konzeptionen führen. Indem dabei konkrete alltägliche Situationen analysiert und Aussagen für diese getroffen werden, wird

die Forschung sicherlich auf der einen Seite komplizierter. Auf der anderen Seite wird ein solches Vorgehen der empirischen Realität, und damit auch der alltäglichen Lebensrealität der Beforschten, jedoch deutlich gerechter. Machtverhältnisse lassen sich zudem präziser beschreiben und es lässt sich mit diesen dann gezielter umgehen. Um eine Möglichkeit zu finden, komplexe Subjektivierungen zu untersuchen und ihr Verfügt-Sein, ihr Vehikel-Sein füreinander empirisch erfassbar zu machen – um in der Folge auch theoretische Schlüsse daraus ziehen und/oder veränderte Modelle entwickeln zu können –, wird an dieser Stelle Butlers Werk nun wieder stärker in seiner Breite einbezogen, indem zunächst geprüft wird, welche methodologischen Folgerungen Butler ihrerseits aus ihren Ansätzen zieht. Daran anschließend wird dann diskutiert, inwieweit diese für das hier skizzierte Vorgehen, diskursive Konglomerate, also komplexe Subjektivierungen zu analysieren, hilfreich und brauchbar sind. Dabei gilt es, Leerstellen herauszuarbeiten, um daran anschließend andere Ansätze im Hinblick auf ihre Brauchbarkeit für die Analyse komplexer Subjektivierungen zu diskutieren.

4. Subjektivierungen untersuchen: Methodologische Folgerungen bei Butler

»Identitätskategorien machen mich immer nervös.«

(Butler 2003b: 145)

Diese Arbeit ist angetreten mit einer Kritik an intersektionalen Ansätzen im Hinblick auf überwiegend fehlende methodologische Konzeptionen zur empirischen Anwendung des Ansatzes in der Forschungspraxis. Vor dem Hintergrund der skizzierten Denkbewegung, Machtverhältnisse in Form von Intersektionalität mit Butlers Subjektivierungsansatz zu erfassen, wird dafür plädiert, eine Abwendung von der ›klassischen‹ Intersektionalität zu vollziehen und den Fokus stattdessen auf Subjektivierungen in ihrer Komplexität zu richten. Dabei werden die individuell erfolgenden Subjektivierungen in ihren Relationen zu anderen Subjekten im gesellschaftlichen Raum und damit in gesellschaftlichen Verhältnissen konzipiert. Wie bereits deutlich wurde, impliziert Butlers Subjektkonzeption sowohl die Mikro- als auch die Meso- als auch die Makroebene und bietet damit umfangreiche Möglichkeiten, die Wirkungen komplexer Subjektivierungen und ihnen inhärente Machtverhältnisse auf den bislang überwiegend analytisch getrennt untersuchten Ebenen zu verbinden. Eine fruchtbarere Erfassung ihrer Dynamiken wird dadurch möglich. Wird Intersektionalität nun mit Butler als *Ausdruck von Subjektivierungen* gedacht, sodass die Kategorien als butlersche Orte verstanden werden, die Individuen soziale Verständlichkeit und Anerkennbarkeit ermöglichen, stellt sich die Frage danach, wie sich der skizzierte Zugang methodologisch rückbinden und sinnvoll umsetzen lässt. Wie lassen sich nun diese sozialen Orte untersuchen, die komplexen Subjektivierungen, die eine Existenz ermöglichen?

Im Folgenden gilt es, diese Frage zu erörtern. Wie ist es möglich, komplexe Subjektivierungen auf der Basis von Butlers Konzepten zu analysieren? Zur Beantwortung der Frage wird Butlers subjektivierungsrelevantes Werk unter dem Fokus direkter und indirekter Aussagen und Anhaltspunkte für das methodologische und methodische Vorgehen betrachtet. Dabei werden noch einmal die Aspekte von Butlers Werk aufgegriffen, die für die vorangegangenen Kapitel wesentlich waren und auf ihre Relevanz für eine noch auszuarbeitende Methodologie zur Analyse

komplexer Subjektivierungen diskutiert. Es geht an dieser Stelle also darum, sowohl methodologische Schlussfolgerungen herauszuarbeiten, die Butler anführt, als auch methodologische Anknüpfungsmöglichkeiten an ihre Arbeiten aufzuzeigen. Das Vorgehen orientiert sich dabei in etwa an der Reihenfolge des Kapitels 2.2, in dem Butlers Denkbewegungen bereits unter dem Subjektivierungsfokus vorgestellt wurden. Da für Butlers Subjektivierungsansatz Macht, Diskurse, Normen, Sprache, Performativität und Körper zentral sind, werden diese einbezogen: Die ersten vier genannten wirken (in Form von vorgängigen Strukturen) direkt auf das Individuum ein und formen das Subjekt. Körper werden von den Individuen quasi in die Subjektivierung eingebracht und Performativität ist für die Darstellung der Subjektivierungen unerlässlich. Als einer ihrer bekanntesten Diskussionsgegenstände wird das Geschlecht ebenfalls berücksichtigt, welches sie als Grundlage für die Subjektivierung erachtet. Wie sich zeigen wird, kommt der Erweiterung oder Verschiebung von Normen, die Butler insbesondere in Bezug auf das Aufbrechen von Geschlechtervorstellungen thematisiert hat und die beispielsweise in der Queer-Theorie vielfach verwendet worden sind, eine untergeordnete Rolle im Hinblick auf die Entwicklung einer Methodologie zur Analyse komplexer Subjektivierungen zu. Dies gilt ebenso für Butlers damit verbundene Vorstellung von (gesellschaftlichem) Wandel. Kaum berücksichtigt bleiben im Rahmen dieser Arbeit zudem Butlers psychoanalytische Zugänge zur Subjektivierung.

Im Verlauf dieses Kapitels wird deutlich werden, dass Butler nur wenige Anhaltspunkte liefert, die für eine empirische Umsetzung ihres Subjektivierungsansatzes verwendbar sind. Ihr Herangehen bietet zwar grundsätzlich sowohl die Möglichkeit zu erklären, wie sich die Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse vollzieht als auch die Entstehung von Veränderungen. Werden ihre bisherigen Arbeiten zu Subjektivierung unter dem Fokus methodologischer Folgerungen für die Forschungspraxis untersucht, finden sich jedoch nur wenige präzise Aussagen, wie sich ihre theoriegeleitete Subjektkonzeption in der empirischen Forschungspraxis anwenden lässt. Einzig ihr dekonstruktivistisches Vorgehen, das auch in den sozialwissenschaftlichen Methodenkanon Einzug gefunden hat, erläutert sie wiederholt (vgl. z.B. Butler 1993: 48; Butler 1997: 56). Dies ist sicherlich Butlers disziplinärem Hintergrund geschuldet. Als Philosophin, Sprach- und Literaturwissenschaftlerin gehört die sozialwissenschaftliche Methodologie nicht unbedingt zu den Disziplinen innerhalb derer sie sich selbst verortet. Eine Überführung ihrer Denkbewegungen in eine sozialwissenschaftliche Methodologie verspricht ungeachtet dessen eine aufschlussreiche neue Perspektive auf lange bestehende Debatten und Herausforderungen.

4.1 Butlers Subjektvorstellung und die Methodologie

Für Butlers bisherige Arbeiten ist das Subjekt zentral. Ihr gesamtes Werk lässt sich vom Ansatz der Subjektivierung her erschließen. Dies ist in den vorangegangenen Kapiteln hinreichend aufgezeigt worden. Obgleich ihre Subjektkonzeption theoretischer Art ist, bietet ihr Verständnis des Subjekts Anknüpfungsmöglichkeiten für eine empirische Analyse.

Deutlich wurde, dass das butlersche Subjekt weder eine Substanz hat noch eine überhistorische Wahrheit oder einen letzten Ursprung besitzt. Stattdessen entstehen Subjekte bei Butler durch das Aneignen von und das Agieren in und mit Kategorien, denen Normen, Diskurse, Machtverhältnisse inhärent sind. Das Subjekt ist folglich immer durch gesellschaftliche Beziehungen und Normen geformt, die sich selbst fortwährend im Prozess des Werdens befinden (vgl. Butler/Athanasiou 2014: 102). Werden Subjektivierungen als sich stetig vollziehende performative Wiederholungsprozesse verstanden, wie Butler dies vorsieht, so gilt für sie die beständige Veränderung ihrer Erscheinung. Das Subjekt unterliegt einem andauernden Werdens-Prozess. Butler betont, dass das Subjekt nicht mit der Person oder dem Individuum gleichgesetzt werden kann (vgl. Butler 2001: 15). Individuen besetzen den Ort des Subjekts, indem sie die sprachlichen Kategorien, die in Formierung begriffenen Strukturen wiederholen (vgl. ebd.). Erst durch die Subjektwerdung erlangen Individuen Verständlichkeit, sodass eine Bezugnahme auf das Individuum oder auf das Werden dessen nicht möglich ist, ohne sich dabei auf den Subjektstatus zu beziehen, wie im vorangegangenen Kapitel ausführlich erörtert wurde (vgl. Butler 2001: 16; vgl. auch Kap. 3).

Wird das Subjekt untersucht, so kann demzufolge eine Analyse letztlich lediglich Momentaufnahmen liefern. Es ist nicht möglich, einen ›wahren Kern‹ oder ähnliches analytisch freizulegen, wenn sich das Subjekt, bedingt durch die sich fortwährend wandelnden Beziehungen und Normen, durch die es geformt wird, beständig im Werden befindet. Die Analyse der verschiedenen Subjektivierungen kann zudem nicht direkt erfolgen, darin ähnelt das Subjekt der Macht. Das butlersche Subjekt lässt sich nur in indirekter Weise untersuchen. Um Subjektivierungen und Subjektivierungsgelegenheiten untersuchen zu können, bieten die sprachlichen Kategorien, die Orte, die von Individuen besetzt werden und diese dadurch zu Subjekten werden lassen, die Möglichkeit, in ihren Ausgestaltungen und Dynamiken in den Blick genommen zu werden. Wenn das Subjekt in performativen Wiederholungen entsteht, indem Diskurse, Normen und die in diesen enthaltene Macht zitiert werden, etwa mittels der Verwendung von Kategorien, gilt es, eben diese analytisch in den Blick zu nehmen. Nachfolgend findet deshalb eine breite Auseinandersetzung mit Macht, Diskursen und Normen im Hinblick auf potenzielle methodologische Schlussfolgerungen für die Analyse komplexer Subjektivierungen statt.

4.2 Macht, Diskurse, Normen als wirksame Rahmungen der butlerschen Subjektivierung

4.2.1 Macht

Der Fokus dieser Arbeit war zu Beginn auf die Erforschung von komplexen Machtverhältnissen gerichtet und hat sich auf die Analyse komplexer Subjektivierungen verschoben, denen Machtverhältnisse inhärent sind. Die Untersuchung von Butlers Arbeiten im Hinblick auf die von ihr formulierten Implikationen für die empirische Untersuchung von Macht, ist daher sowohl naheliegend als auch notwendig. Es stellt sich quasi die Frage: Wie würde Butler Machtverhältnisse untersuchen, wenn sie soziologische Studien durchführen würde?

Wie bereits in Kapitel 2.2.1 deutlich wurde, basiert Butlers Machtvorstellung auf Foucaults Machtkonzeption. »Als Bedingung geht die Macht dem Subjekt voraus.« (Butler 2001: 18) Erst durch die Unterwerfung unter die Macht kann das Individuum zum Subjekt werden (vgl. ebd.: 8). Die Unterwerfung unter die Macht ist für Butler deshalb die Möglichkeitsbedingung der Subjektivierung (vgl. Butler 2001: 12f.). Sie schreibt, dass die Bedingungen für die Verständlichkeit, für die Intelligibilität, mit und durch Macht formuliert sind und diese normative Machtausübung selten als Funktion der Macht erkannt wird (vgl. Butler 2006: 210). Subjekte erhalten ihre soziale Existenz und Handlungsfähigkeit folglich durch Macht: »Die Macht, die einem aufgezwungen wird, ist die Macht, der man sein eigenes Erscheinen zu verdanken hat, und aus dieser Ambivalenz scheint es keinen Ausweg zu geben.« (Butler 2001: 184) Im eigenen Handeln wird die Macht dann wiederholt (vgl. ebd.: 18). Sie lässt sich daher weder widerrufen noch ablehnen, sie kann lediglich wiedereingesetzt werden (vgl. Butler 2003a: 184). Dabei müssen die Bedingungen der Macht beständig wiederholt werden, um bestehen zu bleiben. Die Wiederholung bzw. die Übernahme der Macht erfolgt bei Butler dabei nicht geradlinig. Die Macht wird nicht einfach exakt übertragen und dabei zur eigenen gemacht. »[D]er Aneignungsakt kann eine Veränderung der Macht beinhalten, so dass die übernommene oder angeeignete Macht gegen jene Macht arbeitet, die diese Übernahme erst ermöglicht hat.« (Butler 2001: 17) Was bedeutet das nun für die Empirie?

Für die Analyse von Subjektivierungen bedeutet es, dass die Untersuchung dieser eine Machtanalytik implizieren muss. Wenn die Macht ständig wiederholt werden muss, muss sie auch beständig erfassbar sein. Allerdings tritt die Macht für Butler – und hierin folgt sie wieder Foucault – nicht einfach als Macht auf, sondern ist vielmehr der Name für eine Komplexität (vgl. Butler 2006: 61). Ich habe dies bereits in Kapitel 2.2.1 erläutert. Macht lässt sich nicht direkt als solche analysieren. Sie tritt indirekt auf. Macht zeigt sich in den Praktiken der Subjekte, in ihrem Handeln, das ihnen zugleich die Subjektivierung erst ermöglicht. Sie tritt

etwa in Form von Wissen auf. Butler spricht auch von Wissensapparaten (vgl. Butler 2009: 111). Dabei greifen Macht und Wissen ineinander, sodass sie sich nicht voneinander trennen lassen. Vielmehr wirken sie »bei der Etablierung subtiler und ausdrücklicher Kriterien, mit denen die Welt gedacht wird, zusammen« (ebd.: 50). Die Herausforderung besteht dann darin, die von Butler thematisierten Kriterien, in denen gedacht wird, sicht- und analysierbar zu machen. Wie also lässt sich Macht untersuchen, wenn Butlers Charakteristika berücksichtigt werden?

Für Butler ist das Subjekt der Ort, an dem die Wiederholung der Macht erfolgt (vgl. Butler 2001: 20). Dies bedeutet, dass Macht an sich nicht handelt, sondern umgekehrt durch das Handeln der Subjekte Macht sowohl in ihrer Beständigkeit als auch in ihrer Instabilität reproduziert wird (vgl. Butler 1997: 32). Statt den Fokus direkt auf die Macht zu richten, gilt es also, das Handeln der Subjekte sowie das Wissen dieser in den Fokus zu rücken. Im Hinblick auf den Ausgangspunkt dieser Arbeit, die Analyse von Machtverhältnissen im Sinne von Intersektionalität, bedarf es also – wie bereits im dritten Kapitel thematisiert – einer Loslösung von der Idee, Macht unmittelbar als Macht empirisch untersuchen zu können. Statt von einer Analyse komplexer Machtverhältnisse wird deshalb vor dem Hintergrund von Butler und Foucault von einer Analyse komplexer Subjektivierungen ausgegangen, innerhalb derer Machtverhältnisse in indirekter Weise übernommen werden.

Soll die Untersuchung von Macht nun für die Empirie fruchtbar gemacht werden, lässt sich daraus zwar ableiten, dass Macht, indem sie im Handeln der Subjekte wiederholt wird, auch in diesem Handeln sichtbar werden müsste. Sie kann dann aus den Handlungspraktiken analytisch herausgearbeitet werden. Butler beschäftigt sich allerdings nicht damit, wie Handlungspraktiken untersucht werden können. Hier bedarf es der Heranziehung anderer Ansätze. Dabei ist es wichtig, die Herausforderung zu berücksichtigen, dass bei der Analyse das Wissen, das die Forschenden einbringen, ebenfalls machtdurchdrungen ist – darin unterscheiden sich die Forschenden nicht von den Beforschten – und damit zur Reproduktion von Machtverhältnissen in einer Forschungssituation beitragen kann. Dabei ist dieses machtdurchdrungene Wissen zugleich eine Voraussetzung, um die Logiken der Beforschten überhaupt beschreiben und begreifen zu können, sodass die empirische Forschung hier in gewisser Weise mit einem Dilemma konfrontiert ist, welches an dieser Stelle jedoch nicht weiter ausgeführt werden kann.

Bei der Ausübung von Macht kommt der Sprache eine wichtige Rolle zu. Um machtvoll sprechen zu können, muss das Subjekt zunächst angesprochen und subjektiviert werden. Die (sprachliche) Macht des Subjekts ist daher stets in gewissem Maße abgeleitet (vgl. Butler 2006: 58). Mit Foucault plädiert Butler deshalb dafür, »einen Nexus von Macht-Wissen zu charakterisieren, mit dem sich die Akzeptabilität eines Systems [...] erfassen lässt« (Foucault 1992: 31, zit.n. Butler 2009: 341). Es geht ihr darum, nach den Bedingungen zu suchen, durch die der Gegenstands-

bereich geschaffen wie auch begrenzt wird.¹ Doch wie lässt sich dies empirisch umsetzen? Butler liefert hierfür einen Hinweis, wenn sie schreibt, dass Macht-Wissens-Komplexe in Kategorien wirken, in denen die Welt gedacht wird (vgl. Butler 2009: 50, 341). Sie spricht sich dafür aus, zu untersuchen, wie die Macht arbeitet, welche Form sie annimmt, was sie tut (vgl. Butler 2007: 164). Dabei erachtet sie die Untersuchung von Normen und Diskursen, die sie als Erscheinungsformen von Macht beschreibt, als besonders zielführend (vgl. Butler 2006: 62). Diese lassen sich dann als Ausdrücke der Macht beschreiben, als Formen, in denen die Macht auftritt. Indem sie von Subjekten in ihrem Handeln (re-)produziert werden, wird auch die Macht (re-)produziert und analytisch ergründbar. Konkret inkorporiert das Subjekt die Macht, die ihm seine Handlungsfähigkeit sichert, indem es etwa als Sprachkursteilnehmer oder als Geschäftsführerin agiert (vgl. Kap. 5).

4.2.2 Diskurse

Für Butlers Subjektivierungsverständnis sind außer Macht auch Diskurse zentral. Diese setzen neben ihrer konkreten begrifflichen Bedeutung den Rahmen, was als sozial verständlich gilt, was sinnvoll ist und was davon ausgeschlossen bleibt (vgl. Kap. 2.2.1). Sie prägen die Wahrnehmung: »Diskurs« ist nicht bloß gesprochene Wörter, sondern ein Begriff der Bedeutung; nicht bloß wie es kommt, dass bestimmte Signifikanten bedeuten, was sie nun mal bedeuten, sondern wie bestimmte diskursive Formen Objekte und Subjekte in ihrer Intelligibilität ausdrücken.« (Butler 1993: 129) Das, was im Diskurs konstituiert wird, ist die Bedingung und wird zum Anlass für weiteres Handlungsgeschehen. Butler erachtet das Subjekt zudem in gewisser Weise als Folgeerscheinung regelgeleiteter Diskurse, die intelligible Anrufungen erst ermöglichen (vgl. Butler 2003a: 213). Diskurse sind für die Analyse von Subjektivierungen deshalb besonders relevant, sodass es zu fragen gilt, wie Butler Diskurse im Kontext von Subjektivierungen analysieren würde. Sie selbst liefert hierauf kaum Antworten. Butler schreibt zwar, dass Diskurse formierend auf Subjekte einwirken, indem sie begrenzend wirken und das Subjekt zwingen, sich ihnen zu unterwerfen, um intelligibel zu werden, präzisiert dies aber nicht weiter (vgl. ebd.: 172).

Die Wirksamkeit des Diskurses lässt sich ihr zufolge nicht auf den Augenblick seiner Äußerung reduzieren, die Zeit des Diskurses entspricht damit nicht der Zeit des Subjekts (vgl. Butler 2006: 55, 57). Wenn die Diskurs-Zeit nicht der Subjekt-Zeit entspricht, muss sie entweder kürzer oder länger als die Zeit des Subjekts sein. Da Butler Diskurse und Normen als dem Subjekt vorgängig denkt, lässt sich daraus

1 »Die Grenzen werden dort gefunden werden, wo die Reproduzierbarkeit der Bedingungen nicht sicher ist, an dem Ort, wo die Bedingungen zufällig sind, veränderbar sind.« (Butler 2009: 50)

schließen, dass die Zeit des Diskurses länger ist als die des Subjekts. Der Diskurs ist folglich dem Subjekt vorgängig und überdauert es. Für die empirische Forschung bedeutet dies, dass Diskurse über die jeweiligen Subjektivierungsmomente hinaus bestehen. Sie müssen deshalb auch über die konkreten Zeitpunkte der Subjektivierungen, die während der Datenerhebung erfolgen, rekonstruier- bzw. analysierbar sein. Allerdings unterliegen auch Diskurse historischem Wandel, der sich in der Zeit vollzieht. Obwohl die Subjektivierung als sich immer wieder vollziehender Prozess konzipiert wird, kann der Diskurs dann nicht zu einem beliebigen historischen Zeitpunkt erfasst werden, da er eben nicht überhistorisch ist.

Um Wirkungen zu materialisieren, muss ein Diskurs vielschichtig aufgebaut sein. Dabei sind die »sich ständig wiederholende[n] Ketten der diskursiven Erzeugung kaum als laufende Wiederholungen entzifferbar, weil die Wirkungen, die sie materialisiert haben, jene Wirkungen sind, ohne die im Diskurs keine Orientierung gewonnen werden kann« (Butler 1997: 259). Butler skizziert mit dieser Beschreibung von Diskurseffekten die Herausforderung, die sich bei der Analyse dieser ergibt: Diskurse lassen sich ihrer Auffassung nach nicht oder nur schwer in ihren beständigen Wiederholungen erkennen. Die Voraussetzung hierfür scheint für Butler zu sein, die Wirkungen zu erfassen, die der Orientierung im Diskurs dienen. Sie liefert indessen keine genauen Anhaltspunkte wie eine Analyse trotz der Herausforderung erfolgen könnte, dass die Wiederholungen als solche kaum entzifferbar sind. Hierauf finden sich eher bei Foucault, und darauf basierend beispielsweise bei Jäger (1999), Keller (2011), Keller und Truschkat (2013), Viehöver, Keller und Schneider (2013), Vorschläge zum methodologischen und/oder methodischen Vorgehen bei der Analyse von Diskursen. Es stellt sich allerdings die Frage, inwieweit »klassische« diskursanalytische Verfahren zur Untersuchung komplexer Subjektivierungen geeignet sind. Diese Frage wird im fünften Kapitel aufgegriffen.

4.2.3 Normen

Neben Macht und Diskursen kommt den Normen bei Butler eine zentrale Bedeutung bei der Subjektivierung zu (vgl. Kap. 2.2.1). Ähnlich wie die Diskurse gehen sie dem Subjekt voraus und bilden gemeinsam mit ihnen den Rahmen innerhalb dessen die Subjektivierung zitatformig erfolgt. »Subjekte werden durch Normen konstituiert, die in ihrer wiederholten Anwendung die Bedingungen erzeugen und verschieben [können, M.B.], unter welchen Subjekte anerkannt werden.« (Butler 2010: 11) Wird dies zugrunde gelegt, so kann die Analyse von Normen für die Untersuchung der konkreten Subjektivierungen sehr aufschlussreich sein. Über Normen zeichnet sich dann ab, welche Möglichkeiten und Begrenzungen in einem Setting existieren, was als legitim gilt und wo Illegitimität beginnt. Dabei regulieren Normen die Verständlichkeit wie auch die Intelligibilität und ermöglichen erst, dass Praktiken und Handlungen als solche erkannt werden, wodurch sie dem Sozialen

quasi ein Gitter der Lesbarkeit auflegen und Parameter definieren, was als Soziales erscheinen kann und was nicht (vgl. Butler 2009: 73). Wenn Normen die Intelligibilität begrenzen und damit Rahmungen des Sozialen erschaffen, sind sie für die Analyse von Subjektivierungen unverzichtbar. Empirisch herausarbeiten lässt sich dann in der Folge eben dieses Gitter sozialer Lesbarkeit, das, was als Soziales anerkannt wird. Die Differenzierung zwischen dem, was anerkannt wird und dem, dem eben diese Anerkennung verwehrt wird, lässt sich dabei kontextspezifisch in Relation zu bestehenden Normen aufzeigen, die sozial prinzipiell als intelligibel gelten. Es zeigt sich dann quasi die Charakterisierung des Gitters sozialer Lesbarkeit, die für den spezifischen Forschungskontext besteht. Wie dies allerdings methodisch erfolgen kann, lässt sich aus Butlers Denkbewegungen nicht direkt ableiten. Sie weist jedoch nachdrücklich auf die hohe Relevanz von Normen hin: »Durch den Rückgriff auf Normen wird die Sphäre des menschlich Intelligiblen eingegrenzt, und diese Eingrenzung ist für jede Ethik und jede Konzeption sozialer Veränderung folgenswer.« (Ebd.: 64) Dies wird ebenfalls deutlich, wenn sie die Relevanz von Normen in Bezug auf Rassismus und Anthropozentrismus thematisiert. »[N]ur durch einen kritischen Ansatz gegenüber den Normen der Anerkennung können wir beginnen, jene bössartigen Formen der Logik zu demontieren, die an Rassismus und Anthropozentrismus festhalten.« (Butler 2016: 53) Wie diese kritische Auseinandersetzung mit Normen der Anerkennbarkeit genau erfolgen soll, erläutert sie jedoch nicht näher.

Normen werden ständig wiederholt, indem sie angewendet, im eigenen Handeln verkörpert und in Handlungsritualen reproduziert werden (vgl. Butler 2001: 112). Darin sind sie den Diskursen ähnlich. Dabei werden sie mittels Sprache gefestigt (vgl. Butler/Athanasidou 2014: 190). Wenn nun Normen beständig mithilfe von Sprache wiederholt und im Handeln verkörpert werden, so können sie empirisch erhoben bzw. aus den Forschungsdaten herausgearbeitet werden, indem sowohl Verkörperungen als auch sprachliche Äußerungen in den Blick genommen werden. Handlungsrituale lassen sich zudem ebenfalls empirisch erfassen. Allerdings treten die Normen in der Alltagspraxis nicht in Reinform auf. Normen sind kontingent. Das erschwert die Analyse, da sich dadurch die Frage stellt, ob und wie eine Abgrenzung erfolgen kann oder ob sich etwa nur ein kontextspezifisches Konglomerat an Normen analytisch erfassen lässt, über das sich dann innerhalb des Gesamtzusammenhangs Aussagen treffen lassen.

Normen sind für Butler Mittel und Maß eines gemeinsamen Standards, »[e]in Anwendungsfall der Norm zu werden heißt nicht, sie vollständig auszuschöpfen, sondern vielmehr, einer abstrakten Gemeinschaft unterworfen zu werden« (Butler 2009: 87). Sie wirken damit als implizite Standards der Normalisierung, als Vergleichsprinzip oder Referenz (vgl. ebd.: 73, 88; Butler 1993: 122). Zugleich erzeugen Normen sowohl anerkannte Einheiten als auch Ausschlüsse von dieser, indem sie Abstände sichtbar machen (vgl. Butler 2009: 328). Indem zwischen dem, was aner-

kennbar ist und dem, was nicht anerkannt ist, differenziert wird, wird die Norm als solche zugleich abgesichert. Allerdings schränkt Butler die Möglichkeit ein, diese Ausschlüsse von der Norm (empirisch) aufzuzeigen, da sie die Frage, was außerhalb der Norm liegt, als ein gedankliches Paradoxon betrachtet (vgl. ebd.: 73). Sie argumentiert, »wenn die Norm das Feld des Sozialen für uns intelligibel macht und diesen Bereich für uns normalisiert, dann muss ein Außerhalb der Norm immer noch in Relation zu ihr definiert werden« (Butler 2009: 74; vgl. auch Butler 2005: 80). Damit bleibt eine relationale Beziehung zwischen dem Innerhalb und dem (vermeintlichen) Außerhalb der Norm bestehen, welches die Norm absichert. Ohne dieses Außen kann die Norm nicht bestehen, wodurch das, was ausgeschlossen, was als außerhalb der Norm erscheint, letztlich eingeschlossen wird und lediglich zur Abgrenzung dient. Hier lässt sich anmerken, dass Butler damit auf eine Weise selbst in dem von ihr kritisierten binären (descartesschen) Denkschema verbleibt: Es gibt ein Innen und ein Außen der Subjektivierung, Ein- und Ausschlüsse. Von Interesse wären in diesem Kontext sicherlich besonders die »Graubereiche«, die – in der binären Logik – zwischen dem Innen und dem Außen hin- und herwechseln und die es vielleicht jenseits binärer abendländischer Logiken gänzlich neu zu denken gilt.

Wie Normen empirisch analysiert werden können, bleibt in Butlers Schriften damit insgesamt vage. Zwar schreibt sie, »Normen können explizit sein oder auch nicht. Wenn sie aber als normalisierendes Prinzip in der sozialen Praxis fungieren, bleiben sie in der Regel implizit und sind schwer zu entziffern. Sie sind dann am deutlichsten und dramatischsten in den Effekten ersichtlich, die sie hervorbringen.« (Butler 2009: 73) Wie die genannten Effekte der Normen analytisch erfassbar werden, bleibt dabei allerdings letztlich offen. Für die empirische Forschungspraxis etwas konkreter wird Butler, wenn sie schreibt, »[t]atsächlich besteht die Norm nur in dem Ausmaß als Norm fort, in dem sie *in der sozialen Praxis durchgespielt* und durch die *täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens* und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird«, und sie beschreibt weiter, »[s]ie wird *durch ihre Verkörperung (re-)produziert, durch die Handlungen, die sich ihr anzunähern suchen, durch die Idealisierungen, die in und durch solche Handlungen reproduziert werden*« (Butler 2009: 85, Herv. M.B.). In Bezug auf Normen des Menschlichen plädiert sie dafür, »[z]u fragen, wie diese Normen eingeführt und normalisiert werden«, als erster Schritt »zu einer Herangehensweise, die die Norm nicht als selbstverständlich hinnimmt und die es nicht versäumt, zu prüfen, wie und auf wessen Kosten sie installiert und inszeniert worden ist« (Butler 2016: 53).

Normen zu analysieren bedeutet folglich, damit konfrontiert zu sein, dass diese Ein- und Ausschlüsse erzeugen, die stets in Relation zur Norm stehen, die wiederum im Alltag beständig im Plural auftritt. Eine trennscharfe Analyse, was welcher Norm zugerechnet werden kann, ist – folgt man Butler – kaum möglich. Eine empirische Analyse kann dann vielmehr ein Konglomerat an Normen innerhalb eines

Forschungsfeldes herausarbeiten und die aus diesen resultierenden Optionen aufzeigen. Das bedeutet in der Konsequenz für die Analyse komplexer Machtverhältnisse, den Fokus insbesondere auf die Ein- und Ausschlüsse und die Relationen dieser zu richten. Für eine sozialwissenschaftliche Analyse liefert Butler den Hinweis, Normen innerhalb eines Settings zu erfassen und die erfassten Normen dabei stets in Relation zu den Ausschlüssen zu untersuchen, die sie zugleich erzeugen. Wird dabei berücksichtigt, dass sie davon ausgeht, dass Normen meist implizit bleiben, so lässt sich schlussfolgern, dass an den Effekten angesetzt werden kann, welche die Normen hervorbringen und durch die sie am deutlichsten sichtbar werden. Es sollte deshalb diskutiert werden, was genau Butler als Effekte begreift und wie sich über die Analyse von Effekten Rückschlüsse auf die diesen zugrunde liegenden Normen ziehen lassen (vgl. Kap. 5).

Mit diesen aus der Beschaffenheit der Normen erwachsenden Herausforderungen sind sowohl die Theoriebildung als auch die Forschungspraxis konfrontiert. In Bezug auf die Brauchbarkeit von Butlers Ansätzen zur Entwicklung einer Methodologie, die eine Analyse komplexer Subjektivierungen ermöglicht, stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob Butlers Denkbewegungen für die Empirie tatsächlich zielführend sind. Wie in den vorangegangenen Abschnitten deutlich geworden ist, beschreibt Butler sowohl Subjekte als auch Macht, als auch Diskurse, als auch Normen als kaum entzifferbar. Das Subjekt befindet sich in einem beständigen Werdensprozess, der durch die performative Wiederholung von Normen, Diskursen und Macht gekennzeichnet ist. Macht tritt ausschließlich indirekt in Verbindung mit Wissen und/oder durch das Handeln der Subjekte auf. Diskurse sind in ihren Wiederholungen kaum erkennbar, weil sie sich materialisieren und eher in ihren Wirkungen erfassbar werden. Und Normen sind am ehesten in den Effekten, die sie hervorbringen, und in den alltäglichen (körperlichen) Praktiken und sozialen Ritualen zu entziffern, da sie in der Regel implizit sind. Keines der bisher angeführten butlerschen Konzepte lässt sich damit »einfach« empirisch auffinden. Doch wie sieht es mit Butlers Konzepten zur Sprache und Anrede aus?

4.3 Sprache und Anreden: Konsequenzen für eine Methodologie

4.3.1 Sprache

Bei Butler kommt der Sprache eine zentrale Funktion zu, wie ich bereits in Kapitel 2.2.2 herausgearbeitet habe. Sprache ist für sie der wesentliche Konstruktionsmodus der Realität. Mittels Sprache wird die soziale Wirklichkeit und die symbolische Ordnung einer Gesellschaft organisiert. Sprechende sind durch die Sprache geprägt, die sie gebrauchen (vgl. Butler 2006: 50). Ihr Denken wird durch eben diese Sprache erst ermöglicht, geformt und begrenzt. Durch sprachliche Äußerungen

können Diskurse zitiert, Identitätskategorien benannt, Normen wiederholt werden. Die Sprache beinhaltet damit unweigerlich Normen, die in der Regel implizit und unhinterfragt auftreten und für die (Re-)Produktion der symbolischen Ordnung der Gesellschaft äußerst relevant sind. Forschende werden folglich auf jeden Fall mit Normen und Diskursen konfrontiert, da diese eng mit der Sprache verbunden sind, die wiederum sowohl für eine Analyse als auch für das Denken an sich erforderlich ist. Butler weist darauf in gewisser Weise selbst hin, wenn sie schreibt, dass der Bereich des Sprechens von Normen strukturiert und gerahmt wird, die jeder Möglichkeit von Beschreibung vorausgehen (vgl. ebd.: 220). In sprachlichen Äußerungen erfolgt deshalb permanent eine Reproduktion von Macht, Diskursen und Normen. Diese fungieren als Subjektivierungsrahmen und konstituieren das Subjekt in einer untergeordneten Position. Für Forschende bedeutet dies, untrennbar mit den Normen und Diskursen der jeweils verwendeten Sprache verwoben zu sein. Ein Außerhalb von Normen und Diskursen ist – wie oben beschrieben – nicht möglich und eine kritische Reflexion der mit der Sprache transportierten Bedeutungen wesentlich. Auf diese Weise wird es möglich, einerseits etwas über die in der Sprache – und damit auch im Forschungskontext – enthaltenen Normen herauszuarbeiten. Andererseits wird deutlich, welche Diskurse und Normen in der Sprache der eigenen Arbeit mittransportiert werden und eine bewusste Entscheidung für oder gegen diese wird möglich (vgl. Kap. 5.1.1).

Die Existenz des Subjekts ist zudem in eine Sprache verwickelt, die ihm vorausgeht und es überschreitet, »eine Sprache, deren Geschichtlichkeit eine Vergangenheit und Zukunft umfasst, die diejenige des sprechenden Subjekts übersteigen« (Butler 2006: 51). Die Sprache ist damit, wie Normen und Diskurse auch, nicht ausschließlich an die Forschungssituation gebunden. Sie hat auch darüber hinaus Gültigkeit: »Sie [die illokutionären Äußerungen, M.B.] funktionieren als Äußerungen nur, insofern sie in Form eines Rituals auftreten, d.h. in der Zeit wiederholbar sind und damit ein Wirkungsfeld aufrechterhalten, das sich nicht auf den Augenblick der Äußerung selbst beschränkt.« (Ebd.: 12)

Butler äußert sich auch im Hinblick auf die Sprache nicht zu den Folgen für die Entwicklung einer Methodologie. Wenn Sprache jedoch die Zeitlichkeit des Subjekts übersteigt, gilt für die Untersuchung von Sprache das, was bereits für Normen und Diskurse gilt: Sprache ist über die konkreten Subjektivierungen hinausgehend analysierbar. Allerdings sind die Bedeutungen von Sprache kontextspezifisch, sie entstehen erst durch Differenzierungen innerhalb eines Kontextes, indem sie gegenüber anderen Zeichen und Repräsentationen abgegrenzt werden (vgl. Butler 2006: 220). Die konkrete Bedeutung von Sprache lässt sich daher weder abschließend noch für einen langen Zeitraum herausarbeiten. Zwar habe ich darauf hingewiesen, dass Butler Sprache als das Subjekt historisch übersteigend erachtet, sodass hier der Eindruck entstehen könnte, es handle sich um einen Widerspruch. Die Kontextspezifik der sprachlichen Bedeutungen, die letztlich eine Variations-

breite von möglichen Bedeutungen erzeugt, die einer Sprechhandlung inhärent sind, führt jedoch genau dazu, dass Aussagen, die über das konkrete Forschungsfeld hinausgehen, zunächst nicht möglich sind. Erst Vergleiche verschiedener Ergebnisse ermöglichen dann gegebenenfalls kontextübergreifende Aussagen. Der Erfolg eines Sprechakts hängt für Butler außerdem nicht von den Intentionen einer sprechenden Person ab, sondern von den etablierten Verwendungen dieses Sprechakts, von den Konventionen, die ihm zur Verfügung stehen. Diese implizieren wiederum die oben bereits thematisierten Normen und Diskurse. Der Sprechakt wird Butler zufolge wirksam, indem frühere Sprachhandlungen in ihm nachhallen, die durch ihn zitiert werden (vgl. ebd.: 84). Eine soziologische Studie konfrontiert dies mit der Schwierigkeit, die früheren Sprachhandlungen, mit denen die beforschten Subjekte in vorangegangenen Situationen konfrontiert waren, weder zu kennen noch rekonstruieren zu können. Was genau – welche Bedeutung – in den aktuellen Sprechakten nachhallt, kann also nicht direkt untersucht werden. Hierfür scheint die Analyse von Diskursen und Normen hilfreich, die innerhalb des Forschungsfeldes relevant sind. Wie oben angeführt, beschreibt Butler, dass Sprache das Zitieren und damit verbunden die Reproduktion von Diskursen, Normen, Kategorien und die diesen implizierte Macht ermöglicht. Vor dem Hintergrund, dass das Sprechen zugleich stets durch Normen und Diskurse strukturiert ist und es nicht möglich ist, eine sprachliche Beschreibung vorzunehmen, ohne auf diese zu rekurren, muss davon ausgegangen werden, dass es keine sprachlichen Äußerungen gibt, die frei vom Zitieren von Normen oder Diskursen sind (vgl. Butler 2006: 220). Wird beispielsweise das Wort ›Ich‹ im Hinblick auf seine normativen und diskursiven Gehalte betrachtet, die ihm über eine konkrete Forschungssituation hinaus anzuhaften scheinen, so wird schnell deutlich, dass schon die einfache Äußerung ›Ich‹ mit bestimmten (abendländischen) Vorstellungen vom Individuum und von Abgrenzung behaftet ist.

Es gilt daher, eine oder mehrere (sozialwissenschaftliche) Vorgehensweisen zu finden, die eine Analyse der Sprache mit den in ihr enthaltenen Normen und Diskursen ermöglicht. Der Fokus muss dabei auf den komplexen Subjektivierungen liegen. Da Butler sich mit der methodologischen Umsetzung dessen nicht präzise befasst, gilt es, bestehende andere Ansätze, die sich mit der Analyse von Sprache unter dem Aspekt von Subjektivierung beschäftigen, auf ihre Brauchbarkeit für die Analyse komplexer Subjektivierungen – der diskursiven Konglomerate, die ich im dritten Kapitel auch als ›Figuren‹ beschrieben habe – zu prüfen.

4.3.2 Anrede und Anrufung

Durch die sprachlichen Äußerungen erfolgen bei Butler Anreden oder Anrufungen (vgl. Kap. 2.2.2). Angesprochen zu werden bedeutet für sie, »jene Bezeichnung zu erhalten, durch die die Anerkennung der Existenz möglich wird. Kraft dieser

grundlegenden Abhängigkeit von der Anrede des anderen gelangt das Subjekt zur ›Existenz‹.« (Butler 2006: 15) Subjektivierung erfolgt also über diskursive Anrufungen. Es erfolgt zunächst eine Formung des Subjekts durch andere. Anrufungen beschreiben dabei nicht bestehende Realitäten, sondern versuchen, diese einzuführen, was ihnen gelingt, indem sie existierende Konventionen zitieren (vgl. ebd.: 59). Butler beschreibt in diesem Kontext auch, dass der subjektivierende Name Möglichkeiten des (sprachlichen) Lebens eröffnet und verwirft (vgl. Butler 2006: 70). Sie erachtet sprachliche Bezeichnungen als Effekte eines gesellschaftlichen Rituals, welches über Ein- und Ausschlüsse und damit über die Überlebensfähigkeit des Subjekts entscheidet (vgl. ebd.: 15f.). Indem das Individuum mit einem Namen, einer Identitätskategorie angesprochen wird, wird es subjektiviert und erlangt zugleich die Möglichkeit, andere anzusprechen (vgl. Butler 2006: 10). Das Subjekt hat in der Sprache daher sowohl die Position des Adressaten als auch des Adressierenden inne (vgl. ebd.: 53). Da die namensgebenden Anreden bei Butler diskursiv und machtvoll durchzogen sind, beschränkt sich ihre Wirksamkeit nicht auf den Augenblick des Angerufen-Werdens, sie wirkt darüber hinaus fort (vgl. Butler 2006: 57, 62). »Ein Name tendiert dazu, das Benannte festzuschreiben, es erstarren zu lassen, zu umgrenzen und als substantiell darzustellen.« (Ebd.: 61)

Diese Aspekte scheinen zentral zur Erläuterung der Herausforderungen, die sich in Forschungskontexten im Hinblick auf das bereits vor der Datenerhebung gelebte Leben ergeben. Es lässt sich kaum rekonstruieren, welche namensgebenden Anreden in der momentanen Forschungssituation nachwirken. Indem das Individuum angesprochen und dadurch subjektiviert wird, wird es zugleich in einer sozialen Situation wie auch in einer Zeit verortet (vgl. Butler 2006: 52).² Analysen sollten dies berücksichtigen, da die Bedeutungen der Anreden variieren können – insbesondere in historischen Studien gilt es, dies zu bedenken.

Anreden können also kontextabhängige Identitäten erzeugen, die ermächtigend oder auch verletzend sein können (vgl. Butler 2001: 92). »Wir müssen nicht unbedingt erkennen oder bemerken, wie wir konstituiert werden, damit die Konstitution wirksam wird.« (Butler 2006: 55) Das bedeutet zugleich auch, dass ein Name, eine Identitätskategorie, in einem Kontext eine verletzende Wirkung haben kann, in einem anderen Kontext jedoch auch ermächtigend wirken kann, also wechselnde Wirkungsweisen, unterschiedliche Relevanzen, haben kann, wie dies u. a. Walgenbach aufgezeigt hat (vgl. Walgenbach 2007: 64). Erläutern lässt sich dies am Beispiel der Benennung ›schwul‹. Während die Subjektivierung als ›schwul‹ in einem homosexuellenfeindlichen Kontext zur Diffamierung verwendet wird und eine Verletzung erzeugt, oder sogar eine Bedrohung des Lebens zur Folge haben kann, kann sie beispielsweise während einer GayPride als Selbstbenennung und

2 Butler begreift Raum und Ort mit Arendt als durch plurales Handeln erzeugt (vgl. Butler 2016: 100).

-subjektivierung ermächtigend wirken. »Allerdings ist die sprachliche Verletzung offenbar nicht nur ein Effekt der Wörter, mit denen jemand angesprochen wird, sondern ist der Modus der Anrede selbst, ein Modus – eine Disposition oder eine konventionelle Haltung –, der das Subjekt anruft und konstituiert«, schreibt Butler (2006: 10). Verletzungen, wie sie bspw. auch durch hate speech erfolgen, als das Zitieren rassistischer, sexistischer oder in anderer Weise massiv abwertender Anreden, werden nicht von den Wörtern selbst, sondern von der gesamten Szene der Anrede erzeugt, die versucht, die Angesprochenen zu entwerten (vgl. ebd.: 260).

Butler weist darauf hin, dass kein Sprechakt zwingend den Effekt einer Verletzung hervorruft. Das heißt auch, »daß keine Erforschung des Sprechakts einen Maßstab liefern kann, anhand dessen sich die Verletzungen durch das Sprechen letztlich beurteilen lassen« (Butler 2006: 30).³ Der Kontext der Anrede ist daher zentral in Bezug auf die Bedeutung und die Folgen der Anrede (vgl. Butler 2001: 92). Nicht angesprochen zu werden, kann jedoch ebenfalls einen sozialen Ort zuweisen und eine Identität zuschreiben (vgl. Butler 2006: 49f.). »Denn man kann auch gerade durch das Schweigen, durch die Tatsache, nicht angesprochen zu werden, angerufen oder auf seinen Platz verwiesen werden bzw. einen Platz erhalten.« (Ebd.)

Die Anrede eröffnet aber auch die Möglichkeit der Handlungsfähigkeit.⁴ Diese entsteht durch die Einnahme eines Ortes des Subjekts. Auch nicht selbst gewählte Benennungen, die zunächst eine Unterordnung und/oder Verletzung nach sich ziehen, implizieren Handlungsfähigkeit, mithilfe derer wiederum die Unterwerfung des Subjekts umgestaltet werden kann – welche sich dann in der Analyse der Forschungssituation herausarbeiten lässt (vgl. Butler 2006: 67). Handlungsfähigkeit entsteht also durch die soziale Welt (vgl. Butler 2009: 12).

Anreden müssen beständig erfolgen und performative Äußerungen erzeugen, um wirkmächtig zu bleiben. »Wenn Wörter zu Handlungen führen oder selbst eine Art von Handlung sind, dann nicht deshalb, weil sie die Absichts- oder Willenskraft eines Individuums widerspiegeln, sondern weil sie sich aus Konventionen herleiten und diese wieder in Szene setzen; Konventionen die ihre Kraft durch *sedimentierte Wiederholbarkeit* gewonnen haben« (Butler 1993: 124, Herv. i.O.). Diese Anreden mit

3 An anderer Stelle plädiert Butler für eine Untersuchung der institutionellen Bedingungen, »um zu bestimmen, mit welcher Wahrscheinlichkeit bestimmte Wörter unter bestimmten Umständen verwunden werden« (Butler 2006: 27), was in einem gewissen Widerspruch zu ihrer Aussage steht, dass sich Verletzungen durch Sprache letztlich nicht beurteilen lassen. Hier stellt sich darüber hinaus die Frage, wie die Wahrscheinlichkeit von Wörtern erschlossen werden soll, die unter bestimmten Bedingungen verwunden? Butler liefert hierauf keine zufriedenstellende Antwort.

4 Butler differenziert zwischen Handlungsfähigkeit und Handlungsmöglichkeit. Die Handlungsmöglichkeit bietet die Option zu Variationen: Was ermöglichen die Verhältnisse, wozu zwingen sie, welche Optionen bieten sie? (vgl. Butler 2005: 33).

einem Namen, einer Identitätskategorie, sind empirisch erfass- und aus den Daten analysierbar. Ebenfalls herausarbeiten – wenn auch in weniger direkter Form – lässt sich, wo konkrete Anreden unterbleiben und darüber dennoch in subjektivierender Weise wirken und einen sozialen Ort, einen Platz zuweisen. Welche früheren Sprachhandlungen in ihnen nachhallen, welche Bedeutungen sich abgelagert haben, ist jedoch schwer zu identifizieren. Offen bleibt aber auch hier wieder, wie die Analyse in der Forschungspraxis vorgenommen werden kann. Hier gilt es, andere methodologische und methodische Ansätze heranzuziehen (vgl. Kap. 5).

4.4 Performativität und Körper: Methodologische Folgen aus den Darstellungen

4.4.1 Performativität

Butlers Performativitätsansatz ist für die Entwicklung einer Methodologie zentral, die im Stande sein soll, einen analytischen Rahmen zur Untersuchung komplexer Subjektivierungen zu entfalten. Normen und Diskurse, Kategorien und Konventionen werden bei Butler durch performative Praktiken (re-)produziert, die sich ihrerseits kaum als solche untersuchen lassen – ich habe diese Herausforderung oben beschrieben (vgl. auch Kap. 2.2.2). Butler charakterisiert Performativität als ständig wiederholende, zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkung erzeugt, die er benennt (vgl. Butler 1997: 22). Diskurse wirken also mithilfe von Performativität. Performativität produziert das, was sie benennt (vgl. ebd.: 154). Dabei handelt es sich nicht um eine einzelne Handlung eines bereits fertigen Subjekts. Eine performative Äußerung ist »eine mächtige und hinterhältige Form, in der Subjekte aus zerstreuten sozialen Bereichen in ein gesellschaftliches Leben gerufen werden, in der ihr gesellschaftliches Leben mit einer Vielzahl diffuser und mächtiger Anrufungen inauguriert wird« (Butler 2006: 249). Die permanente Wiederholung wird für Butler daher nicht von einem Subjekt einfach performativ ausgeführt, sondern die Wiederholung *ist das, was das Subjekt erst ermöglicht* (vgl. Butler 1997: 139). Allerdings erfolgt die Subjektivierung durch die performative Wiederholung von Diskursen, Normen, Kategorien und die ihnen inhärente Macht – wie bereits beschrieben. Diese sind quasi die Basis der Performativität und ermöglichen die Subjektwerdung, indem sie die soziale Verstehbarkeit schaffen, die es braucht, um überhaupt »lesbar« zu sein und in der Folge anerkennbar zu werden.

Performative Äußerungen sind, bedingt durch ihre beständigen Wiederholungen, stets nur vorläufig. Das bedeutet, dass sich Subjektivierungen fortwährend vollziehen. Das Subjekt ist für Butler niemals vollständig konstituiert, sondern wird immer wieder neu der Macht unterworfen und neu produziert (vgl. Butler 1993: 45). Es bleibt »nur durch eine Wiederholung oder Reartikulation seiner selbst

als Subjekt Subjekt« (Butler 2001: 95). Folglich handelt es sich um einen kontinuierlichen, wenn auch stets unvollständigen Prozess, der durch die Verwendung von sprachlichen Kategorien, Normen, Platzhaltern, Strukturen, der Besetzung von Orten und Stellen erfolgt, die sozial verständlich und anerkennbar sind. Subjektivierung impliziert damit für Butler auch eine Eigenleistung, indem (vorübergehend) eine performative Aneignung der Kategorien erfolgt.

Performativität wird dabei sowohl durch Sprechakte als auch durch körperliche Vollzüge ausgeführt (vgl. Butler 2009: 318). »Viele Sprechakte sind also im engen Sinn ein ›Verhalten‹, ohne dass alle die Macht hätten, Effekte hervorzurufen oder eine Kette von Folgen auszulösen.« (Butler 2006: 33) Dabei werden die Bedingungen der Macht, die diesen Kategorien, Normen etc. anhaften, beständig wiederholt, wobei die Wiederholung für Butler die Möglichkeit bietet, Subjektivationsnormen neu zu verkörpern und so die Richtung ihrer Normativität zu verändern (vgl. Butler 2001: 95). »Bestimmte Arten der ordnenden Darstellung einer Handlung führen zu bestimmten Deutungsschlüssen über diese Handlung selbst. [...] Der Rahmen legt niemals ganz genau fest, was wir denken, anerkennen und wahrnehmen.« (Butler 2010: 16) Allerdings sind Denk- und Wahrnehmungsweisen auch nicht willkürlich, sie sind stets durch die Schemata der Intelligibilität geprägt.⁵ Der Wirkungserfolg performativer Äußerungen entsteht durch das Aufrufen früherer Sprachhandlungen (vgl. Butler 2006: 84f.). Oben wurde bereits deutlich, dass die Zeitlichkeit der Sprache die Zeitlichkeit des Subjekts übersteigt. Sie geht ihm vorher und sie erlangt ihre Bedeutung durch die ihr inhärenten Normen und Diskurse, die es entsprechend analytisch herauszuarbeiten gilt.

Wie im dritten Kapitel beschrieben wurde, stellt das permanente Werden, die Performativität, einen gewichtigen Aspekt der Subjektivierung dar. Sollen Subjektivierungen mit dem Ziel erforscht werden, komplexe Machtverhältnisse untersuch-, versteh- und in der Folge auch veränderbar zu machen, gilt es, performative Praxen analytisch einzubeziehen. Butler äußert sich nicht zur Frage der empirischen Untersuchung von Performativität. Da es sich bei der butlerschen Performativität um soziale Praktiken handelt, ist eine Untersuchung dieser gut durchführbar. Soziale Praktiken lassen sich empirisch erfassen und auswerten.

5 Hier lässt sich auch an Bourdieus Ansätze zur Habitualisierung und Inkorporierung von Normen und Diskursen anschließen. Während die Habitualisierung sich auf die Verinnerlichung von Denk- und Wahrnehmungsweisen bezieht, die in der Folge als Erzeugungsprinzip funktionieren, das innerhalb eines Feldes quasi passende Reaktionen produziert, zielt die Inkorporierung auf die körperliche Ebene ab. Bourdieu geht davon aus, dass Erfahrungen inkorporiert werden und sich in den körperlichen Erscheinungen zeigen. Individuen tragen ihre Erfahrungen und Geschichte als einverlebte Dispositionen mit sich, die sich in den Haltungen und Bewegungen ihrer Körper spiegeln. Er spricht in diesem Kontext ebenfalls von einer performativen Praxis. (vgl. Bourdieu 1985: 69; Bourdieu 1993a: 168; Bourdieu 2009: 164f.)

Methodologisch betrachtet, gilt es hierfür einerseits die in einem Forschungssetting verwendete Sprache zu analysieren (s.o.) und andererseits die damit verbundenen körperlichen Vollzüge, das Verhalten, zu untersuchen, wie ich im nächsten Kapitel noch weiter ausführen werde.

Der Faktor des permanenten Werdens bedeutet allerdings auch, dass sich die performativen Wiederholungen während der Datenerhebung, während der Beforschung, verändern können (z.B. im Verlauf eines Interviews, mehrerer Erhebungszeitpunkte etc.). Sollen komplexe Machtverhältnisse als Figuren untersucht werden, wie ich im dritten Kapitel vorgeschlagen habe, ist es also durchaus möglich, dass die Konglomerate von Normen und Diskursen, die sich Butler zufolge kaum einzeln entziffern lassen, im Verlauf der Forschung verändern. Dies ist zum einen den performativen Wiederholungen geschuldet, die nie ganz dieselben sind. Sofern Normen und Diskurse im Alltag beständig im Plural auftreten, muss zum anderen davon ausgegangen werden, dass diese Konglomerate in den performativen Wiederholungen nicht stets dieselben Kombinationen einzelner Normen und Diskurse aufweisen, sondern auch für diese – genau wie für die Performativität an sich – Variationen möglich sind. Performativität bleibt damit zwar eine soziale Praxis, die in ihrer Aufführung empirisch erfassbar ist, in der analytischen Auswertung sollte jedoch berücksichtigt werden, dass die zitierten Norm- und Diskurskonglomerate von den zuvor zitierten abweichen können. Da Butler sich zur empirischen Erforschung dessen nicht konkret äußert, gilt es auch hier, andere Ansätze für die empirische Analyse heranzuziehen (vgl. Kap. 5.1.1; 5.1.3).

4.4.2 Körper

Butler geht davon aus, dass Normen im Handeln verkörpert werden (vgl. Butler 2001: 112). Dies erfolgt über die performative Darstellung, über die Aus- und Aufführung sozialer Praktiken. Hierfür ist der Körper zentral, weshalb er auch bei der Konzeption einer auf Butlers Subjektivierungsansatz basierenden Methodologie relevant ist. Der Körper ist für Butler ein Ort der Einschreibung historischer Eindrücke und machtvoller Diskurse, die sich über die Zeit durch die performative Wiederholung in ihm materialisieren (vgl. Butler 2010: 39; Butler 1997: 32). Körper sind für sie diskursiv geprägt, weil eine Bezugnahme auf sie nur mithilfe von Sprache erfolgen kann. Sie werden erst durch Diskurse les- und verstehbar, die wiederum über sprachliche Kategorien vermittelt werden (vgl. Butler 1997: 22). Die körperliche Materie ist dabei nicht trennbar von sozialen Normen. Die beständige Wiederholung von Normen, welche die Intelligibilität ermöglichen, erfolgt über den Körper. Die sozialen Kategorien, die den Individuen vorgängig sind und nicht von ihnen selbst gewählt wurden, wirken auf ihre Körper ein, sie durchziehen diese und müssen performativ verkörpert werden (vgl. Butler 2016: 129). Für Butler ist der Körper das Instrument, mittels dessen das sprachlich Gesagte ausgeführt wird,

jedoch auch über dieses Gesagte hinausgeht: »Die Bedeutungen, die der Körper ausführt, fallen nicht genau mit denen zusammen, die gerade vorgetragen werden oder überhaupt vorgetragen werden können.« (Butler 2006: 23) Performativität erzeugt für Butler eine praktische Wahrnehmbarkeit des Körpers (vgl. ebd.: 249). In den körperlichen Auswirkungen zeigt sich die sedimentierte Geschichte der performativen Äußerungen. Das stellt die Forschungspraxis vor Herausforderungen, wie ich weiter unten noch deutlich machen werde.

Der Körper fügt sich dabei niemals vollständig in Normen ein (vgl. Butler 1997: 21). Deshalb sind die Materialisierungen des Körpers, sind die Einschreibungen in diesen, nie ganz vollendet, da die Wiederholungen der Normen beständig fortgesetzt werden (vgl. ebd.: 21). Die regulierenden Schemata sind »historisch revidierbare Kriterien der Intelligibilität«, wie Butler schreibt, sie sind keine zeitlosen Strukturen, sondern »Kriterien, die Körper produzieren und unterwerfen, die von Gewicht sind« (Butler 1997: 37). Wird ihr in dieser Vorstellung vom Körper gefolgt, so lässt sich daraus schlussfolgern, dass analytische Verfahren, die das körperliche Wissen in den Blick nehmen, die Untersuchung der Materialisierungen in den Körpern ermöglichen müssten. Wenn sich die sedimentierte Geschichte der performativen Äußerungen als physischer Effekt zeigt, wie Butler darlegt, müssten sich die Normen, die Diskurse, die Kategorien anhand der Analyse der körperlichen Materialisierungen grundsätzlich herausarbeiten lassen. Allerdings lassen sich diese kaum für *eine spezifische Subjektivierung zu einem bestimmten Zeitpunkt* bestimmen. Es muss stattdessen davon ausgegangen werden, dass sich in den körperlichen Materialisierungen die ganze Bandbreite der sedimentierten Einschreibungen zeigen wird. Um innerhalb einer konkreten Forschungssituation komplexe Subjektivierungen zu analysieren und für eben diese Situation zu bestimmen, scheint die Analyse körperlicher Materialisierungen als Ergebnis wiederholter Subjektivierungen deshalb zunächst nicht zielführend. Es gilt vielmehr, den Körper als die Analyse stützend einzubeziehen – ich werde dies im nächsten Kapitel weiter ausführen.

Zudem wird der Körper für Butler erst durch die Bezeichnung zu dem, was als Körper verstanden wird. Es ist nicht möglich, sich auf den Körper zu beziehen, ohne ihn zugleich durch die Bezeichnung zu erzeugen, da es hierfür sprachlicher Benennungen bedarf. Erst durch die Sprache, durch die Bezeichnungsakte, wird eine Bezugnahme auf den Körper möglich – die deshalb zugleich immer auch seine Erzeugung ist und die bereits diskursiv und normativ durchdrungen ist (vgl. Butler 1993: 52; Butler 2006: 15). Körper sind dabei immer in Beziehungen, in Relationen eingebunden und durch diese definiert (vgl. Butler 2016: 171f.). Für sie gilt in gleicher Weise das, was für die Subjektivierung an sich gilt: Sie werden durch die Perspektive anderer konstituiert, wodurch sie stets eingenommen und ein Stück weit enteignet werden. Für das methodologische Herangehen stellt dies insofern eine Herausforderung dar, als dass sich lediglich die sprachlichen Bezeichnungen, die innerhalb der Untersuchungssituation erfolgen – durch das

subjektiviertes Individuum selbst oder durch andere –, erfassen lassen. Die Analysemöglichkeiten einschränkend, muss zudem darauf hingewiesen werden, dass auch hier für die Forschenden nur solche materialisierten Normen, Diskurse, Kategorien ›entzifferbar‹ sind, die ihren normativen Vorstellungen entsprechen und damit für die Forschenden wahrnehmbar sind. Wie bereits oben beschrieben, stellt dieses grundsätzliche Problem allerdings kein Spezifikum der Analyse komplexer Machtverhältnisse im Sinne von Subjektivierungen dar, es handelt sich vielmehr um ein generelles Dilemma, dem sich niemand entziehen kann.

Wird Butler in ihrer Annahme gefolgt, dass sich in den Materialisierungen des Körpers die sedimentierte Geschichte der performativen Einschreibungen zeigt, so wirken die zuvor erfolgten sprachlichen Bezeichnungen in diesem nach. Um die Relevanz dessen für die Analyse von Subjektivierungen klären zu können, müsste klarer sein, ob und/oder wann Butler die Materialisierungen der vorangegangenen Bezeichnungen als explizit auf die jeweils konkreten Subjektivierungen weiterwirkend denkt, oder ob sie die Materialisierungen eher als eine Art beständige Hintergrundfolie konzipiert. Zwar erfolgen Subjektivierungen bei Butler als fortwährende Aneinanderreihungen, dies bedeutet jedoch nicht zwingend, dass die vorherigen sprachlichen Benennungen in diesen unbedingt weiterwirken: »[D]ie Wiederholung und die unterlassene Wiederholung produzieren eine Kette von Performanzen, die die Kohärenz des ›Ich‹ zugleich konstituieren und in Frage stellen.« (Butler 2003b: 152) Butler bezeichnet die Materialisierung zudem als niemals vollständig abgeschlossen (vgl. Butler 1997: 21). Insbesondere durch die Möglichkeit der gezielten wie auch beiläufigen Verschiebung von Bedeutungen in der performativen Wiederholung können sich dann Veränderungen der Materialisierungen ergeben. Materialisierungen erfolgen zwar (zum Teil) in Verbindung mit den sprachlichen Bezeichnungen, sind aber auf diese nur insofern angewiesen, als sie zu ihrer Beschreibung gebraucht werden. Damit bedarf es allerdings ebenfalls der Sprache, um die Materialisierungen, die sich in den Körper einschreiben, erfassen, beschreiben und deuten zu können. Wie weiter unten im Kontext der Identitätskategorien und Identitätsbildung noch deutlich werden wird, spricht vieles dafür, dass Butler eine nachhaltige Wirkung von Materialisierungen im Körper annimmt (vgl. Kap. 4.5.2).

Der Aspekt, dass Körper immer in Relationen und Beziehungen eingebunden sind, durch die sie definiert werden, impliziert zudem, dass eine Analyse zu einem bestimmten Erhebungszeitpunkt (oder auch mehreren Zeitpunkten) durchaus zu theoretisch weiterführenden Ergebnissen kommen kann (vgl. Butler 2016: 171f.). Es ließe sich dann untersuchen, welche Bezugnahmen auf Körper innerhalb der Forschungssituation erfolgen und welche Relationen hergestellt werden. Auf diese Weise lassen sich Aussagen zur Dynamik innerhalb eines Untersuchungsfeldes treffen, zu den Möglichkeiten wie auch Grenzen dieses Feldes. Berücksichtigt werden muss allerdings, dass die Analyse der sprachlichen Bezugnahmen auf den Kör-

per vor dem Hintergrund bereits bestehender performativer Wiederholungen von Normen, Diskursen, Kategorien erfolgt, die sich Butler zufolge – in unterschiedlich starker Ausprägung – in den Körpern manifestieren.

Körper können für Butler durch Anreden erhalten oder bedroht werden (vgl. Butler 2006: 14). Sie sind daher stets der Wirkmächtigkeit der Sprache sowie den ihr inhärenten Normen unterworfen. Sie sind vergesellschaftet. Butler macht zudem noch auf weitere Herausforderungen, die sich ergeben, aufmerksam, wie etwa die Ungleichverteilung von Vulnerabilität. Sie erachtet Vulnerabilität als Bestandteil von relational zu denkenden Körpern, die einerseits bestimmte Körper und andererseits bestimmte Bevölkerungsgruppen stärker als andere betrifft. »Die Universalisierung auf der metaphysischen Ebene scheitert, sobald wir das soziale und ökonomische Problem der Ungleichheit und der Ungleichverteilung zu analysieren versuchen.« (Butler 2018: 304) Sie plädiert deshalb dafür, die beiden unterschiedlichen Analyseebenen im Blick zu behalten. Zugleich sind Körper aber nicht nur passiv ausgesetzt, sie sind auch selbst handlungsfähig, etwa indem sie Berührungen jeder Form ausüben – auch gewalttätige (vgl. Butler 2005: 43).

In der Analyse gilt es, die subjektivierenden Anreden im Hinblick auf die implizierten Normen, Diskurse und Kategorien zu untersuchen und dabei die performativen Aspekte zu berücksichtigen, da davon ausgegangen werden muss, dass diese – sofern sie keine einmalige Subjektivierung darstellen – materialisierende Wirkung entfalten werden.

4.4.3 Körper und nichtmenschliche Dimensionen

Für Butler ist es – und darin folgt sie Haraway – nicht möglich, über Körper zu sprechen, ohne deren Abhängigkeit von Gesellschaft, Umwelt, Maschinen zu berücksichtigen, die auf die Körper einwirken. »Meiner Ansicht nach muss er [der Körper, M.B.] jedoch im Sinne der ihn stützenden Beziehungsgeflechte verstanden werden.« (Butler 2016: 171) Sie beschreibt die nichtmenschlichen Dimensionen als konstitutiv für das menschliche Überleben (vgl. ebd.: 173). Um das menschliche Leben zu verstehen, ist es wegweisend, die Verbindungen, Unterschiede, Kontinuitäten zu anderen Lebensformen einzubeziehen. Butler denkt dabei u.a. an Verbindungen zwischen Menschen und Tieren und plädiert für eine relationale Sichtweise (vgl. Butler/Athanasίου 2014: 57). Mit Bezug auf Haraway schreibt sie zudem, dass gar nicht von Körpern gesprochen werden kann, »ohne auch deren Umwelt, die Maschinen und komplexen Systeme gesellschaftlicher Abhängigkeit zu berücksichtigen, auf die sie angewiesen sind, dann sind all diese nichtmenschlichen Dimensionen des körperlichen Lebens folglich konstitutiv für das menschliche Überleben und Gedeihen« (Butler 2016: 173; vgl. auch Butler 2016: 170; Butler 2018: 304). Ohne Lebensbedingungen, die durch und durch gesellschaftlich sind, gibt es kein Leben. Dies impliziert für Butler die »Interdependenz von Personen mit reproduzierbaren

und stabilisierenden Sozialbeziehungen und mit Beziehungen zur Umwelt und allgemein zu nicht-menschlichen Lebensformen« (Butler 2010: 26).⁶ Sie plädiert deshalb dafür, das komplexe Relationen- und Beziehungsgeflecht zu verstehen, durch das die menschliche Existenz erst möglich wird (vgl. Butler 2016: 268). Wie dies in der empirischen Umsetzung in ihrem Sinne vollzogen werden kann, erläutert sie nicht näher, sodass an anderer Stelle nach adäquaten Herangehensweisen gesucht werden muss, um die nicht-menschlichen Dimensionen einbeziehen zu können, die für komplexe Subjektivierungen analytisch relevant sind (vgl. Kap. 5.1.4).

4.5 Anerkennbarkeit, Identität und Methodologie

4.5.1 Anerkennbarkeit und Anerkennung

Subjekte sind abhängig von Zuschreibungen und Bedingungen, die sie nicht selbst gewählt haben (vgl. Butler/Athanasίου 2014: 115). Sie sind zudem darauf angewiesen, von anderen Subjekten als solche anerkannt zu werden. Die Art und Weise, wie Individuen in ihrem Anerkennungsbestreben begegnet wird, in ihrem Bestreben danach, Subjekt zu werden, ist abhängig von den sozialen und politischen Netzen, innerhalb derer sie leben (vgl. Butler 2010: 57). Dabei kommt es auch zu Exklusionen durch die ein Teil der Anerkennung, oder die Anerkennung in Gänze, verwehrt bleibt. Exklusionen werden häufig unwissentlich vollzogen und nicht als explizites Problem angesehen, sondern als »der natürliche ›Stand der Dinge‹«, wie Butler schreibt (Butler 2016: 11). Von den Individuen werden ausschließende subjektivierende Kategorien vorgezogen, wenn die Alternative ist, gar keine soziale Existenz zu haben (vgl. Butler 2001: 24). »Unterdrückt zu werden bedeutet immerhin, dass man bereits als ein irgendwie geartetes Subjekt existiert: Man ist für das Meistersubjekt als das sichtbare und unterdrückte Andere, als ein mögliches oder potentiell Subjekt vorhanden. [...] Um unterdrückt werden zu können, muss man zunächst intelligibel werden« (Butler 2009: 54f.). Unterdrückung äußert sich hierbei nicht nur durch offene Verbote oder Abwertungen. Sie erfolgt ebenfalls »durch die Konstituierung brauchbarer Subjekte und durch die daraus folgende Konstituierung eines Gebiets unbrauchbarer (Un-)Subjekte – Abjekte könnten wir sie nennen –, die innerhalb der Ökonomie des Gesetzes weder beim Namen genannt noch verboten werden«, und Butler schreibt weiter, »[h]ier funktioniert Unterdrückung

6 Mit Hegel weist Butler auf die Verbindung zwischen dem menschlichen und dem nicht-menschlichen Leben hin, die sie als unbedingt notwendig erachtet. »Hegelianisch gesprochen: Wenn der Mensch ohne das Unmenschliche nicht menschlich sein kann, dann ist das Unmenschliche nicht nur wesentlich für das Menschliche, sondern gehört zum Menschlichen selbst.« (Butler 2016: 60)

durch die Produktion eines Gebiets der Udenkbarkeit und der Unaussprechlichkeit« (Butler 2003b: 154). Erläuternd fügt sie noch hinzu, dass explizite Verbote dazu führen, Schauplatz eines Diskurses zu sein und diesen zu bewohnen, sodass es möglich wird, aus dieser Position heraus etwas zu artikulieren, wohingegen ein implizites Verbot bedeutet, noch nicht mal als ein verbotenes Subjekt in Betracht zu kommen (vgl. ebd.). Indem Butler im Zusammenhang mit Anerkennbarkeit die Möglichkeit der Existenz von Vorseubjekten und Nicht-Subjekten erwähnt⁷ (vgl. Butler 2009: 177), weist sie ebenfalls darauf hin, dass Subjektivierungen auch scheitern können (vgl. Butler 2003a: 90f.). Da Butler schreibt, dass auch Subjekte, die unterdrückt werden, intelligibel sind, lassen sich die ausschließenden Kategorien analytisch erfassen und herausarbeiten. Methodologisch bedeutet dies, dass diskriminierende Subjektivierungen erhoben werden können. Für die empirische Forschungspraxis gilt es, diesem Gedanken folgend, zu untersuchen, welche Ein- und Ausschlüsse vollzogen werden – ich habe dies im Kontext von Normen bereits skizziert.

Anerkennung erfolgt damit mittels Normen und Diskursen, deren Analyse nur indirekt durchgeführt werden kann. Die Untersuchung von Anerkennung muss dann über sprachliche Äußerungen, über Handlungspraktiken und/oder über körperliche Materialisierungen stattfinden – die ihre eigenen analytischen Tücken aufweisen. Bedingt durch die häufige indirekte Erscheinung von Normen lassen sich diese über ihre Effekte herausarbeiten, was weiter unten noch vertieft werden wird. Zudem handelt es sich um einen Prozess, der permanent erfolgt. Anerkennende Subjektivierungen sind nie vollständig abgeschlossen, sodass immer wieder die Gelegenheit der erneuten Anerkennung und sich dadurch vollziehenden Subjektivierung besteht – aber auch des Ausschlusses und der Unterdrückung. Zwar erfolgen Subjektivierungen überwiegend als unbewusste Prozesse, indem Individuen Normen und Diskurse performativ zitieren und so für andere intelligibel und sozial anerkenntbar werden, jedoch besteht ebenso die Möglichkeit, sich bewusst für oder gegen eine Subjektivierung zu entscheiden.

4.5.2 Identitätskategorien

Wie bereits an einigen Stellen deutlich wurde, setzt sich Butler auch mit Identität und Identitätskategorien auseinander.⁸ Ihre Erörterungen dazu lassen sich

7 Butler differenziert zwischen dem Erkennen und dem Anerkennen eines Lebens. Zwar geht sie davon aus, dass das Erkennen durch Normen der Anerkennung mitbedingt ist, »aber es wäre falsch, zu behaupten, unsere Wahrnehmung oder Erkenntnis eines Lebens sei vollständig durch bestehende Normen der Anerkennung dieses Lebens bestimmt. So können wir durchaus erkennen, dass etwas nicht Gegenstand der Anerkennung ist.« (Butler 2010: 12)

8 Subjekte – etwa das liberale oder multikulturelle Subjekt – werden mit bestimmten Arten kultureller Identitäten konzipiert, die wiederum durch Kategorien wie ethnische Zugehörig-

grob in zwei Themenkomplexe unterteilen: Butler beschäftigt sich einerseits mit Identitätskategorien, mit denen das Individuum von außen, also durch andere, bezeichnet und in der Folge subjektiviert wird. Andererseits setzt sie sich mit den Selbstidentitäten von Individuen auseinander, in denen diese sich selbst imaginieren. Identitätskategorien sind für Butler Effekte von Diskursen, Institutionen und Verfahrensweisen, die vielfältige Ursprungsorte aufweisen (vgl. Butler 2003a: 9). Sie werden sprachlich vermittelt. Butler geht davon aus, dass Identitätsinszenierungen gewöhnlich Reaktionen auf Anfragen von außen sind, sich zu einer Identität, zu einem Namen, zu bekennen (vgl. Butler 2003b: 144). Um subjektiviert zu werden und darüber eine Identität zu erhalten, wird ihr zufolge, einem Individuum durch einen einzelnen oder eine Gruppe zuerst ein Name angeboten, gegeben oder auferlegt. »Der Name erfordert [dabei, M.B.] einen intersubjektiven Kontext und gleichzeitig einen *Modus der Anrede*. Denn der Name erscheint als *Anrede, die dem anderen eine Prägung zuspricht und diese zugleich für ›passend‹ oder ›geeignet‹ erklärt.*« (Butler 2006: 52f., Herv. i.O.)⁹ Dadurch erfolgt die Subjektivierung. Auch nach dem Erhalt eines Namens bleibt das Subjekt der Möglichkeit unterworfen, erneut benannt zu werden (vgl. ebd.: 53). Die Benennungen – die Butler wie beschrieben als Effekte von Diskursen, Institutionen, Verfahrensweisen erachtet – erschaffen und verorten Subjekte an sozialen Orten und innerhalb sozialer Zeiten (vgl. Butler 2006: 52). Identitätskategorien lassen sich in ihren jeweiligen konkreten Bedeutungen folglich (auch) als Zeichen einer Epoche begreifen.

Um die Wirkung der subjektivierenden Anrede mit Identitätskategorien mittel- und langfristig aufrecht zu erhalten, muss das Individuum sich diese Kategorien aneignen. Es muss sich eine Selbstidentität schaffen, indem es sich zunächst der von außen kommenden Macht unterwirft, die es zum Subjekt macht und die ihm in Form der subjektivierenden Anreden aufgezwungen wird. Indem es sich die Identitätskategorien aneignet, manifestieren sie sich über die Zeit als psychische Form der Selbstidentität (vgl. Butler 2001: 8f.). Butler geht dabei davon aus,

keit, Klasse, Religion, Sexualität, Geschlechtsidentität charakterisiert sind (vgl. Butler 2010: 129).

- 9 Hier lässt sich einwenden, dass Namen, die einen gezielt diffamierenden Effekt nach sich ziehen, nicht unbedingt benutzt werden müssen, weil sie vom Gegenüber als geeignet oder passend empfunden werden, sondern weil das Gegenüber darauf zielt, das mit dem diffamierenden Namen subjektivierte Individuum zu verletzen und damit hate speech zu sprechen. Allerdings lässt sich durchaus argumentieren, dass auch subjektivierende hate speech eine als passend befundene Bezeichnung darstellen kann. Die mit ihr verbundene Machtausübung – der Verweis in eine i.d.R. untergeordnete Subjektposition – ist hier offensichtlich als Machtausübungen, die mit sozial akzeptierteren Benennungen verbunden sind. Sie erfolgt zumeist bewusster als viele andere subjektivierende Bezeichnungen, die in unhinterfragten alltäglichen Interaktionen verwendet werden.

dass Selbstidentitäten performative Vorgänge sind, wie ich in Kapitel 2.2.2 bereits beschrieben habe. Sie setzt sich auch mit den Grenzen dieser auseinander.

Vor dem Hintergrund der Notwendigkeit, Identitätskategorien beständig zu wiederholen – Butler spricht von einem Wiederholungszwang – weist sie darauf hin, dass die Wiederholung eine Identität niemals voll und ganz erzeugt: »Die Tatsache, daß es überhaupt eine Notwendigkeit zur Wiederholung gibt, ist schon ein Indiz dafür, daß Identität nicht mit sich selbst identisch ist.« (Butler 2003b: 161) Sie betont, dass es nicht möglich ist, zu dieser Wiederholung der Identität, zu dieser Performanz, »auf radikale Distanz [zu, M.B.] gehen, denn es ist ein tiefsitzendes Spiel, ein psychisch verwurzeltes Spiel«, das nicht als eine Rolle, die vom Ich gespielt wird, verstanden werden kann (ebd.: 151).

Als dann impliziert und reproduziert die Wiederholung der Identitätskategorien ihre Instabilität und damit auch die Instabilität des Ich: »[W]enn das ›Ich‹ Ort der Wiederholung ist, das heißt, wenn das ›Ich‹ nur durch eine Wiederholung seiner selbst überhaupt den Anschein von Identität erlangt, dann wird es durch die Wiederholung, die es zunächst aufrechterhält, immer wieder verdrängt.« (Butler 2003b: 151, Herv. i.O.) Außerdem werden in der performativen Darstellung der Identität lediglich Identitätsmomente ausgebreitet, es wird nicht der gesamte Inhalt des ›Ich‹ sichtbar, sodass für Butler die Frage naheliegt, wie sich die wiederholten Identitätsmomente voneinander unterscheiden (vgl. ebd.: 152).¹⁰ »Es scheint klar zu sein, daß jede Konsolidierung einer Identität eine Reihe von Differenzierungen und Ausschlüssen erfordert. Aber welche davon sollen wir wählen?« (Butler 2003b: 153) Dabei ist das Außen, das, was ausgeschlossen wird, um die Identität, um das ›Ich‹ zu bestimmen, konstitutiv für eben diese Identität. Wenn

10 Butler schreibt: »Das ›Ich‹ wird durch seine ›Performanz‹ nicht ausgeschöpft, nicht der gesamte Inhalt des Ich wird sichtbar ausgebreitet, denn wenn die Performanz ›wiederholt‹ wird, dann ist die Frage, was die wiederholten Identitätsmomente denn voneinander unterscheidet.« (Butler 2003b: 152). Diese Formulierung scheint – zumindest in der deutschen Übersetzung – etwas unglücklich. Sie lässt sich so lesen, als würde Butler doch davon ausgehen, dass es ein zu einem bestimmten Zeitpunkt vollständiges, feststehendes Ich gibt. Zwar geht Butler nicht davon aus, dass Identitäten sich beliebig wechseln lassen. Sie schreibt, dass die Wiederholung von Identitätskategorien zu psychischen Verwurzelungen führt, sodass es so scheinen könnte, als wäre Identität bei Butler etwas ›Seiendes‹. Identitätsperformanzen sind jedoch bei Butler – wie Performativität generell – etwas ›Werdendes‹. Wenn Butler im Blick auf den Körper darlegt, dass die permanenten Wiederholungen sich in diesen einschreiben, jedoch die Materialisierungen zugleich niemals vollständig erfolgen, so gilt dies in gleicher Weise für die Psyche (vgl. Butler 1997: 21). Zwar verankern sich die Selbstkonzepte psychisch, also die Vorstellung von der eigenen Identität, jedoch gilt hier analog zum Körper, dass es sich um einen beständigen Prozess des Werdens handelt, der niemals vollständig abgeschlossen ist und damit verbunden auch niemals allzeit feststehende Imaginationen des Selbst erzeugt.

die Selbstkonstitution nur innerhalb der gegebenen normativen Rahmen und Diskurse in Relation zu anderen erfolgt, lassen sich keine Aussagen darüber treffen, was jemand ›ist‹. Es ist unmöglich, mit sich selbst identisch zu sein und/oder sich selbst zu erkennen, wie dies etwa im antiken Griechenland mit den delphischen Sprüchen angeregt wurde. Butler spricht deshalb davon, dass der Versuch, das ›Ich‹ zu enthüllen, die Identität quasi aufzudecken und festzuschreiben, zugleich eine prinzipielle Verhüllung erzeugt (vgl. ebd.: 147). Das Subjekt gewinnt seine spezifische Eigenart also erst dadurch, dass es »sich selbst in Abgrenzung von dem definiert, was außerhalb seiner selbst liegt, womit sich die Außendifferenzierung als entscheidend für die Binnendifferenzierung erweist« (Butler 2010: 133).

Für Butler geht es dabei (auch) darum, wie nützliche Verwendungsformen des Identitätsbegriffs gegenüber regulatorischen Identitätsimperativen bestehen können, wie also die Wechselbeziehung zwischen einer zur Subjektivierung vorgeschriebenen Identitätskategorie und deren konkreter Verwendung aussehen kann (vgl. Butler 2003b: 148f.). Sie zeigt in diesem Kontext zudem auf, dass es sich bei vermeintlich kohärenten und kontinuierlichen Identitäten von Individuen um Aufrechterhaltungen gesellschaftlicher Normen der Intelligibilität handelt (vgl. Butler 2003a: 38). »Identitätskategorien haben niemals nur einen deskriptiven, sondern immer auch einen normativen und damit ausschließenden Charakter.« (Butler 1993: 49)

Wie bereits in den vorangegangenen Abschnitten thematisiert wurde, liefert sie kaum Hinweise darauf, wie ihre Konzepte empirisch umgesetzt werden können. Dies gilt auch für die Analyse von Identitätskategorien. Allgemein lässt sich aus den beschriebenen Identitätsvorstellungen Butlers für eine Methodologie die Notwendigkeit formulieren, die punktuell erfolgenden Subjektivierungen in den Fokus zu rücken, die in ihrer beständigen Wiederholung allzeit vorhanden erscheinen und sprachlich wie auch körperlich mithilfe von Identitätskategorien dargestellt werden. Wenn dabei das Außen für die Bildung der Selbstidentität konstitutiv ist, lässt sie sich folglich ausschließlich relational herausarbeiten. Es gilt dann, das herauszuarbeiten, was eingeschlossen wird, gegenüber dem, was explizit wie auch implizit ausgeschlossen wird. Zudem kann die Analyse nur für eine konkrete Situation durchgeführt werden, sofern Butler darin gefolgt wird, dass Identitätsdarstellungen performativ als Antworten auf eine Anrede erfolgen, instabil, zugleich aber auch nicht willkürlich sind, da sie über die Zeit psychisch verankert werden. Ergebnis der Analyse sind dann die Normen der Intelligibilität, die in der untersuchten Situation wirken.

4.6 Relationen und Differenzierungen: Zum ›Innen‹ und ›Außen‹

In *Der Streit um Differenz* (1993) argumentiert Butler, dass sich das Subjekt durch Differenzierungsakte bildet, durch die es von einem konstitutiven Außen und verworfener Andersheit unterschieden wird (vgl. Butler 1993: 44). Das bedeutet, dass das Subjekt stets durch Abgrenzungen, durch Ausschließungen gebildet wird – dies wurde bereits in verschiedenen Teilkapiteln thematisiert. Für Butler ist das Dasein in einem Beziehungsgeflecht zu anderen verhaftet, welches die eigenen Identitätsgrenzen überschreitet (vgl. Butler 2010: 48). Um das eigene Leben wahren zu können, bedarf es auch der Erhaltung der Leben anderer (vgl. ebd.: 49). Sie behält diese Argumentation bei, wenn sie mit Cavarero darauf hinweist, dass das ›Ich‹ ein ›Du‹ benötigt, um überhaupt existieren zu können (vgl. Butler 2007: 46). Um über sich zu erzählen, ist das Subjekt gezwungen, Relationen zu herrschenden Normen und Diskursen herzustellen, denn nur so wird es sozial verständlich und anerkenbar. Dabei muss es eine Relation zwischen dem ›Ich‹ und dem ›Du‹ herstellen, um eine eigene Geschichte, eine eigene Biographie zu entwerfen, die außerdem stets an ein ›Du‹ gerichtet ist (vgl. ebd.: 55).¹¹

Mit Bezug auf Philips geht Butler davon aus, dass es keine Positionen jenseits von Ausschlüssen, Differenzierung oder Trennung gibt (vgl. Butler 2001: 154). Das Subjekt kann nicht ohne Differenzierung entstehen. Dieser Aspekt sollte methodologisch berücksichtigt werden. Erst durch den Prozess der Ausschließung und Differenzierung gewinnt das Subjekt seine spezifische Eigenart. In der Folge erachtet es sich als autonom, sodass (ihm) verborgen bleibt, dass die Differenzierung mit Abhängigkeit und Relationalität einhergeht. Für Butler ergeben sich daraus verschiedene Konsequenzen. Das Subjekt wird durch den Ausschluss anderer möglicher Subjektivierungsformen oder »Nicht-Ichs«, wie sie schreibt, zu einem abgegrenzten Subjekt (Butler 2010: 132). Zudem entsteht es »durch einen Prozess der Verwerfung, indem es jene Dimensionen des Selbst abwirft, die bestimmten durch die Norm des menschlichen Subjektseins vorgegebenen Gestaltungen nicht entsprechen« (ebd.). Das Subjekt wird also durch die Kraft des Ausschlusses und des Verwerflichmachens erzeugt, sodass ein konstitutives Außen entsteht, welches in gewisser Weise im Subjekt liegt (vgl. Butler 1997: 23). Zwischen dem Selbst und dem Anderen besteht dadurch keine eindeutige Trennung. Der Andere fungiert jedoch stets als Abgrenzung und verbleibt damit in der eigenen Perspektive und im Inneren (vgl. Butler 2010: 133). Die Außendifferenzierung ist also entscheidend für die Binnendifferenzierung. Das Subjekt gewinnt bei Butler seine Eigenart, indem

11 Der Andere gehört zum Erzählen über sich selbst immer schon dazu. Das Erzählen ist für Butler der Vollzug einer Handlung, die den Anderen voraussetzt, ihn mit formt und die mit seiner Hilfe vollzogen wird (vgl. Butler 2007: 111).

es sich selbst in Abgrenzung zu dem definiert, was außerhalb seines Selbst liegt (vgl. ebd.).

Wenn das Subjekt zur Entstehung und Selbstdarstellung zwischen sich und einem Außen differenzieren muss, zwischen dem, was es konstituiert und dem, was es als außerhalb seines Selbst erachtet, so gilt es, diese Differenzierungen, diese Relationen, empirisch in den Blick zu nehmen. In Alltagspraktiken werden beständig performative Wiederholungen ›aufgeführt‹, die zwischen dem Selbst und dem Anderen differenzieren. Sie lassen sich erheben und aus den Daten herausarbeiten. Der Aspekt der Abgrenzung des ›Ich‹ über die Differenzierung und den Ausschluss bzw. die Verwerfung anderer Subjektformen, anderer ›Ichs‹, stellt sicherlich für alle interviewbasierten Datenerhebungen und beobachtenden Verfahren einen relevanten Aspekt dar. Dabei können sowohl die expliziten wie auch die impliziten Relationsziehungen analysiert werden. Die Ergebnisse liefern dann Hinweise darauf, welche relationalen sowie normativen und/oder diskursiven Grenzbeziehungen und daraus resultierenden Ein- und Ausschlüsse im Forschungssetting erfolgen. Für die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen dürfte es dabei aufschlussreich sein, zu untersuchen, mithilfe welcher Subjektivierungen Individuen sich relational zueinander abgrenzen, aber auch, wie und von wem sie in welcher Weise abgegrenzt werden. Die relationalen Abgrenzungen, die Ein- und Ausschlüsse erzeugen und zwischen dem ›Ich‹ und dem ›Du‹ differenzieren, sind methodologisch zentral, um komplexe Subjektivierungen erfassen zu können. Sie dürften für sozialwissenschaftliche Analysen generell besonders relevant sein. So kann ein solcher Zugang etwa für biographieorientierte Forschungszugänge neue Perspektiven eröffnen: Hier ließen sich über die Grenzbeziehungen und daraus resultierenden Verwerfungen in den Erzählungen sicherlich aufschlussreiche implizite Selbstbeschreibungen herausarbeiten.¹²

Butler geht davon aus, dass das ›Ich‹ durch soziale Normen und von vornherein durch konstitutive soziale Bindungen geformt wird – es muss intelligibel werden –,

12 Für Butler kann das ›Ich‹ nicht die Geschichte seiner Entstehung erzählen, da es nicht alle Beziehungen, die für seine Selbstkonstitution relevant waren, rekonstruieren kann – Butler führt hier frühkindliche Einwirkungen an, wie Füttern, Wickeln etc. Zudem kann es erst über sich selbst erzählen, wenn es subjektiviert ist – also sich selbst sprachlich in bestehenden Normen und Regeln verortet. Das ›Ich‹ erzählt also immer zugleich auch die Geschichte seiner Beziehungen. »Das ›Ich‹ kann in der Rekonstruktion seiner Vergangenheit niemals zu einer vollständigen Kenntnis dessen gelangen, was es antreibt, weil seine Entstehung immer seiner Entwicklung zu reflektierender Selbsterkenntnis vorausliegen wird.« (Butler 2007: 80) Hier lässt sich auch an Freud anschließen, der davon ausgeht, dass das Ich-Gefühl Erwachsener nicht von Anfang an vorhanden sein kann, sondern eine Entwicklung durchgemacht haben muss, die sich jedoch nicht nachweisen lässt, etwa indem Säuglinge zunächst zwischen sich und einem Objekt zu differenzieren lernen (vgl. Freud 2016: 10, Original: 1931).

sodass »jede Form von Individualität eine soziale Determination darstellt. Umgekehrt sind Gruppen nicht nur voneinander abgegrenzt, sondern bestehen aus inneren Differenzierungen, was voraussetzt, dass die Singularisierung wesentliches Merkmal alles Sozialen ist« (Butler 2010: 154). Subjekte sind zudem ortsgebunden und in einer Sozialität konstituiert, die über sie hinausgeht (vgl. Butler 2016: 130). Diese Grenzziehung, dieses Andere, zu dem sich das Subjekt abgrenzt und das doch stets in ihm verhaftet bleibt und für die Konstitution (innerhalb) der Gruppe relevant ist, lässt sich empirisch rekonstruieren.

4.7 Methodologie und (gesellschaftlicher) Wandel bei Butler

Butler diskutiert die Bedingungen, unter denen Subjekte hervorgebracht werden vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Verhältnisse. Dabei zeigt sie überzeugend auf, wie gesellschaftliche Strukturen über die performativen Subjektivierungen reproduziert werden. Die Strukturen bleiben als solche nur dann bestehen, wenn sie beständig wiederholt werden (vgl. Butler 2006: 219). Butler denkt gesellschaftliche Strukturen folglich als zeitlich, als räumlich und durch ›Fälle‹ reproduziert, welche wiederum gleichfalls eine zeitliche und räumliche Dimension haben (vgl. Butler/Athanasiou 2014: 155). Für die Methodologie bedeutet dies, dass sich Strukturen über die Analyse von konkreten Subjektivierungen herausarbeiten lassen – ich habe dies bereits im dritten Kapitel im Kontext der Verbindung von Individuum und Struktur zum Subjekt thematisiert und dabei darauf aufmerksam gemacht, dass gesellschaftliche Strukturen nicht losgelöst von Subjektivierungen gedacht werden können. Zu den Folgerungen für die empirische Forschungspraxis äußert Butler sich nicht.

(Gesellschaftlicher) Wandel ist bei Butler auf zwei Weisen möglich: Durch die beständig unbewusst erfolgenden performativen Darstellungen und durch die bewusste Subversion. Diskursive Normen und Ideale sind zwar zitier-, nicht aber vollständig erreichbar. Sie können daher mit ihren Bedingungen brechen und tun dies durch ihre Unerreichbarkeit auch regelmäßig (vgl. Butler 2010: 156). Grundlegend ist dabei für Butler die beständig erfolgende performative Wiederholung von handelnder Sprache durch Iterabilität, die (leichte) Abwandlung der Wiederholung. Jede performative Handlung weicht von der vorherigen ab, sodass es fortwährend zu Veränderungen kommt, die jedoch eher zufällig geschehen, im Sinne von unbewusst. Wenn Butler argumentiert, dass Wiederholungen von Normen diese niemals vollständig erreichen können, dann müssen sie gezwungenermaßen als iterabel, als performativ charakterisiert werden. Es erfolgen permanent (kleine) Abweichungen von der Norm. Butler interessiert sich deshalb dafür, wie die Normen wiederholt werden, aber auch dafür, welche Umdeutungen, Widerstände und Unterbrechungen innerhalb bestehender Macht- und Diskursgeflechte

möglich sind. Sie zeigt mit dem Ansatz der Subversion die Möglichkeit auf, in der Wiederholung, der Iterabilität der Normen, diese bewusst neu bzw. in veränderter Weise zu zitieren und damit auch beabsichtigt in veränderter Form zu verkörpern (vgl. Butler 2001: 95). Subversion ist für Butler also grundsätzlich durch die stetige Konstitution des Subjekts in der Wiederholung der Normen möglich (vgl. Butler 1993: 45; Butler 2006: 71). Butler diskutiert dies u.a. am Beispiel der permanenten Darstellung der subjektivierenden Geschlechtsidentität, die aufrechterhalten wird, indem sie von den Individuen in (leicht) unterschiedlicher Weise dargestellt wird, sodass es kontinuierlich zu kleinen Verschiebungen bei den geschlechtlichen Subjektivierungen kommt (vgl. Butler 2003a: 213). »In dem Maße, in dem Gender-Normen reproduziert werden, werden sie durch körperliche Praktiken aufgerufen und zitiert, die auch über das Potential verfügen, Normen im Verlauf ihrer Zitation zu verändern.« (Butler 2009: 91) Hier gilt das, was bereits in Kapitel 4.4 deutlich wurde: Butlers Subjekt ist ein Subjekt des beständigen Werdens, das auf die Reartikulation, auf die Wiederholung seines Selbst angewiesen ist (vgl. Butler 2001: 95). Dabei wird mit jeder Reartikulation auf die Schemata der Verständlichkeit eingewirkt, es wird mit ihnen gebrochen, sie werden revidiert, Normen werden gefestigt oder ihre Hegemonie angefochten (vgl. Butler 2007: 176). So können (gesellschaftliche) Veränderungen entstehen (vgl. Butler 2001: 17f.). Unklar bleibt hier allerdings, wie Butler das Verhältnis der Veränderungsoption zu den von ihr beschriebenen Materialisierungen im Körper und den psychischen Verankerungen von Identitätsvorstellungen denkt, sodass sich die Frage stellt, wieviel Wandel für welche Subjekte in welcher Weise möglich ist?

Butler beschäftigt sich nicht mit der empirischen Untersuchung des Wandels. Grundsätzlich muss davon ausgegangen werden, dass die Analyse von Veränderungen in anderer Weise einer Zeitlichkeit unterliegt, als die Untersuchung der bisher skizzierten Aspekte von Subjektivierung dies tun. Um eine Veränderung beschreiben zu können, bedarf es entweder der Beschreibung eines Verlaufs über eine gewisse Zeitspanne oder aber des Vergleichs zu zwei oder mehreren Zeitpunkten. Das bedeutet, dass Veränderungen ausschließlich untersucht werden können, indem Relationen hergestellt werden. Dies trifft neben dem Aspekt der Veränderung über eine Zeitspanne auch auf die von Butler beschriebene Strategie der Subversion zu. Um etwas als subversiv beschreiben zu können, bedarf es der Herstellung von Relationen. Diese lassen sich in der Verhältnissetzung des Subversiven zu bestehenden Normen und Idealen sowie zu den nicht-subversiven, den intelligiblen, performativen Wiederholungen empirisch untersuchen. Subversive Veränderungen können dann – theoretisch – in der Abgrenzung zu diesen aufgezeigt werden. In dem Versuch, diesen Ansatz Butlers für die empirische Forschungspraxis fruchtbar zu machen, werden jedoch schnell Herausforderungen deutlich. So bleibt unterbestimmt, wo Butler die Grenze zwischen »lediglich« performativen Zitaten und den skizzierten subversiven Strategien ziehen würde. Hier stellt sich deshalb auch

die Frage, ab wann eine performative Handlung nicht mehr als leichte Veränderung, sondern als subversiv zu bewerten ist? Wird sie subversiv, indem sie bewusst vollzogen wird? Muss sie geplant sein? Das hat Folgen für die Empirie. Wie lässt sich in der Forschungspraxis beurteilen, ob eine sprachliche Äußerung noch performativ oder bereits subversiv ist? Es stellt die Empirie – wie auch die Theorie – vor eine Schwierigkeit. Wenn Begriffe nur abgrenzbar sind, indem sie Ein- und Ausschlüsse erzeugen, so gilt das auch für den Subversionsbegriff. Indem etwas als subversiv definiert wird, muss es unterscheidbar sein von dem, was als nicht-subversiv gilt, in diesem Falle als performativ oder als Norm. Die Beschreibung von Handlungen als subversiv vollzieht damit also stets den (vorläufigen) Ausschluss eben dieser Handlungen von der Normalisierung, indem sie zur Abgrenzung herangezogen werden, als das Außen der Normalisierung. Damit werden subversive Performanzen (mitunter sicherlich ungewollt) als Abweichung und nicht zugehörig markiert, solange sie als subversiv betrachtet werden. Sie gehören nicht zur Norm, festigen diese aber zugleich, indem sie als Abgrenzung fungieren. Wenn es für Butler darum geht, mehr Leben lebbar zu machen und bestehende Normen zu erweitern, scheint die Subversion – anders als die Performativität – hierfür nur bedingt geeignet, da sie offensichtlich als das Außen der Norm verbleibt. Es erfolgt dann eine »Veränderung« (Reuter 2002: 20). Daher ist es durchaus diskussionswürdig, inwiefern die von Butler vorgeschlagene Strategie der (bewussten) Subversion tatsächlich dazu beiträgt, mehr Leben lebbar zu machen, wie sie anstrebt (vgl. Butler 2016: 48).¹³

Wie bereits in Kapitel 2.2 beschrieben wurde, geht Butler davon aus, dass die performative Darstellung von Normen grundsätzlich eine Kopie des Originals ist und der Versuch, eine Norm zu erfüllen, von permanentem Scheitern begleitet wird (vgl. Butler 2003a: 90f.). Die Grenzziehung, die für die empirische Anwendung erforderlich ist, muss daher insbesondere zwischen subversiven und performativen Akten erfolgen. Sicherlich ist auch hier die Frage der Relation wieder ein zentraler Faktor, um eine Abgrenzung vornehmen zu können, sodass keine pauschalen Grenzziehungen vorab möglich sind. Vor dem Hintergrund von Butlers Idee, Normen mithilfe subversiver Akte bewusst zu verschieben, stellt sich dann die Frage,

13 Meines Erachtens besteht hier eine Diskrepanz zwischen der an dieser Stelle auf einer theoretischen Ebene vorgetragenen Kritik, die zunächst ein sprachliches Problem in den Blick nimmt, und der empirischen Erscheinung dessen, was Butler als Subversion bezeichnet. Es wäre sicherlich interessant und aufschlussreich, die Bandbreite von Darstellungen von bspw. Weiblichkeit in einem Forschungsfeld zu untersuchen und diese im Verhältnis zu den bestehenden Diskursen im Hinblick auf ihre Entsprechung, ihre Passung in diese wie auch ihre subversiven Anteile zu analysieren. Butler betont allerdings, dass es ihr »nicht nur um das Problem, einen größeren Kreis von Menschen in den Geltungsbereich bestehender Normen aufzunehmen [geht, M.B.], sondern vielmehr darum zu klären, wie bestehende Normen Anerkennung ab- und ausgrenzend zuweisen« (Butler 2010: 14).

wann aus einem subversiven Akt eine performative Wiederholung wird, sodass von einer ›erfolgreichen‹ Verschiebung oder Erweiterung der Norm gesprochen werden kann? Erst wenn ein verändertes Verhalten, eine veränderte Darstellung von Kategorien eine Normalisierung erfährt, war die Subversion erfolgreich – und wird zugleich als solche unsichtbar, da sie nicht mehr länger subversiv ist, sie ist dann ›nur noch‹ performativ, nicht mehr länger das Außen, zu dem die Abgrenzung erfolgt. Es wäre daher zu diskutieren und/oder empirisch zu untersuchen, inwieweit subversive Praktiken durch ihre beständige Produktion von Neuem und die fortwährende Konfrontation anderer Subjekte mit diesem Neuen zu einer Gewöhnung beitragen, wodurch das Neue zum Gewohnten wird und – über die Zeit – in bestehende Normen Einzug hält, sodass es eben nicht mehr subversiv ist, sondern performativ wird. Butlers Gedanke, die beständigen, zumeist unbewussten Abweichungen in den performativen Wiederholungen durch gezielte Abwandlungen, durch Subversion, zu nutzen, um dazu beizutragen, Normen (allmählich) zu erweitern, stellt einen gewichtigen Aspekt dar, um auf bestehende Normen einwirken zu können. Für die empirische Analyse birgt er allerdings die oben skizzierten Herausforderungen.

Butler sieht es als Aufgabe von Forschung und Aktivist*innen, »Strategien der subversiven Wiederholung auszumachen«, um Interventionsmöglichkeiten aufzuzeigen, »die sich durch die Teilhabe an jenen Verfahren der Wiederholung eröffnen, die Identität konstituieren und damit die immanente Möglichkeit bieten, ihnen zu widersprechen« (Butler 2003a: 216). Neue Subjektivierungsarten können dort entstehen, wo die soziale Verständlichkeit und Anerkennbarkeit riskiert werden und das, was als unmenschlich gilt, offengelegt wird (vgl. Butler 2007: 177). Allerdings geht mit den veränderten Wiederholungen auch die Möglichkeit der gesellschaftlichen Sanktionierung einher, was bis hin zur Bedrohung der Existenzbedingungen reichen kann (vgl. Butler 2001: 32): »Ich bin nicht an schon feststehende Formen der Subjektbildung oder an vorgegebene Konventionen des Selbstbezugs gebunden, aber ich bin sehr wohl an die Gesellschaftlichkeit dieser möglichen Selbstbezüge gebunden.« (Butler 2007: 152) Die Analyse der Subjektivierungen sollte deshalb sowohl die Bedingungen der Subjektbildung als auch die Wendungen gegen diese Bedingungen fokussieren, durch die das Subjekt wie auch seine Perspektive erst entstehen (vgl. Butler 2001: 33).

Die von Butler formulierte Idee der Subversion stellt damit in der Theorie einen interessanten Aspekt dar, der für die Praktiken des Alltags wie eine Anleitung zur Erweiterung von Normen scheint. Für die empirische Forschungspraxis birgt er meines Erachtens jedoch große Herausforderungen. Wenn die Ergebnisse nicht dazu beisteuern sollen, bestehende Normen zu stabilisieren, sollte – wie oben beschrieben – keine Abgrenzung zwischen subversiven und nicht-subversiven performativen Praktiken vollzogen werden. Um einer Reproduktion von Ausschlüssen durch die empirische Analyse entgegenzuwirken, sollten Subversionen also nicht

explizit in den Blick genommen werden, wenn es beispielsweise darum geht, die performative Wiederholung von Normen in ihrer Bandbreite zu untersuchen. Für die Empirie wäre es sinnvoller, Wandel über eine Zeitspanne zu erforschen, der durch performative Praktiken entsteht, die auch subversiv sein können. Eine normative Setzung, wie sie die Subversion von Normen beinhaltet, ist dafür jedoch wenig hilfreich.

Da der Fokus dieser Arbeit auf der Analyse komplexer Machtverhältnisse im Sinne von Subjektivierungen liegt, kommt Butlers Ansatz zu (gesellschaftlichen) Veränderungen bzw. Subversion im Folgenden keine zentrale Bedeutung zu. Veränderungen und gesellschaftlichen Wandel mit Butler zu analysieren, stellt sicherlich eine interessante Perspektive dar, kann im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht weiter verfolgt werden. Dies wäre ein eigener Ansatz, der an anderer Stelle zu diskutieren wäre.

4.8 Geschlecht: Ein methodologisch relevantes Exempel

Körper sind bei Butler stets durch geschlechtlich konnotierte Schemata bestimmt, die hochgradig differenzierend und regulierend wirken, wie in Kapitel 2.2.4 aufgezeigt wurde (vgl. Butler 1997: 16). Vor der Annahme eines Geschlechts ist keine Subjektivierung möglich, diese ist stets geschlechtlich durchdrungen: »Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge.« (Butler 2003a: 26; vgl. auch Butler 1997: 145) Butler denkt das Geschlecht somit als eine Art notwendigen Hintergrund für das Denken, das Sprechen und die Existenz der Körper (vgl. Butler 2009: 284).¹⁴ Das Geschlecht, Gender, ist für sie eine Norm, »eine Form sozialer Macht, die das intelligible Feld der Subjekte hervorbringt, und ein Apparat, durch den die Geschlechterbinarität eingerichtet wird« (ebd.: 84). Wie auch andere Normen wird das Geschlecht in körperlichen Praktiken permanent zitiert. Gender ist für Butler deshalb eine »Praxis der Improvisation«, die im Rahmen des sozialen Zwangs erfolgt und ermöglicht, intelligibel zu werden (Butler 2009: 9). Sie argumentiert infolgedessen

14 Ich werde hier nicht noch einmal auf Butlers Argumentation bezüglich des sogenannten biologischen Geschlechts eingehen, welches sie als ideales Konstrukt sozialer Normen beschreibt, das sich über die Zeit materialisiert, und damit seiner vermeintlichen Natürlichkeit entzieht. Diese Debatte findet in der Entwicklung der Methodologie keine Berücksichtigung. Zwar gehören Butlers Arbeiten zu Geschlecht zu ihren sicherlich am häufigsten rezipierten Werken und es wäre interessant, methodologische Schlussfolgerungen daraus abzuleiten. Das sog. biologische Geschlecht wird in den meisten sozialwissenschaftlichen Forschungssettings jedoch ausschließlich in Form des sog. sozialen Geschlechts – Gender – eine Rolle spielen.

auch: »[W]enn das ›Ich‹ der Effekt einer bestimmten Wiederholung ist, die den Anschein von Kontinuität oder Kohärenz produziert, dann gibt es kein ›Ich‹, das der Geschlechtsidentität, die es angeblich vollzieht, vorausgeht.« (Butler 2003b: 152) Durch die ständige Wiederholung wird dabei das bestehende binäre Geschlechtersystem aufrechterhalten. Die Identifizierung mit einem Geschlecht ist für das Individuum deshalb unausweichlich (vgl. Butler 1997: 29, 145). Wenn es intelligibel werden will und dadurch sein (soziales) Überleben sichern will, ist das Individuum gezwungen, sich mit einem den subjektivierenden Normen entsprechenden Geschlecht zu identifizieren. Es ist (zumeist) zu einer dauerhaften und eindeutigen Annahme *eines* Geschlechts gezwungen. Geschlecht ist für Butler deshalb in gewisser Weise die Master-Kategorie (vgl. ebd.: 145). Jede andere Kategorie, die Bezug auf den Körper nimmt, muss als bereits geschlechtlich konnotiert gedacht werden.

Dadurch, dass es sich auch beim Geschlecht um das Resultat performativer Äußerungen, um eine soziale Praxis, um ein permanentes Werden und ein aktives Tun handelt, lässt sich dieses empirisch erfassen (vgl. Butler 2003a: 49). Es geht also um eine Art Tätigkeit, die theoretisch auch jenseits des zweigeschlechtlichen Systems in vielfältigeren Formen erfolgen könnte (vgl. ebd.: 167). Butler beschreibt in diesem Zusammenhang auch, dass sich die Anweisung, eine Geschlechtsidentität zu werden, diskursiv vollzieht, indem sie etwa als ›gute Mutter‹, als ›heterosexuell begehrenswertes Objekt‹, als ›tüchtiger Arbeiter‹ dargestellt wird – ich habe diese Beispiele bereits mehrfach zitiert (vgl. Butler 2003a: 213). Damit weist sie explizit auf das hin, was Intersektionalität zu fassen versucht: die Durchdringungen. Sie nimmt Bezug auf die Diskussionen um Intersektionalität, wenn sie erläutert, dass die Geschlechtsidentität historisch verschieden konnotiert ist und sie sich zudem mit rassischen, ethnischen, sexuellen, regionalen, klassenspezifischen Modalitäten überschneidet (vgl. ebd.: 18). Begriffe wie ›weiblich‹ und ›Frau‹ erhalten ihre Bedeutung »nur als Termini einer Relation« (Butler 2003a: 9). Allerdings zeigt Butler am Beispiel ›Lesbe‹ auf, dass die bloße Zuordnung zu einer Kategorie letztlich wenig aussagekräftig ist: »Was haben denn alle Lesben gemeinsam, wenn es da überhaupt etwas gibt? Und wer soll das entscheiden und in wessen Namen?« und sie fährt fort, »[t]atsächlich hat sich der Ort der Undurchsichtigkeit nur verschoben – vorher wusstest du nicht, ob ich lesbisch ›bin‹, jetzt weißt du nicht, was es heißt, dass ich es bin« (Butler 2003b: 147). Butler möchte damit eine dauerhafte Unklarheit darüber schaffen, was das Identitätszeichen und damit verbunden auch die Kategorie ›Lesbe‹ genau bezeichnet – dies lässt sich auf andere Kategorien übertragen (vgl. ebd.: 145).

Was heißt das nun für das methodologische Herangehen? Für die empirische Analyse bedeutet es, Geschlecht, als dem Körper überhaupt erst eine Existenz ermöglichend, auf jeden Fall einzubeziehen – zumindest gilt das für die Gegenwart. Allerdings wird die Berücksichtigung im Rahmen meines Zugangs über diskursive Konglomerate, über Subjektivierungen, nicht getrennt für das Geschlecht erfolgen,

sondern ausschließlich in der Relevanz und Ausgestaltung der jeweiligen Subjektivierungen. Für eine soziologische Analyse folgt daraus, herauszuarbeiten, welches die expliziten oder ggf. auch die impliziten Abgrenzungen sind, mittels derer Kategorien wie beispielsweise ›Frau‹, ›weiblich‹, ›Lesbe‹ ihre Bedeutung erhalten. Es gilt, ihr Konglomerat-Sein zu beschreiben. Dabei sollten sie als diskursive Subjektivierungen untersucht werden, um der Komplexität der Machtverhältnisse gerecht zu werden, die sich in ihnen manifestieren (vgl. Kap. 5).

4.9 Dekonstruktion als Methode Butlers: Rahmungen und Bedeutungen hinterfragen

Butler entwickelt ihren Subjektbegriff zum einen vor dem Hintergrund theoretischer Debatten, insbesondere der Philosophie, der Sprach- und Literaturwissenschaften wie auch der Gender- und Queerstudies (vgl. Kap. 2.2). Zum anderen untersucht sie konkrete Ereignisse, literarische Texte, Filme u. ä., um auf der Basis ihrer Ergebnisse ihre Ansätze zu erläutern. Methodisch greift sie dabei auf die insbesondere von Derrida entwickelte Dekonstruktion zurück. Ihr Vorgehen zeichnet sich dadurch aus, dass sie (als selbstverständlich erachtete) Begriffe in Frage stellt und für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz öffnet (vgl. Butler 1993: 48). Dies meint nicht, Begriffe grundsätzlich zu verneinen oder zu verwerfen, sondern nach den Bedingungen der Entstehung und des Wirkens zu fragen und sie dann in veränderter Weise weiter zu gebrauchen (vgl. Butler 1997: 29). »Eine Voraussetzung in Frage zu stellen ist [für die Dekonstruktion, M.B.] nicht das gleiche, wie sie abzuschaffen; vielmehr bedeutet es, sie von ihren metaphysischen Behausungen zu befreien, damit verständlich wird, welche politischen Interessen in und durch diese metaphysische Platzierung abgesichert wurden.« (Ebd.: 56) Butler untersucht mithilfe dieses Ansatzes die Ausschlüsse wie auch die Möglichkeiten, die Begriffe implizieren. Sie spricht in diesem Kontext auch von Rastern, die Rahmungen oder Rahmen erzeugen, wodurch sie als Arten der Intelligibilität zu denken sind, die wiederum eine Form der Machtausübung darstellen (vgl. Butler 2010: 139f.). »Bestimmte Arten der ordnenden Darstellung einer Handlung führen zu bestimmten Deutungsschlüssen über diese Handlungen selbst.« (Ebd.: 16)

Begriffe die zur Beschreibung benutzt werden – Butler erörtert dies am Beispiel der Darstellung globaler Konflikte – können damit »von vornherein in Richtung ganz bestimmter moralischer Reaktionen und normativer Schlüsse drängen« (Butler 2010: 146). Als Ursache hierfür beschreibt sie die Annahmen, die den Begriffen zugrunde liegen. Diese basieren auf Diskursen und Vorannahmen und beziehen geltende Normen ein, wodurch sie bestimmte Raster und Rahmungen erzeugen. Daraus folgt für Butler nicht, keine Schlüsse mehr zu ziehen. Sie plädiert vielmehr dafür, dass »Schlüsse auf einem Beschreibungsfeld und einem Verständnis basie-

ren müssen, das seinem Wesen nach sowohl vergleichend als auch kritisch angelegt ist« (ebd.). Es gilt also, danach zu fragen, welche Formierungen der Subjektivität, welche Konfigurationen der Lebenswelt durch eben diese begrifflichen Rahmungen zum Verschwinden gebracht werden (vgl. Butler 2010: 149).¹⁵ Ähnlich wie in Bezug auf die Effekte der Performativität konstatiert Butler für die Rahmungen, dass durch die Infragestellung dieser deutlich wird, »dass der Rahmen die Szene, die er begrenzen sollte, niemals vollständig in sich einschließt, dass immer schon etwas außerhalb seiner liegt, was den Sinn dessen, was innerhalb liegt, erst ermöglicht und erkennbar macht« (ebd.: 16). Das ›Außerhalb‹ ist bei Butler dementsprechend zentral für die Bestimmung von dem, was als zugehörig, von dem was als ›innen‹ imaginiert wird. Ich habe dies bereits weiter oben im Kontext von Butlers Vorstellung von Normen sowie in Bezug auf ihren Subversionsansatz erörtert. Das kritische Hinterfragen der Rahmungen – also der kontextspezifischen, Intelligibilität erzeugenden Begrenzung zwischen innen und außen – wird von Butler nicht explizit als Teil ihres dekonstruktivistischen Vorgehens benannt. Wie deutlich geworden ist, stellt dies jedoch einen wichtigen Aspekt dar, um ein Forschungsfeld (im Hinblick auf komplexe Subjektivierungen) untersuchen zu können.

Butler erläutert ihr dekonstruktivistisches Vorgehen an konkreten Beispielen und weist wiederholt darauf hin, dabei die jeweiligen Rahmungen zu berücksichtigen. In Bezug auf den Terminus des Subjekts schreibt sie etwa, dass es bei der Dekonstruktion darum geht, alle Bindungen aufzuheben, auf die sich der Terminus bezieht, um dabei die sprachlichen Funktionen zu betrachten, die zur Festigung und Verschleierung von Autorität beitragen (vgl. Butler 1993: 48). Für die Kategorie ›Frauen‹ erläutert sie, dass diese durch die Dekonstruktion nicht unbrauchbar wird, sondern offener, indem sie auf unterschiedliche Weise bedeutungsgebend sein kann – was in Bezug auf die Methodologie der empirischen Analyse komplexer Subjektivierungen im fünften Kapitel noch relevant werden wird (vgl. Butler 1997: 54). Und in der Diskussion des Begriffs ›menschlich‹ plädiert Butler vor dem

15 Butler erörtert Rahmungen im Kontext ihrer Auseinandersetzung mit Staatsmacht und Normativität. Sie erachtet die Intelligibilität der Rahmungen als förderlich für die Arbeit des Staates und zugleich über die spezifischen Sphären der Staatsmacht hinausgehend (vgl. Butler 2010: 139f.). In diesem Zusammenhang stellt sie die Frage: »Welches sind die gesellschaftlichen Bedingungen und die dauerhaften Deutungsrahmen, die Entsetzen angesichts ganz bestimmter Gewaltformen ermöglichen, und in welchen Fällen kommt Entsetzen als affektive Reaktion auf andere Gewaltformen gar nicht infrage?« (Ebd.: 148) Im Kontext von Verletzbarkeit und Gewaltlosigkeit macht Butler zudem darauf aufmerksam, dass sich staatliche Gewalt häufig durch die Setzung eines souveränen Subjekts artikuliert. »Das souveräne Subjekt stellt sich als Subjekt dar, das nicht durch andere beeinträchtigt wird; es stellt sich nicht als Subjekt dar, dessen permanente und irreversible Angreifbarkeit Bedingung und Horizont seines Tuns ist.« (Butler 2010: 164)

Hintergrund des Krieges dafür, diesen nicht zu verwerfen, sondern danach zu fragen, »wie er funktioniert, was er ausschließt, und was er manchmal ermöglicht« (Butler 2005: 109; vgl. auch Butler 1997: 303). Dies lässt sich auf andere Begrifflichkeiten übertragen.

Da Butler die Dekonstruktion explizit als ihren methodischen Zugang wählt und wiederholt ihr daran orientiertes Vorgehen beschreibt, ist es naheliegend, die Dekonstruktion aufzugreifen und in der Analyse von komplexen Subjektivierungen an sie anzuschließen. Butler formuliert selbst keine expliziten methodologischen Schlussfolgerungen für das dekonstruktivistische Vorgehen. Wird ihr anhand konkreter Beispiele erläutertes methodisches Herangehen von diesen Exempeln losgelöst und allgemeiner als grundsätzliches Charakteristikum ihrer Methodik formuliert, so lässt sich ihr Vorgehen in folgender Weise beschreiben: Butlers methodischer Zugang ist durch die Infragestellung von Begrifflichkeiten sowie das Öffnen dieser für eine Wieder-Verwendung in einem veränderten Sinne bzw. mit verschiedenen Bedeutungen gekennzeichnet. Indem sie die Relationen und Verhältnisse fokussiert, die Begriffen ihre Bedeutung verleihen, kann sie die vielfältigen Bedeutungen sichtbar machen sowie die Ausschlüsse, aber auch die Rahmungen aufzeigen, die in der alltäglichen Praxis stetig erfolgen und auf die Begriffe wirken. Ein dekonstruktivistisches Vorgehen ermöglicht folglich, die kontextspezifischen Bedeutungen von Begrifflichkeiten herauszuarbeiten, sowie die Brüche und Verschiebungen zu erfassen, die in einem Untersuchungsfeld auftreten. Berücksichtigt werden sollte dabei, wie die analysierten Subjekte mit den Begrifflichkeiten umgehen. Reproduzieren sie diese? Eignen sie sich die Begriffe an, indem sie sie reproduzieren? Ich werde hierauf im nächsten Kapitel eingehen.

4.10 Methodologie à la Butler: Ein Zwischenresümee

In den vorangegangenen Abschnitten ist deutlich geworden, dass Butlers bisheriges Werk nur wenige konkrete Hinweise für die empirische Forschungspraxis liefert. Um komplexe Subjektivierungen dennoch empirisch analysierbar zu machen, wurden erste Anschlussmöglichkeiten an ihre Denkbewegungen skizziert. Es zeichnet sich ab, dass die Untersuchung von Diskursen, Normen, Kategorien und von Sprache, performativen Wiederholungen in Form von Anreden und Identitätsartikulationen¹⁶ sowie Körpern zur Analyse komplexer Subjektivierungen aus-

16 Als Identitätsartikulation werden im Folgenden performative Aussagen verstanden, mittels derer Subjekte (in Reaktion auf eine Anrede) ihre Identität darzustellen versuchen. Im Gegensatz zu Anreden, die mit Knapp eher als äußere Vergesellschaftungsformen verstanden werden können, sind Identitätsartikulationen eine Form von inneren Vergesellschaftungen, die das (momentane) Selbstverhältnis darstellen (vgl. Knapp 2017: 19), bzw. das, was ein Subjekt als Reaktion auf eine Anrede darstellen kann oder möchte.

sichtsreich zu sein scheint. Sie werden im nächsten Kapitel aufgegriffen und für die Empirie fruchtbar(-er) gemacht. Dabei werden auch andere (soziologische) Ansätze herangezogen und konkrete Methoden zur Analyse vorgeschlagen. An dieser Stelle werden die bisherigen methodologisch relevanten Erkenntnisse aus Butlers Ansätzen noch einmal komprimiert dargestellt:

- Das *Subjekt* kann nicht mit dem Individuum gleichgesetzt werden. Es besitzt keinen Ursprung, keinen Kern, sondern befindet sich in einem stetigen performativen Werdens-Prozess (vgl. Butler/Athanasidou 2014: 102). Individuen besetzen mittels performativer Wiederholungen vorübergehend den Ort des Subjekts, um intelligibel zu werden. Das Subjekt wird durch machtdurchzogene Normen, Diskurse und die ihnen inhärenten Kategorien sowie Beziehungen geformt. Es lässt sich nicht direkt untersuchen. Die Analyse muss über die performativen Wiederholungen erfolgen (s.u.).
- *Macht*, die in dieser Arbeit als in Form von Subjektivierungen auftretend thematisiert wird, ist für Butler der Name für eine Komplexität, die soziale Existenz und Handlungsfähigkeit ermöglicht. Für ihr eigenes Fortbestehen ist sie auf die beständige Wiederholung angewiesen. Das Individuum muss sich ihr unterwerfen, sie wiederholen, um überhaupt zum Subjekt werden zu können. Subjektivierung impliziert daher immer eine Unterwerfung unter die Macht. Diese tritt in Verbindung mit Wissen auf, Wissen ist also stets machtdurchdrungen (vgl. Butler 2009: 111). Macht lässt sich jedoch nicht direkt erfassen, sondern wirkt indirekt über Diskurse, Normen, Kategorien und zeigt sich sichtbar(-er) in den Praktiken, in den sprachlichen Handlungen, im Wissen der Subjekte. Butler spricht sich dafür aus, insbesondere anhand von Diskursen und Normen zu untersuchen, wie die Macht arbeitet und welche Formen sie annimmt (vgl. Butler 2007: 164). Dabei wird die Macht entweder sprachlich (re-)produziert oder performativ wiederholt und manifestiert sich über die Zeit in den Körpern. Sie lässt sich in ihrer Beständigkeit wie auch Instabilität untersuchen. Als Herausforderung ist dabei das eigene machtdurchdrungene Wissen zu reflektieren, welches in die Forschung einfließt, um zu verhindern, dass dieses unbeabsichtigt bestehende Machtverhältnisse reproduziert.
- *Diskurse* sind Butler zufolge den Subjekten vorgängig und zugleich über sie hinausgehend, sie bestehen jenseits der konkreten Subjektivierungen. Bedingt durch ihre längere Endlichkeit sind sie über den jeweiligen Subjektivierungsmoment hinaus rekonstruier- und analysierbar. Allerdings sind die Wiederholungen von Diskursen kaum erkennbar und stellen dadurch eine Herausforderung in der Analyse dar. Die Voraussetzung für die Untersuchung dieser ist die Erfassung der Wirkungen der Diskurse, die der Orientierung dienen (vgl. Butler 2006: 55). Butler lässt offen, wie die Untersuchung von Diskursen empi-

risch erfolgen kann, sodass es diese Frage im Rahmen des folgenden Kapitels zu vertiefen gilt.

- *Normen* sind für Butler die Basis der Intelligibilität, die soziale Praktiken und Handlungen als solche erkennbar und anerkennbar machen oder auch davon ausschließen. Sie rahmen das Soziale und markieren Abstände. Damit sind sie analytisch unverzichtbar. Butler formuliert allerdings lediglich vage methodologisch relevante Schlussfolgerungen für die Analyse von Normen. Normen werden in der permanenten (sprachlichen) Anwendung und Verkörperung beständig wiederholt. Nur so bleiben sie bestehen. Dabei werden sie niemals vollständig erreicht, es sind lediglich Annäherungen an eine Norm möglich. Sie können ex- wie auch implizit sein und sind kontingent, treten als Konglomerat auf und sind dadurch einzeln zumeist schwer zu entziffern. Normen sind über die Effekte, die sie hervorbringen, am deutlichsten zu erkennen, wie bspw. Handlungsrituale (vgl. Butler 2009: 73). Sie müssen sich demzufolge in ihrer (sprachlichen) Anwendung, ihrer Verkörperung und den Effekten, die sie hervorbringen, erfassbar machen lassen und ermöglichen dadurch die Möglichkeiten und Grenzen eines Settings beschreibbar zu machen. Es wird dann deutlich, was in einem untersuchten Kontext als sozial legitim bzw. illegitim gilt, was anerkennbar ist und was nicht, sodass eine Kritik dessen möglich wird, was als selbstverständlich erachtet wird bzw. davon ausgeschlossen ist (vgl. Butler 2016: 53).
- *Sprache* ist zentral für die Subjektivierung. Sie wirkt auf Subjekte ein und tritt in Form von (impliziten) machtdurchdrungenen Normen, Diskursen, Kategorien auf. Sprache formt und begrenzt darüber das Denken und geht dem Sprechen und der Möglichkeit voraus, etwas zu beschreiben. Sie organisiert die soziale Wirklichkeit und die symbolische Ordnung einer Gesellschaft, ermöglicht die Subjektivierung und die dieser inhärente Handlungsmacht. Sprechakte sind dann erfolgreich, wenn sie Sprache in etablierten Verwendungsweisen benutzen, in den Sprechakten also frühere Sprachhandlungen nachklingen. Die Wirkung der Sprache reicht über den Augenblick ihrer Äußerung hinaus. Subjekte können Sprache in gleicher oder veränderter Weise anwenden. Dieser Gebrauch der Sprache lässt sich empirisch erfassen, konfrontiert Forschende jedoch unweigerlich mit den in der Sprache enthaltenen Normen und Diskursen, sodass eine kritische Reflexion der zum Teil kontextspezifischen sprachlichen Bedeutungen angezeigt ist. Sprache kann – obwohl sie subjektivierend und Handlungsmacht erzeugend wirkt – auch verletzen. Die diesbezügliche Untersuchung von Sprechakten kann allerdings keinen Maßstab dafür liefern, ob und wann Sprache verletzend wirkt (vgl. Butler 2006: 30).
- Mit der diskursiven *Anrede* oder *Anrufung* beschreibt Butler, wie Subjektivierungen eingeführt werden. Anreden eröffnen und verwerfen Möglichkeiten des Lebens, sie zitieren Konventionen und entscheiden über ermächtigende Ein- und

potenziell verletzende Ausschlüsse und variieren in ihren Bedeutungen. Durch die Anrede wird ein Individuum über den Augenblick hinaus zum Subjekt, das nun andere ansprechen kann (vgl. Butler 2006: 10). Es wird handlungsfähig. Fehlende explizite Anreden können ebenfalls Identitäten zuschreiben. Anreden sind Sprechakte und empirisch erfassbar. Die Wirkungen von Anreden können jedoch schwer rekonstruiert werden, wodurch Aussagen, welche Anreden z.B. verletzend wirken, kaum beurteilbar sind. Die Bedeutung wie auch die Folgen von Anreden müssen kontextspezifisch herausgearbeitet werden (vgl. Butler 2001: 92).

- *Performativität* zeichnet sich durch die stetige Wiederholung von machtdurchzogenen Normen, Diskursen, Kategorien aus, die dadurch ihre Wirkung entfalten (vgl. Butler 1997: 22). Performativität ist quasi die sprachliche und physische Aufführung dieser. Indem sie auf frühere (Sprach-)Handlungen Bezug nimmt, ermöglicht sie Intelligibilität und die beständige Subjektivierung, die niemals vollständig abgeschlossen ist, sondern der kontinuierlichen Reartikulation durch die Individuen bedarf. Als soziale Praktiken lässt sich Performativität empirisch beobachten und fortwährend erfassen. Butler lässt offen, wie dies analytisch genau erfolgen kann. Berücksichtigt werden muss die Möglichkeit der Veränderung in den Performanzen während der Datenerhebung sowie die möglichen kontextspezifischen Bedeutungen.
- In den *Körpern* manifestieren sich durch ihre beständige Darstellung über die Zeit die subjektivierenden, performativ wiederholten Diskurse, Normen und Kategorien, die den Individuen vorausgehen (vgl. Butler 2016: 129). Die Materialisierungen vollziehen sich bedingt durch die anhaltenden Wiederholungen ebenfalls fortwährend. Veränderungen sind deshalb möglich. Dabei kommt wieder der Sprache ein zentrales Moment zu: Ohne die Verwendung von Sprache ist eine Bezugnahme auf den Körper nicht möglich, er wird durch die Bezeichnung zugleich erzeugt. Mithilfe des Körpers wird das Gesagte ausgeführt, die Ausführung ist jedoch nicht deckungsgleich mit den Normen, die dem Gesagten inhärent sind (vgl. Butler 2006: 23). Körper befinden sich stets in relationalen Beziehungen, durch die sie definiert werden. Eine Analyse muss daher unter Berücksichtigung der vorgefundenen Relationen die inkorporierten Materialisierungen in den Körpern untersuchen, wodurch einige über die bisherige Lebensspanne sedimentierte Materialisierungen sichtbar werden, die allerdings über eine konkrete Forschungssituation hinausgehen. Auf dieser Basis lassen sich Rückschlüsse auf zugrunde liegende Normen und Diskurse ziehen sowie Dynamiken und Grenzen eines Untersuchungsfeldes aufzeigen.
- Körper befinden sich in komplexen Beziehungs- und Relationengeflechten zu *nichtmenschlichen Dimensionen*, die auf sie einwirken und zu ihrer Subjektivierung beitragen. Diese sind konstitutiv für das menschliche Überleben (vgl. Butler 2016: 173). Es bedarf folglich ihres Einbezugs. Diese Geflechte zeigen sich

in Verbindungen, Unterschieden und Kontinuitäten zu den nichtmenschlichen Dimensionen und können untersucht werden, um die Relationen und Beziehungen zu verstehen und herauszuarbeiten, wie sie die menschliche Existenz ermöglichen. Die Subjektbildung erfolgt hier also über Differenzierungen und das Setzen von *Relationen*. Diese sind empirisch erfassbar.

- Durch die Subjektivierung wird das Individuum durch andere anerkennbar, es ist auf ihre *Anerkennung* angewiesen. Die Anerkennung erfolgt kontinuierlich auf der Basis bestehender Normen und Diskurse. Sie kann, muss aber nicht erfolgen, sie kann auch verwehrt werden, sodass Ausschlüsse entstehen. Die (verwehrte) Anerkennung ist abhängig von den sozialen und politischen Netzen innerhalb derer sie stattfindet (vgl. Butler 2010: 57). Diskriminierende Subjektivierungen implizieren für Butler ebenfalls die Möglichkeit der Anerkennbarkeit. Es bleibt jedoch ein Teil der Anerkennung verwehrt, Unterdrückung – für die es zunächst der Anerkennung in irgendeiner Weise bedarf – entsteht. Anerkennungen sowie Ausschließungen von dieser lassen sich nicht direkt erheben. Sie können über sprachliche Äußerungen, Handlungspraktiken, körperliche Materialisierungen erfasst und empirisch sowohl in ihrer ein- wie auch ausschließenden Form untersucht werden.
- *Identitätskategorien* sind Teil der Subjektivierung, mit denen das Individuum von außen durch andere konfrontiert ist, die vom Individuum aber auch als Selbstidentität angeeignet und sprachlich-performativ wiederholt werden. Sie sind daher wandelbar und verorten Subjekte an sozialen Orten innerhalb sozialer Zeiten, sodass sie in ihren Bedeutungen historisch und sozial variieren können (vgl. Butler 2006: 52). Identitäten sind (institutionell bedingte) Diskurseffekte, die als Reaktionen entstehen, als Bekenntnisse auf Anfragen von außen (vgl. Butler 2003b: 144). Sie manifestieren sich als psychische Form der Selbstidentität, werden allerdings fortwährend nur in Ausschnitten performativ dargestellt. Dabei kommt dem Außen eine konstitutive Funktion zu: Das Subjekt kann seine Eigenart nur über die Abgrenzung zu dem definieren, was es nicht sein will oder sein muss. Es entstehen Ausschließungen, die für die Aneignung der Identitätskategorien und die Bildung des Selbst konstitutiv sind. Eine Analyse der performativen Fremd- und Selbstidentitäten muss daher relational vorgehen und die Anreden herausarbeiten, auf die Identitätsperformanzen die Antwort darstellen, sowie die Ein- und Ausschlüsse der Identität analysieren.
- *Relationen und Differenzierungen* sind für Butlers Subjektivierung zentral. Das Dasein ist in einem Beziehungsgeflecht mit anderen verhaftet. Um über sich zu erzählen, ist das Subjekt gezwungen, sich abzugrenzen, Relationen herzustellen, auf Normen und Diskurse Bezug zu nehmen, sozial anerkennbar zu agieren. Es kann nicht ohne Differenzierung entstehen, wobei der Andere als Abgrenzung fungiert, sodass keine eindeutige Trennung zwischen dem Selbst und dem Anderen möglich ist (vgl. Butler 2010: 133). Die ex- wie auch implizi-

ten Relationensetzungen und Differenzierungen lassen sich direkt erforschen und weisen auf vorgenommene Ein- und Ausschlüsse hin.

- Butler denkt (gesellschaftlichen) *Wandel* auf zweierlei Weise: Er erfolgt durch kontinuierliche Verschiebungen in den unbewussten performativen Darstellungen der Subjekte, denen beständige kleine Veränderungen inhärent sind, oder durch bewusste Subversion, die Normen und Diskurse auf neue, deutlich veränderte Weise zitiert (vgl. Butler 2001: 95). In beiden Fällen können darüber auch gesellschaftliche Strukturen verändert werden, da sie der permanenten Reproduktion bedürfen (vgl. Butler 2006: 219). Strukturen lassen sich dann über die Subjektivierungen aufzeigen. Beide Formen des Wandels sind analytisch ausschließlich über eine Zeitspanne im Vergleich erfassbar. Allerdings ist die Abgrenzung von Butlers Ansatz der Subversion gegenüber der Performativität und der Übergang der einen in die andere für die empirische Forschungspraxis nicht eindeutig genug. Dem Aspekt des (gesellschaftlichen) Wandels kommt im Rahmen dieser Arbeit jedoch ohnehin eine untergeordnete Rolle zu.
- Das *Geschlecht* ist für Butler die diskursive Basis der Subjektivierung, ohne das auf den Körper keine Bezugnahme stattfinden kann. Individuen sind gezwungen, sich mit einem den subjektivierenden Normen entsprechenden Geschlecht zu identifizieren. Die Darstellung des Geschlechts erfolgt performativ in körperlichen Praktiken, erhält das zweigeschlechtliche System aufrecht, sichert das (soziale) Überleben und ist als normativer Hintergrund für das Denken notwendig (vgl. Butler 2009: 284). Andere körperbezogene Kategorien müssen geschlechtlich markiert sein. Es ist historisch unterschiedlich konnotiert, seine Bedeutung entsteht relational durch Abgrenzung und ist mit anderen Kategorien verwoben. In Anbetracht der Zentralität, die Butler dem Geschlecht zuspricht, sollte es analytisch berücksichtigt werden. Da es sich um eine soziale Praxis handelt, die dem Körper eine Existenz ermöglicht, ist es empirisch erfassbar, etwa über die ex- und impliziten Abgrenzungen, die diese Praxis beinhaltet (vgl. Butler 2003a: 49).
- Die *Dekonstruktion*, Butlers methodischer Zugang, ist durch eine Infragestellung von Begrifflichkeiten und die Öffnung dieser für eine veränderte, eine offenere Wieder-Verwendung gekennzeichnet (vgl. Butler 1993: 48). Damit hinterfragt sie die zugrunde liegenden Annahmen sowie die Entstehens- und Wirkensbedingungen der Begrifflichkeiten und zeigt auf, welche politischen Interessen sie implizieren, welche Möglichkeiten und Ausschlüsse in ihnen transportiert werden, welche Deutungsschlüsse sie nahelegen (vgl. Butler 2010: 146). Auf dieser Basis diskutiert sie die (kontextspezifischen) Relationen und Verhältnisse von Begriffen und ihren Bedeutungen, um Rahmungen, Brüche, Verschiebungen und Ausschlüsse aufzuzeigen.

Die angeführten Aspekte von Butlers Denken bieten Anschlussmöglichkeiten zur Entwicklung einer Methodologie, die einen Rahmen bietet, innerhalb dessen sich komplexe Subjektivierungen empirisch erforschen lassen. Vor dem Hintergrund des im Verhältnis zum butlerschen Gesamtwerks jedoch relativ geringen Ertrags für das methodologische Vorgehen, gilt es, weitere Aspekte auszuarbeiten, die bei der Entwicklung einer sozialwissenschaftlich-orientierten Methodologie zur Analyse komplexer Subjektivierungen bedeutsam sind. Hierfür wird im nächsten Kapitel unter Berücksichtigung der methodologisch relevanten Ansätze und Anhaltspunkte in Butlers Arbeiten ein Entwurf zur Analyse von komplexen Subjektivierungen skizziert und diskutiert, mithilfe dessen die empirische Untersuchung komplexer Subjektivierungen möglich wird. Dafür werden die in diesem Kapitel einzeln skizzierten subjektivierungsrelevanten Aspekte aus Butlers Œuvre zu empirisch erschließbaren Konglomeraten zusammengefasst. Butlers Denkbewegungen werden damit an den Alltag mit seinen gewöhnlichen Handlungen und Praktiken angeschlossen, mit dem die empirische Forschung unweigerlich konfrontiert ist, und für diese fruchtbar gemacht.

5. Komplexe Subjektivierungen erforschen: Ein methodologischer Entwurf

»Der Alltag stellt keine in sich geschlossene Welt mit durchgängigen Platzierungen, Strukturen, Normen und Werten dar, sondern vielmehr arrangiert sich das Subjekt ständig neu in sozialen Situationen.«
(Bukow/Spindler 2006: 20f.)

In den vorangegangenen Kapiteln ist deutlich geworden, dass es keine einfache, schnelle Lösung gibt, um komplexe Subjektivierungen empirisch zu untersuchen. Bereits die theoretischen Debatten über diese zeigen die vielschichtigen Aspekte und damit die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes, die es in einer Analyse zu berücksichtigen gilt. Nachdem zunächst ausführlich die Herausforderungen von Intersektionalität und Butlers Subjektivierungsansatz diskutiert wurden, habe ich die Idee, auf der Intersektionalität basiert, mit Butlers Denkbewegungen verknüpft. Dadurch wird es möglich, der Herausforderung, komplexe Machtverhältnisse empirisch erfassbar zu machen, umfassender zu begegnen als dies gegenwärtig mithilfe intersektionaler Ansätze erreichbar ist. Indem der Fokus auf die Basis der in intersektionalen Debatten diskutierten Kategorien gerichtet wird, auf komplexe Subjektivierungen und die in ihnen enthaltenen Machtverhältnisse, wird dies möglich. Im dritten Kapitel wurde deutlich, dass das, was Intersektionalität thematisiert, vor dem Hintergrund von Butlers Arbeiten als Subjektivierungen, die Machtverhältnisse implizieren, gedacht werden muss. Es ist notwendig, sich mit den Subjektivierungen zu beschäftigen, denn Subjektivierungen sind die Voraussetzung, um Kategorien überhaupt erst sichtbar werden zu lassen. Sie sind temporäre performative Inszenierungen, die sich in einem gesellschaftlich anerkannten Rahmen bewegen, sodass sie ein soziales Dasein ermöglichen – etwa mithilfe von diskursiv durchdrungenen Kategorien. Sie sind wandelbar und damit verbunden stets unvollständig und werden notwendigerweise immer wieder reproduziert. Kategorien, wie sie in intersektionalen Ansätzen relevant sind, müssen mit Butler deshalb als ein Teil oder als Ausdruck von Subjektivierungen konzipiert werden, wie ich dargelegt habe.

Da Butlers Subjektverständnis sowohl Individuum als auch gesellschaftliche Strukturen einschließt und dadurch diese in der Soziologie häufig getrennt voneinander betrachteten Konzepte in ihrem Ansatz vereint, also als miteinander korrespondierend erachtet, muss das Subjekt als Individuum in Struktur gedacht werden, als Ort, der von einem Individuum besetzt werden kann, ihm Handlungsfähigkeit ermöglicht und zugleich seine Wirkmächtigkeit reproduziert (vgl. Kap. 3.1). Ich habe argumentiert, dass Individuen an sich dann nicht beforschbar sind, da sie ihre Verständlichkeit erst durch die Subjektivierung erlangen, sprachlich benennbar und damit verbunden intelligibel werden, indem sie einer sozialen Logik entsprechen. Dabei begeben sie sich notwendigerweise in gesellschaftliche Strukturen, die in den ihnen vorgängigen Kategorien, in Normen, Diskursen und Institutionen reproduziert werden und auf die sie angewiesen sind, um sozial verstehend und anerkannt zu werden. Erst wenn das Individuum zu einem intelligiblen und sozial anerkannten Subjekt geworden ist, wird es möglich, es zu beforschen. Erst durch die Subjektivierung kann es sich selbst in sozial verständlicher Weise darstellen, wie bereits deutlich wurde. Die Subjektivierung ist daher die Basis seiner Existenz, wie auch Reckwitz schreibt: »Das Subjekt ist seine eigene Inszenierung und diese ist nicht als ein strategisches Spiel misszuverstehen, sondern als basale Existenzform von Subjektivität.« (Reckwitz 2008a: 88f.) Analysen, die Subjektivierungen in den Blick nehmen, befassen sich somit zugleich mit Individuen sowie mit Kategorien und Institutionen, mit gesellschaftlichen Strukturen. Eine Trennung zwischen diesen ist mit meiner Lesart des butlerschen Subjektivierungsansatzes nicht möglich. Würden Kategorien einzeln untersucht, müssten Individuen zeitgleich – so man Butlers Subjektivierungsansatz zugrunde legt – mehrere Orte, Strukturen, Namen besetzen, mittels derer sie subjektiviert würden, wie ich im dritten Kapitel beschrieben habe. Da Butler Subjektivierung nicht in dieser Weise denkt, gilt es, die Konglomerate von Kategorien in den Blick zu nehmen. Folglich müssen Subjektivierungen als Ganzes erfasst werden, anstatt weiterhin die Trennung in Individuen und Strukturen zu vollziehen, wie dies etwa der im Kontext von Intersektionalität bereits zitierte Ansatz von Degele und Winker tut und neben ihm viele weitere (vgl. Kap. 1.7.2; vgl. auch z.B. Degele/Winker 2009). Indem Subjektivierungen als eine Art diskursive Figur imaginiert werden, können sie empirisch in Form der »guten Mutter« oder des »tüchtigen Arbeiters« herausgearbeitet werden (vgl. Butler 2003a: 213).

Deutlich geworden ist ebenfalls bereits, dass sich aus Butlers bisherigem Werk für eine sozialwissenschaftliche Methodologie und für das methodische Vorgehen zur empirischen Untersuchung komplexer Subjektivierungen zwar einige Erkenntnisse filtern und/oder herleiten lassen, um ein konkretes Vorgehen zu skizzieren, genügen diese Resultate jedoch noch nicht. In der Auseinandersetzung mit Butlers Denkbewegungen unter dem Fokus methodologischer Schlussfolgerungen hat sich gezeigt, dass sich der Vorgang der Subjektivierung, genauso wie Machtver-

hältnisse, nicht einfach *an sich* erfassen lässt. Als vielschichtiger Vorgang, der sich sowohl physisch als auch psychisch, sprachlich als auch performativ vollzieht, lassen sich Subjektivierungen nur in ihren temporären Erscheinungen und in ihren Effekten herausarbeiten. Es ist deutlich geworden, dass sowohl performative Anreden und Identitäten, Normen und Diskurse als auch Körper in ihrer Performativität sowie nichtmenschliche Elemente bei der Untersuchung komplexer Subjektivierungen Berücksichtigung finden sollten. Um diese angemessen beschreiben zu können, muss der empirische Fokus auf den diskursiven Konglomeraten liegen, die durch die Subjektivierungen entstehen. Indem nicht mehr zwischen Individuum und Struktur differenziert wird, sondern Subjektivierungen als Ganzes, als ›Figuren‹, untersucht werden, kann es gelingen, dies einzulösen.

Im Folgenden gilt es nun, einen auf den bisherigen Erkenntnissen basierenden und diese zugleich überschreitenden methodologischen Entwurf vorzulegen. Es geht quasi darum, Butler ›auf die Füße zu stellen‹ und dadurch einen zentralen Baustein für die empirische Forschungspraxis zu liefern, der es ermöglicht, komplexe Machtverhältnisse nicht länger getrennt voneinander zu untersuchen, als einzelne Aspekte und/oder Kategorien. Dadurch wird es möglich, aufzuzeigen, welche Subjektivierungsgelegenheiten in einem Forschungssetting existieren, wer ein Individuum dort werden kann bzw. auch werden muss, um sozial anerkenubar und intelligibel zu bleiben, welchen sozialen Sinn die vorhandenen Subjektivierungen implizieren und welche Relationen dabei wirken.

Die für die theoretische Auseinandersetzung sinnvolle Trennung der butlerschen Ansätze, die ein grundsätzliches Verständnis dieser ermöglicht, ist in der empirischen Anwendung nicht vollständig überzeugend. Um die butlerschen Ansätze ›auf die Füße zu stellen‹, müssen sie soweit für die Forschungspraxis fruchtbar gemacht werden, dass sie dort anwendbar sind. Entsprechend gilt es, nicht von Butlers Konzepten aus Schlüsse für die Empirie zu ziehen, sondern – unter Berücksichtigung der wenigen von Butler formulierten Schlussfolgerungen für die Forschungspraxis – von der Forschungspraxis auszugehen und Butlers Ansätze an sie rückzubinden bzw. nutzbringend zu machen und damit quasi Bottom-Up vorzugehen. Nachfolgend werde ich die relevanten Aspekte in für eine empirische Analyse sinnvolle Ableitungen fassen und das jeweilige methodologische und methodische Herangehen an diese, sowie die Auswertung empirischer Daten mit der Situationsanalyse erörtern.

Dabei werde ich auch eine Rahmung entfalten, innerhalb derer empirische Studien erfolgen sollten, die sich mit komplexen Subjektivierungen beschäftigen. Entgegen des hier notwendigerweise linear dargestellten Vorgehens ist es in der Forschungspraxis weder erforderlich noch sinnvoll, die in den fünf Ableitungen dargestellten Herangehensweisen in derart linearer Form abzuarbeiten. Vielmehr sollte das Vorgehen in Anlehnung an die Grounded Theorie eher iterativ und zyklisch sein (vgl. Glaser/Strauss 2008). Zwar geht es hier weniger um die Bildung neuer Theo-

rie, wie es die Grounded Theory zum Ziel hat, als (zunächst) mehr um die Sichtbarmachung komplexer Subjektivierungen. Das Vorgehen der empirischen Untersuchung komplexer Subjektivierungen kann jedoch als an der Grounded Theorie angelehnt bezeichnet werden, da es die von Clarke entwickelte Situationsanalyse nutzt, die die Grounded Theorie mit Foucaults Konzepten verknüpft.

Der vorliegende Ansatz zur Analyse komplexer Subjektivierungen stellt *eine* methodische Umsetzungsmöglichkeit dar. Dabei werden lediglich die für die bestehende Fragestellung wichtigsten Ansätze aufgegriffen. Am Ende des Kapitels gilt es, sowohl die Grenzen des Ansatzes, der zum Teil auf »klassische« Konzepte der Sozialwissenschaften rekurriert, als auch Anschlussmöglichkeiten an diesen aufzuzeigen.

5.1 Zum Untersuchungsgegenstand: Komplexe Subjektivierungen empirisch erforschen

Sollen Butlers Denkbewegungen für die empirische Forschungspraxis fruchtbar gemacht werden, gilt es einigen Herausforderungen zu begegnen. Der Versuch, Butlers theoretisch fundiert begründete Ansätze methodologisch umzusetzen und für die Anwendung nutzbringend zu machen, konfrontiert (sozialwissenschaftlich) Forschende zunächst damit, dass manche von Butlers Konzepten sich nicht einfach in die Empirie übersetzen lassen. Sie sind nicht trennscharf genug formuliert, um sie unmittelbar anwenden zu können. Im vorangegangenen Kapitel habe ich Butlers Ansätze im Hinblick auf methodologisch relevante Schlussfolgerungen diskutiert. Für die Konzepte der Performativität und der Subversion wurden die Schwierigkeiten der Abgrenzung zwischen diesen unter dem Fokus des (gesellschaftlichen) Wandels aufgezeigt (vgl. Kap. 4.6). Da der Fokus dieser Arbeit nicht auf Wandlungsprozessen liegt, konnte diese Abgrenzungsschwierigkeit zunächst vertagt werden. Sollen nun methodologische Schlussfolgerungen für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen gezogen werden, sind Forschende jedoch wieder mit der Frage der Trennschärfe der Konzepte konfrontiert. Der Versuch, mit Butlers Ansätzen »Vorschläge für eine verbesserte sozialwissenschaftliche Praxis zu machen« (Opp 2014: 19), stellt eine Herausforderung dar. Die von Butler verwendeten Konzepte der Performativität, der Anrede sowie der Identität erweisen sich in der methodologischen Anwendung als nicht trennscharf genug, um sie separat voneinander empirisch sinnvoll zu untersuchen. Anreden und Identitäten sind notwendig performativ, sodass etwa eine getrennte Untersuchung der Performativität in der empirischen Analyse weder möglich noch sinnvoll ist. Dies gilt in gleicher Weise für die anderen genannten Konzepte Butlers. In der Empirie treten sie als Konglomerate in Erscheinung. Um das Ziel zu erreichen, Schlüsse für die Analyse komplexer Subjektivierungen und die ihnen inhärenten Machtver-

hältnisse zu ziehen, wird im Folgenden die bisher vorgenommene Differenzierung von Butlers Denkbewegungen in einzelne Konzepte aufgegeben. Stattdessen werden Konglomerate ausgearbeitet, die der empirischen Forschungspraxis gerecht werden. Hierfür werden zunächst vier Untersuchungsgegenstände aus den subjektivierungsrelevanten butlerschen Konzepten gebildet. Während die ersten beiden Ableitungen insbesondere auf Sprache fokussieren, sind die dritte und vierte Ableitung stärker auf Handlungen und Praktiken ausgerichtet: 1. Performative Anreden und Identitäten, 2. Normen und Diskurse, 3. Performative Körper sowie 4. Nichtmenschliche Elemente. Diese Differenzierung scheint den Fokus zwar (zunächst) auf die einzelnen Elemente komplexer Subjektivierungen zu richten. Dies ist der notwendigen Untergliederung der Darstellung des Vorgehens geschuldet. Forschungspraktisch lassen sich die Untersuchungsgegenstände jedoch nicht unbedingt getrennt voneinander analysieren. Die Separierung dient vor allem der verständlicheren Nachvollziehbarkeit des Herangehens. Das in den folgenden Abschnitten vorgeschlagene Vorgehen folgt der gegenwärtig verbreiteten Teilung von Subjektivierungsanalysen in einerseits stärker diskurs- und dispositivorientierte Zugänge und andererseits den in alltäglichen Praktiken (re-)produzierten Subjektivierungen (vgl. Reckwitz 2017: 128f.). Es wird allerdings deutlich werden, dass es (auch) darüber hinaus geht. Querliegend zu den vier genannten Ableitungen wird als fünfte Ableitung das methodische Vorgehen formuliert, mittels dessen die empirisch gewonnenen Daten systematisch zusammengeführt und komplexe Subjektivierungen situationsanalytisch erschlossen werden können. Mit Opp lässt sich sagen, dass das im Folgenden vorgeschlagene Vorgehen zur Untersuchung komplexer Subjektivierungen und ihnen anhaftender Machtverhältnisse Orientierung für die wissenschaftliche Arbeit bieten soll, es jedoch nicht darum geht, die Forschung auf die Realisierung dieser Kriterien hin zu organisieren (vgl. Opp 2014: 20f.). Die in den Teilkapiteln formulierten Fragen, die als Hilfestellung für die empirische Untersuchung gedacht sind und daher weder gänzlich abzuarbeiten noch als vollständig abschließende Liste zu verstehen sind, sollen Forschende darin unterstützen, Subjektivierungen analytisch leichter in ihrer Komplexität zu erfassen. Dazu gilt es, die alltäglichen Praktiken innerhalb spezifischer Situationen, innerhalb der jeweiligen Forschungsfelder, als Ganzes unter dem Aspekt der Subjektivierungen zu untersuchen. Die empfohlene Auswertung mit der Situationsanalyse nach Clarke unterstützt dieses Herangehen (vgl. Clarke 2012; vgl. auch Kap. 4.5). Ziel dieses Kapitels ist es, aufzuzeigen, wie komplexe Subjektivierungen auf der Grundlage von Butlers Ansätzen systematisch herausgearbeitet werden können.

5.1.1 Erste Ableitung: Performative Anreden und Identitätsartikulationen als Untersuchungsgegenstand

»Worte tun etwas. Das kann gar nicht oft genug betont werden.« (Hark/Villa 2017: 23) Sprache ist zentral für unser Denken und für unsere Kommunikation. Worte wirken als Anreden subjektivierend und auf die soziale Wirklichkeit. Traditioneller Weise wird Sprache in den Sozialwissenschaften entweder als »ein gesellschaftliches Medium der Kommunikation und der Objektivierung zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen« oder sie wird unter methodischen Aspekten thematisiert (Quadflieg 2008: 93). Indem sie individuelle Erfahrungen in eine gesellschaftliche Ordnung bettet, scheint Sprache die Welt zu objektivieren. »Durch die Errichtung dieser Ordnung verwirklicht die Sprache eine Welt in doppeltem Sinne: sie begreift sie und erzeugt sie.« (Berger/Luckmann 2010: 164)

In Butlers Ansatz kommt der Sprache wie beschrieben eine zentrale Funktion zu, indem sie performative Wirkungen ermöglicht. Für die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen ist die Auseinandersetzung mit Sprache infolgedessen unerlässlich. Sprache ist dem Subjekt vorgängig und überdauert es in seiner Zeitlichkeit. Auch in ihren Bedeutungen besteht sie über die jeweiligen Subjektivierungen hinaus, wenn auch ihr Fortbestehen erst durch die beständige Anwendung gesichert wird. Butler weist zudem auf die Kontextabhängigkeit von Sprache hin. Ihre Bedeutung entsteht erst durch Differenzierung innerhalb von Kontexten. Darauf verweist auch Quadflieg mit Derrida, wenn er schreibt, dass Vorstellungen nur im Verhältnis zu den sie umgebenden Vorstellungen bedeutsam sind: »Begriffe erhalten ihren Sinn in einem beweglichen und prinzipiell nicht abschließbaren Zusammenspiel der differentiellen Bestimmungen.« (Quadflieg 2008: 104) Dadurch gibt es in der Sprache, die als Netz aufeinander verweisender Signifikanten zu verstehen ist, auch keine in sich abgeschlossenen Bedeutungseinheiten, keine positiven Identitäten (vgl. ebd.: 105). Ihre Bedeutung muss relational erschlossen werden. Dies wurde im Abschnitt zur Kontingenz der Kategorien ebenfalls deutlich (vgl. Kap. 1.10).

Für die empirische Forschung heißt das, spezifische Bedeutungen von Sprache nicht einfach aus der eigenen Logik und dem eigenen Verständnis heraus zu unterstellen, sondern ihre Bedeutung, die durch die im beforschten Setting relevanten Diskurse und Normen geprägt ist, aus dem Forschungskontext zu erarbeiten. Auf diese Weise lässt sich herausarbeiten, welche Differenzierungen erfolgen und welche Relevanz den verwendeten Begrifflichkeiten zukommt. Zudem lässt sich vorschnellen Bedeutungsschlüssen entgegenwirken. Allerdings lassen sich über die Analyse von Sprache als Gegenstand nur bedingt komplexe Subjektivierungen erforschen.

Um zu wirken, muss die verwendete Sprache in Form von Anreden geäußert werden. Nur dann können Sprechakte erfolgreich sein. Anreden erfolgen perfor-

mativ und ermöglichen Subjektivierungen, die wiederum ein gesellschaftliches Leben eröffnen oder auch verschließen, wie Butler beschrieben hat (vgl. Butler 2006: 249). Dabei zitieren sie ›Figuren‹, sie beziehen sich auf diese. Im Hinblick auf die Analyse komplexer Subjektivierungen sind performative Anreden einerseits und Identitätsartikulationen andererseits gut geeignet, um Subjektivierungen in Teilen ihrer Erscheinungen wie auch Dynamiken empirisch erheben zu können. Sie sind soziale Praktiken, die Individuen eine soziale Existenz ermöglichen, im Alltag fortwährend vollzogen werden, sodass sie auch fortwährend erhoben werden können. Performative Anreden sind also zum einen als sprachlich geäußelter Teil komplexer Subjektivierungen zu verstehen, als Teil der ›Figuren‹, die es herauszuarbeiten gilt. Zum anderen werden sie durch körperliche Vollzüge sichtbar und dadurch empirisch erfassbar und analysierbar, worauf ich weiter unten näher eingehen werde. Dabei gehe ich davon aus, dass ein angesprochenes Individuum auf die subjektivierende Anrede reagieren *muss*. Als Reaktion ist hierbei auch ein scheinbares Nicht-Reagieren inbegriffen, denn auch eine vermeintlich fehlende Reaktion kann als Umgang mit der Anrede verstanden werden. Die Reaktion erfolgt dann in innerer Auseinandersetzung mit dieser. Ob es sich hierbei beispielsweise um eine Zustimmung zur Anrede oder einen Widerstand gegen diese handelt, muss jeweils die Empirie zeigen.

Die aus dem butlerschen Werk in den vergangenen Kapiteln getrennt diskutierten Elemente der Sprache, der Anrede, der Identität und der Performativität werden hier also als *ein* analytischer Gegenstand behandelt. Vor dem Hintergrund, dass Individuen immer bereits subjektiviert sind, wenn sie empirisch sichtbar werden und sich sowohl sprachlich als auch damit verbunden performativ artikulieren, ergibt sich diese erste Ableitung, die Anreden bzw. Identitätsartikulationen als in der Forschungspraxis anzutreffendes Zeichen komplexer Subjektivierungen in den Mittelpunkt stellt. Wie lassen sich performative Anreden bzw. performative Identitätsartikulationen nun untersuchen, wenn dabei komplexe Subjektivierungen der Gegenstand sein sollen?

5.1.1.1 Performative Anreden und Identitätsartikulationen erforschen

Performative Anreden subjektivieren, indem sie mithilfe von Bezeichnungen und Kategorien Identitäten erzeugen. Sie können als sprachliche Vorgänge verstanden werden, deren Effekt oder Folge Identitäten sind. Sie sind immer performativ, da sie als Zitate auftreten, mittels derer diskursive Wirkungen erzeugt werden und durch die die Subjektivierung überhaupt erst möglich wird (vgl. Butler 1997: 22). Subjektivierende Anreden bzw. Identitätsartikulationen implizieren also immer schon den Aspekt der Performativität, sie können dem nicht entkommen. Sprache und Performativität lassen sich empirisch nicht trennen. Im Vergleich zu den in intersektionalen Analysen verwendeten Kategorien sind sie umfassender, da inter-

sektionale Ansätze performative Wirkungen und Subjektivierungsvorgänge nicht berücksichtigen, wodurch sie Machtverhältnisse wesentlich weniger komplex beschreiben können.

Involviert ist dabei in der Forschungspraxis zugleich der Körper, ohne den keine performativen Anreden oder Artikulationen möglich sind – ich werde hierauf weiter unten näher eingehen. Grundsätzlich sind performative Anreden soziologisch betrachtet soziale Praktiken. Diese lassen sich mit Schatzki als kleinste Einheiten des Sozialen beschreiben, die sich aus Tätigkeiten in Form von Gesagtem und Getanem zusammensetzen und dabei einen Zusammenhang von miteinander verwobenen Handlungen bilden (vgl. Schatzki 2002: 71). Soziale Praktiken sind fortwährend im Alltag, in Alltagsroutinen, zu finden. Für die Untersuchung performativer Anreden und Identitätsartikulationen lassen sich demgemäß alltägliche Praktiken als Forschungsfeld nutzen, sodass grundsätzlich ein breites Spektrum an Erhebungs- und Untersuchungsmöglichkeiten besteht. Performative Anreden, die in einem Forschungsfeld getätigt werden, lassen sich empirisch etwa mittels ethnographischer Feldzugänge erfassen. Ich werde dies in Kapitel 5.1.5 ausführen.

Im Rahmen dieser Arbeit ist außerdem die Kontextspezifik von Sprache im Hinblick auf die performativen Anreden und Identitäten relevant – darauf habe ich bereits hingewiesen. Dem Kontext der Anrede kommt eine zentrale Rolle für die mit der Anrede transportierten Bedeutungen und die Folgen zu, die aus ihr resultieren. Dabei geht es nicht darum, die spezifische Bedeutung jedes Wortes aus dem Forschungskontext heraus zu erschließen – dies kann eine empirische Studie nicht leisten, deren Fokus auf komplexe Subjektivierungen gerichtet ist. Berücksichtigt werden sollten solche sprachlichen Äußerungen, die für die Subjektivierungen zentral sind. Performative Anreden müssen dann innerhalb ihres Kontextes, innerhalb der Forschungssituation, erschlossen werden. Sie können nicht für sich betrachtet werden, da sich ihr Sinn erst in der Untersuchung der Dynamiken und der Relationen herausarbeiten lässt. Die von Clarke beschriebene Situationsanalyse kann hierbei analytisch von Nutzen sein (vgl. Clarke 2012). Zu berücksichtigen gilt es dabei, dass die performativ zitierten Normen- und Diskurskonglomerate von den zuvor zitierten abweichen können.

Um komplexe Subjektivierungen bzw. ›Figuren‹ und die ihnen zugrunde liegenden Machtverhältnisse analysieren zu können, sollten die empirisch erfassbaren, sprachlich artikulierten Anreden in Form von Bezeichnungen oder Kategorien dokumentiert werden, die in einer Forschungssituation geäußert werden. Welche Anreden existieren im Forschungsfeld? Welche subjektivierenden Orte werden also durch die performativen Anreden besetzt? Von wem werden welche Anreden an wen gerichtet? Butler hat in diesem Kontext betont, dass auch mithilfe von Schweigen Intelligibilität erzeugt und an einen sozialen Platz verwiesen werden kann, also eine Subjektivierung erfolgen kann (vgl. Butler 2006: 49f.). Degele und Winker weisen darauf hin, dass privilegierte Positionen in der Regel nicht benannt wer-

den, da sie als selbstverständlich erachtet werden und unreflektiert bleiben (vgl. Degele/Winker 2009: 82). Zudem kann es performative Anreden geben, die Subjektivierungen eröffnen, die sich aber an keine real im Forschungsfeld anwesenden Individuen richten.¹ Deshalb gilt es, ebenfalls solche performativen Anreden zu erfassen, die als Leerstellen erscheinen und die indirekt durch Schweigen erfolgen, dadurch aber nicht weniger wirkmächtig sind. Welche Anreden erfolgen unartikulierte? Wer spricht wen mithilfe des Schweigens an? Welche subjektivierenden Orte bleiben unbesetzt? Von wem erfolgen diese Anreden?²

Erleichtert wird die Forschung dadurch, dass Butler davon ausgeht, dass performative Anreden und Identitätsartikulationen beständig erfolgen müssen, um wirkmächtig zu bleiben, wenn auch sie dies zugleich wieder einschränkt, indem sie namensgebende Anreden als über den Moment hinaus für wirkmächtig hält (vgl. Butler 2006: 57, 62). Daraus lässt sich zwar nicht zwingend schließen, dass Anreden oder Identitätsartikulationen, die lediglich vereinzelt auftauchen, keine Relevanz haben. Grundsätzlich muss davon ausgegangen werden, dass sämtliche Anreden und Identitätsartikulationen wirkmächtig sein können. Dennoch kann angenommen werden, dass die zentralen subjektivierenden Anreden bzw. Identitätsartikulationen wiederholt auftreten, um die temporär wirkenden Subjektivierungen wieder und wieder zu erneuern. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie linear in immer gleicher, aufeinanderfolgender Weise erscheinen. Aufeinanderfolgende Anreden können sich auch widersprechen, gegeneinander wirken, von unterschiedlichen Subjekten in verschiedener Weise an andere gerichtet werden etc. Wird jedoch Butler darin gefolgt, dass die Subjektivierungen fortwährend geschehen müssen, indem sie performativ wiederholt werden, ist davon auszugehen, dass häufig(-er) auftretende Anreden oder Identitätsartikulationen analytisch relevant sind, um komplexe Subjektivierungen und die darauf basierenden Machtverhältnisse herausarbeiten zu können.³

-
- 1 Es geht hier weniger um temporär abwesende Subjekte, auf die Bezug genommen wird, sondern um Positionen, die geschaffen werden, jedoch unbesetzt bleiben. Diese können als Abgrenzung fungieren, als erstrebenswertes Ideal oder weitere Funktionen haben, die sich aus der Logik des Forschungsfeldes ergeben.
 - 2 Bosančić weist im Kontext der ›Interpretativen Subjektivierungsanalyse‹ ebenfalls auf die Berücksichtigung von Leerstellen hin. Er spricht dabei von Sprecherpositionen, die von Akteuren besetzt werden, die legitime Aussagen innerhalb eines Diskurses oder Dispositivs treffen können und weist ausdrücklich auf davon ausgeschlossene Akteure hin (vgl. Bosančić 2019: 48f.).
 - 3 Hier lässt sich einwenden, dass eine häufige Wiederholung auch den Versuch bedeuten kann, eine Subjektivierung in einem Feld zu etablieren. Es gilt dann, auf die feldspezifische Relevanz bzw. Verortung zu achten. Zugleich lässt sich umgekehrt für einmalig oder kurzzeitig erfolgende Subjektivierungen entgegennehmen, dass diesen sehr wohl eine zentrale Funktion zukommen kann. Werden jedoch auch solche Subjektivierungen analytisch berücksichtigt, die durch Schweigen erfolgen, also nicht mehr explizit artikuliert werden, wird sich zeigen,

Für die Analyse komplexer Subjektivierungen lässt sich also schlussfolgern, dass sich nicht alle im Forschungsfeld vorgefundenen performativen Anreden als analytisch bedeutsam erweisen werden. Es gilt deshalb, zunächst besonders die wiederholt auftretenden ex- wie impliziten Anreden näher zu analysieren, ohne dabei jedoch vereinzelt vorkommende performative Anreden vorschnell als irrelevant zu verwerfen. Bei der Entscheidung für oder gegen die Analyse von konkreten Anreden – insbesondere solcher Anreden, die nur vereinzelt vorgefunden werden und bei denen es zu entscheiden gilt, ob bzw. inwieweit sie über die konkret erfolgte Anrede hinaus weiterhin wirkmächtig sind – kann die Situationsanalyse hilfreich sein (s.u.).

Subjektivierende Anreden können kontextabhängig ermächtigend oder auch verletzend wirken. In jedem Fall ermöglichen sie eine soziale Existenz, sie erzeugen Intelligibilität. Erst die Reaktion der angesprochenen Person ermöglicht, zu analysieren, ob und wie die Anreden Wirkung zeigen. Wirken sie ermächtigend oder verletzend? Aus wessen Perspektive wirken sie wie? Auch bei einer ggf. verletzenden performativen Anrede besteht die Möglichkeit, eine Bedeutungsverschiebung zu erzielen, die der Szene ihre verletzende Wirkung nimmt und stattdessen zum Widerstand gegen diese genutzt werden kann (vgl. Butler 2006: 254). In Kapitel 4.2.2 habe ich die Anrede ›schwul‹ beispielhaft verwendet, um deutlich zu machen, wie die mit ihr transportierte Bedeutung kontextspezifisch variiert, wodurch sie sowohl verletzend als auch ermächtigend gebraucht werden kann. Ein etwas anders gelagertes Beispiel hierfür ist die sogenannte Selbstethnisierung. Als Selbstethnisierung wird in der Migrationsforschung die Abgrenzung von der ›deutschen Gesellschaft‹ und die stattdessen stark erfolgende Identifikation mit der ›Herkunftsgesellschaft‹ verstanden (vgl. Bozay 2012: 117). Der Begriff wurde u.a. von Bukow und Llaryora geprägt. Diese gehen davon aus, dass ethnische Minderheiten dazu tendieren, sich selbst zu ethnisieren, wenn sie als solche markiert, marginalisiert und/oder ausgegrenzt werden (vgl. Bukow/Llaryora 1988: 45; vgl. auch Bukow 1996; Bukow 2016). Für die Analyse dieser bedarf es Eribon zufolge eines epistemologischen Bruchs mit den spontanen Denk- und Selbstwahrnehmungsweisen, wodurch es möglich wird, »die Systematik der sozialen Reproduktion und freiwilligen Selbstexklusion, mit der die Beherrschten ihr Beherrschtwerden sanktionieren, zu verstehen« (Eribon 2018: 45). Mit Butler lässt sich die Selbstethnisierung als subjektivierende Identitätsartikulation lesen. Zwar handelt es sich um eine auf einer verletzenden Anrede basierende Artikulation, diese ermöglicht jedoch die Subjektivierung, welche wiederum intelligibel und damit sozial aner kennbar macht und dadurch Handlungsfähigkeit erzeugt, sodass eine tendenziell verletzende Identität

ob die (vermeintlich) einmalige oder kurzzeitig erfolgte Subjektivierung dadurch vielleicht zu einer beständig wiederholten Subjektivierung wird.

einer Nicht-Identität vorgezogen wird (vgl. auch Kap. 2.2.2). Zudem kann die Bewertung von einer performativen Anrede und einer Identitätsartikulation, die auf den gleichen Bezugsrahmen rekurren, unterschiedlich sein. Welche Wirkung einer subjektivierenden Anrede zukommt, muss folglich die Empirie zeigen.

Für die Untersuchung von artikulierten Identitäten lässt sich das Vorgehen zudem noch spezifizieren. Identitäten müssen von den Individuen angeeignet werden, um langfristig bestehen bleiben zu können. Bedingt durch die dadurch entstehende Notwendigkeit, sie performativ mehr oder weniger beständig zu wiederholen, kann davon ausgegangen werden, dass forschungsrelevante subjektivierende Identitätsdarstellungen während der Datenerhebung wiederholt auftreten. Die für das beforschte Setting bedeutsamen, zu Selbstidentitäten geronnenen Subjektivierungen, lassen sich dann ethnographisch, aber auch zum Teil mittels Interviews erheben. Die Verbindungen zueinander, ihre Abstände, die für die Ein- und Ausschlüsse wie auch die Dynamiken relevant sind, lassen sich durch Situations-Maps visualisieren, wie sie von Clarke verwendet werden (vgl. Clarke 2012: 121ff.). Da für die Aneignung von Identitäten das Außen konstitutiv ist, Identitäten also stets zu einem Außen in Relation gesetzt sind, müssen bei der Erfassung und der Analyse die damit verbundenen Ein- und Ausschlüsse berücksichtigt werden, die explizit oder auch implizit erfolgen können. Nur dann ergibt sich ein vollständiges Bild, wozu die In-Verhältnis-Setzung erfolgt und welche Subjektivierungen dabei wodurch entstehen. Wird Butler darin gefolgt, dass Identitätsartikulationen – Butler spricht von Selbstidentitäten – als Reaktion auf eine performative Anrede oder eine Anfrage zu verstehen sind, sich zu einer Identität zu bekennen, gilt es bei der Untersuchung performative Anreden und Identitätsartikulationen *gemeinsam* zu erheben, um eben diese Reaktionen auf die Anreden als solche berücksichtigen zu können (vgl. Butler 2003b: 144). Welche Identitäten werden verwendet, welche Orte werden also besetzt? Welche Identitätsartikulationen erfolgen auf welche Anreden? Dies kann ethnographisch und mithilfe der in der Situationsanalyse verwendeten Maps erfolgen (s.u.).

Wie in Kapitel 4.2.2 bereits deutlich geworden ist, ermöglichen performative Anreden Intelligibilität, indem sie Diskurse und Normen oder Konventionen zitieren. Es gilt deshalb, die erfassten performativen Anreden und Identitätsartikulationen unter dem Aspekt der durch sie zitierten Normen und Diskurse zu bearbeiten. Welche Diskurse und Normen sind mit den Anreden ex- wie auch implizit verbunden? Eine detailliertere Auseinandersetzung mit der Untersuchung von Normen und Diskursen erfolgt im nächsten Abschnitt, an dieser Stelle sei jedoch an Butlers Beispiele der ›guten Mutter‹ und des ›tüchtigen Arbeiters‹ erinnert, durch die Individuen möglicherweise direkt bezeichnet, also angesprochen und subjektiviert werden. Die mit diesen Anreden transportierten Bedeutungen, die zentral für das Verstehen komplexer Subjektivierungen und damit verbundener Machtverhältnisse sind, lassen sich erst durch die Untersuchung von in ihnen wirkmächtigen Nor-

men und Diskursen herausarbeiten und verstehen. Ob und welchen nichtmenschlichen Elementen (z.B. Kleidung, verwendete Gegenstände etc.) dabei eine bedeutungsvolle Funktion zukommt, gilt es ebenfalls analytisch zu berücksichtigen (vgl. hierfür Kap. 5.1.4). Der hier beschriebene Ansatz geht dadurch deutlich über das hinaus, was mithilfe von Intersektionalität fokussiert werden kann.

5.1.1.2 Zur Methodik: Performative Anreden und Identitätsartikulationen empirisch erheben

Der für Butlers Subjektivierungsansatz zentrale Aspekt der Relevanz der Sprache in Form von subjektivierenden Anreden und Identitätsartikulationen bildet auch in der empirischen Forschung für das Gros der sozialwissenschaftlichen Ansätze die Basis. Sowohl die meisten qualitativen als auch quantitativen Forschungszugänge erheben sprachliche Äußerungen unterschiedlicher Art. Folglich lassen sich sprachlich artikuliert Anreden bzw. Identitätsartikulationen mittels verschiedener qualitativer Methoden erheben. So hat sich beispielsweise Rose mit den Chancen und Herausforderungen von Butlers Ansätzen für die Biographieforschung auseinandergesetzt und ein diskurstheoretisches Subjektverständnis als Ausgangspunkt der biographischen Forschung entwickelt (vgl. Rose 2012).⁴ Mit Verweis auf Rosenthal schlägt sie vor, zu rekonstruieren, auf welche Weise sich jemand in einem Interview inszeniert und welchen diskursiven Normen dies folgt. Damit empfiehlt sie, sowohl eine performative als auch eine dekonstruktivistische Analyseperspektive einzunehmen. Rose schlägt vor, die »Biographieforschung dafür zu nutzen, *diskursive Machtwirkungen auf die im Text inszenierten Subjekte zu dekonstruieren*, indem am Text Prozessen der Subjektkonstitution bzw. der Subjektivierung nachgegangen wird« (ebd.: 120, Herv. i.O.). Der von Rose entwickelte Ansatz zielt damit auf die Rekonstruktion von Subjektivierungen, er kann allerdings weder die Dynamiken erfassen, die in der Beforschung von Situationen sichtbar werden noch Aspekte wie die Körperlichkeit und nichtmenschliche Elemente in ihren Wirkungen einfangen. Die Biographieforschung kann daher lediglich einzelne Aspekte komplexer Subjektivierungen erfassen, die für eine relationale Analyse jedoch nicht ausreichen. Infolgedessen wird sie hier nicht

4 Rose tritt damit der u.a. von Bourdieu und Foucault formulierten Kritik an der Biographieforschung entgegen, diese betrachte das erzählende Subjekt als mit sich identisch und durch die Zeit kohärent. Rose geht es darum, »theoretisch wie forschungspraktisch einen Umgang damit zu finden, dass das Subjekt (der Bildung) erst in anhaltenden Prozessen der Subjektivierung zum »Subjekt« gemacht wird« (Rose 2012: 113). Sie weist dabei darauf hin, »dass der Text aufgrund eines spezifischen situativen Anlasses (und zugrunde liegenden Forschungsinteresses) entworfen und erzählt worden ist. Und damit als notwendig *selektive* Perspektive auf das potentiell erzählbare Leben zu einem bestimmten Zeitpunkt verstanden werden muss« (ebd.: 119, Herv. i.O.).

als Datenerhebungstechnik herangezogen, obgleich der Ansatz des hermeneutischen Bündnisses, welches in einer Interviewsituation entsteht, in eine ähnliche Richtung weist, wie der vorliegende Subjektivierungsansatz (vgl. Bukow/Spindler 2006: 25).

Im Verlauf dieses Kapitels habe ich bereits darauf hingewiesen, dass zur Erhebung von Daten, aus denen komplexe Subjektivierungen und die mit diesen verbundenen Machtverhältnisse herausgearbeitet werden sollen, besonders ethnographische Zugänge geeignet sind. Das ethnographische Vorgehen ist insbesondere für das in der ersten Ableitung (performative Anreden und Identitätsartikulationen), in der dritten Ableitung (performative Körper, vgl. Kap. 5.1.3) und der vierten Ableitung (nichtmenschliche Elemente, vgl. Kap. 5.1.4.) formulierte methodologische Herangehen an die empirische Erforschung komplexer Subjektivierungen sinnvoll. Die Ethnographie untersucht Subjekte in ihrem Alltag, indem sie herausarbeitet, wie die Wirklichkeit dort erzeugt wird (vgl. Lüders 2007: 384ff.). Amann und Hirschauer bezeichnen Ethnographie deshalb als »Teilhabe an der Introspektion sozialer Situationen« (Amann/Hirschauer 1997: 24). Ethnographischen Zugängen geht es insbesondere darum, Aspekte sozialer Wirklichkeit zu rekonstruieren, zu denen über die Verbalisierungen der Subjekte kein Zugang besteht (vgl. Hirschauer 2001b: 437). Dies ist für die Analyse komplexer Subjektivierungen zielführend. »Das weitgehend Vertraute wird dann betrachtet als sei es fremd, es wird nicht nachvollziehend verstanden, sondern methodisch ›befremdet‹: Es wird auf Distanz zum Beobachter gebracht.« (Amann/Hirschauer 1997: 12) Mithilfe der Ethnographie lässt sich das inkorporierte Wissen in Form routinierter Praktiken erforschen (vgl. Thole 2010: 30). Im Hinblick auf die Erforschung komplexer Subjektivierungen ist dies besonders interessant, da diese vorwiegend selbstverständlich und ohne sich dessen bewusst zu sein, vollzogen werden. Der Fokus wird auf die »Schweigsamkeit des Sozialen« gerichtet (Hirschauer 2001b: 437). Dies scheint zunächst nicht zu den performativen Anreden und Identitätsartikulationen zu passen, für beide sind sprachliche Äußerungen relevant. Gleichwohl wurde bereits deutlich, dass Subjektivierungen eben nicht nur mithilfe von Sprechakten vollzogen werden, sodass sie sehr viel mehr umfassen als lediglich verbale Äußerungen. Zwar liegt ein Fokus in der Ethnographie, innerhalb derer kein abschließend feststehender Methodenkanon existiert, besonders auf Gestik, Mimik und Körperbewegungen. Beobachtung und Gespräch lassen sich jedoch nicht voneinander trennen (vgl. Girtler 2001: 59). In der Analyse komplexer Subjektivierungen müssen sprachliche Äußerungen als Repräsentationen berücksichtigt werden, die aufgrund ihrer Performativität wiederum nicht losgelöst von den körperlichen Bewegungen verstanden werden können. In Anlehnung an den von Geertz formulierten ethnographischen Grundsatz, »what the hell is going on here«, sollte so vorgegangen werden, dass eben diese Frage beantwortet werden kann (vgl. Geertz 1983). Die in den vorliegenden Ableitungen formulierten Fragen dienen dabei als Hilfestellung,

um dies zu beantworten und komplexe Subjektivierungen entlang der von Butler herausgearbeiteten jeweiligen subjektivierungsrelevanten Charakteristika zu untersuchen. Es gilt dann, das eigene methodische Vorgehen an die Erfordernisse des Feldes wie auch an die Fragestellung anzupassen. Amann und Hirschauer konstatieren deshalb: »Nicht die Logik der Forschung, sondern die komplexe Pragmatik des Erfahrungsfeldes erfordert Verhaltens- und Beobachtungsweisen, die sich an dessen gelebter Ordentlichkeit entwickeln müssen.« (Amann/Hirschauer 1997: 20) Sie weisen zudem darauf hin, dass die »Begrenzung der relevanten Einheiten der Beobachtung und die Konstitution des ›Feldes‹ [erst, M.B.] Resultat des Forschungsprozesses« sind (ebd.). Damit sind sie anschlussfähig an die von Clarke entwickelte Situationsanalyse, die mithilfe von Mapping-Ansätzen die Rekonstruktion und Untersuchung von Zusammenhängen zwischen den hier formulierten Ableitungen ermöglicht (vgl. Clarke 2012; vgl. auch Kap. 5.1.5.2). Für Clarke muss – wie auch für Amann und Hirschauer – eine Forschungssituation zeigen, wo die Grenzen dieser verlaufen (vgl. Clarke/Keller 2011: 120). Clarkes Mapping-Ansätze, die für die Visualisierung von Verbindungen zwischen den verschiedenlichen Elementen einer Forschungssituation äußerst nützlich sind, dienen zugleich der systematischen Erfassung und Auswertung der erhobenen Daten wie auch gewonnener (Teil-)Ergebnisse. Mit ihrer Hilfe lassen sich Relationen aufzeigen und Subjektivierungen in ihrer Komplexität rekonstruieren – ich werde dies in der vierten und insbesondere der fünften Ableitung vertiefend ausführen. Es lässt sich folglich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Herangehen an das Forschungsfeld und dem Herangehen an den Forschungsgegenstand, nämlich die komplexen Subjektivierungen, konstatieren. Auch in Bezug auf die Subjektivierungen ist vorab offen, welche Elemente ihre Komplexität ausmachen werden, was genau sie charakterisieren wird.

Ziel des in dieser ersten Ableitung formulierten Herangehens ist es, in einem ersten Erhebungsschritt die im Forschungsfeld ex- und implizit auffindbaren performativen Anreden und Identitätsartikulationen zu erfassen und herauszuarbeiten, von wem sie in welcher Weise an wen gerichtet werden. Gegebenenfalls zeichnen sich hier bereits Relationen zueinander ab und es wird deutlich, welche verletzenden Anreden wirkmächtig sind. Dieser erste Schritt erfolgt nicht losgelöst von den anderen Ableitungen, die in den nächsten Teilkapiteln dargestellt werden. Körper, nichtmenschliche Elemente, aber auch Normen und Diskurse wirken in verstärkender Weise in, durch oder gemeinsam mit performativen Anreden und/oder Identitätsartikulationen.

5.1.2 Zweite Ableitung: Diskurse und Normen als Untersuchungsgegenstand

Diskurse und die in ihnen enthaltenen Normen setzen Rahmen und ermöglichen und begrenzen das, was intelligibel ist, was sinnvoll erscheint oder was davon

ausgeschlossen bleibt. Sie strukturieren das (soziale) Leben und damit auch ein Forschungssetting. Sie setzen quasi die Spielregeln. Und sie werden in den oben beschriebenen performativen Anreden bzw. Identitätsartikulationen beständig reproduziert. Die Analyse von Diskursen samt den ihnen eingeschriebenen Normen ist folglich aufschlussreich, um deutlich zu machen, welche Normen und Diskurse in den Anreden und Identitätsartikulationen reproduziert werden. Durch die Analyse von Diskursen und den implizierten Normen lassen sich die Machtwirkungen herausarbeiten, die in den Subjektivierungen wirken. Sie werden deshalb als zweite Ableitung aus Butlers *Œuvre* formuliert.

Diskurse und Normen sind sprachbasierte Konzepte, wie performative Anreden und Identitätsartikulationen, jedoch lassen sie sich nicht in der gleichen Weise erheben, sodass eine getrennte Abhandlung von diesen notwendig ist. Anders als in der Auseinandersetzung mit den von Butler beschriebenen methodologischen Schlussfolgerungen aus ihren Denkbewegungen, werden Normen und Diskurse hier nicht getrennt voneinander behandelt. Es wird davon ausgegangen, dass Normen in den Diskursen enthalten sind und diese in den alltäglichen Praktiken gemeinsam auftreten. Zwar werden im Folgenden einige theoretisch geführte Diskussionen um Normen und Diskurse innerhalb der Soziologie separat skizziert, die empirische Analyse dieser ist im Hinblick auf ihre Relevanz für komplexe Subjektivierungen jedoch hinreichend ähnlich, sodass dort keine Trennung erfolgt.

Debatten um Normen und Diskurse wurden ursprünglich besonders in den Sprachwissenschaften im Anschluss an die Wissenssoziologie bzw. Ethnomethodologie geführt. Ihre Verknüpfung erfolgte in der modernen Linguistik. Zuvor wurden Normen vor allem in der Soziologie untersucht, während Diskurse Gegenstand der Sprachwissenschaften waren (vgl. Jäger 2014: 341f.). Foucault zeigte ab Mitte der 1960er Jahre, dass Diskurse eine normative Qualität aufweisen, indem sie Ordnungen und Grenzen des Sagbaren erzeugen, als eine Art Metaordnung fungieren (vgl. Sarasin 2005: 98f.; Villa 2003: 20f.). In der Folge, ab den 1990er Jahren, nahm das Interesse der Sozialwissenschaften an der Diskursforschung zu und eine systematische Auseinandersetzung mit dieser erfolgte (vgl. Keller et al. 2006: 10). Mittlerweile existiert in den Sozialwissenschaften eine Fülle an Publikationen zum Thema Diskurse und Diskursanalysen. Die Bedeutung des Diskurs-Begriffs innerhalb der Debatten ist dabei uneinheitlich, er wird verschiedentlich konnotiert verwendet (vgl. ebd.: 11).⁵ Auf die vielfältigen Arbeiten

5 Keller differenziert zwischen drei Traditionslinien des Diskurs-Begriffs. Er unterscheidet erstens in den der Alltagssprache entstammenden Diskurs-Begriff für ein Gespräch, zweitens in den aus der sprachanalytischen Philosophie entwickelten Diskurs-Begriff, der sich mit den Regeln der mündlichen Kommunikation befasst, sowie drittens den auf de Saussure zurückgehenden Diskurs-Begriff, der Sprache als ein abstrakt geregeltes System begreift, das die menschliche Vorstellung von der Welt formt (vgl. Keller 1997: 310f.; vgl. auch Keller 2007b). Keller et al. teilen die existierenden Ansätze in vier Gruppen mit jeweils unterschiedlichem

zu Diskursen und Diskursforschung – und im Folgenden auch Normen – kann hier nicht tiefgehend eingegangen werden, es erfolgt an dieser Stelle lediglich ein kurzer Einblick in die Breite und Vielfältigkeit der Debatten.

Als früher Vorläufer der gegenwärtigen Debatten lässt sich Schütz anführen. Er setzt sich mit dem Prozess des Verstehens des Sinns einer Handlung auseinander und zeigt auf, dass das Sinnverstehen dort beginnt, wo Formulierungen in ihrer üblichen Bedeutung verstanden werden (vgl. Schütz 1974). Dieses Verstehen von Bedeutungen ist ein zentraler Aspekt in der Diskussion um Diskurse. Die französischen Poststrukturalisten haben aufgezeigt, dass »alles, was wir wahrnehmen, erfahren, spüren, über sozial konstruiertes, typisiertes, in unterschiedlichen Graden als legitim anerkanntes und objektiviertes Wissen, das heißt über Bedeutungen oder Bedeutungsschemata vermittelt wird« (Keller 1997: 315). Um herauszufinden, weshalb jemand in einer bestimmten Weise handelt, ist eine Möglichkeit, den subjektiven Sinn herauszuarbeiten, der mit dieser Handlung verbunden ist (vgl. Keller 2013: 27). Keller beschreibt Diskurse deshalb als »themenbezogene, disziplin-, bereichs- oder ebenenspezifische Arrangements von (Be-)Deutungen« (Keller 1997: 317). Sie sind sozial konstruiert, implizieren spezifische Handlungsvoraussetzungen und -folgen und sind zugleich als Ausdruck und Konstitutionsbedingung des Sozialen zu verstehen (vgl. Keller 2013: 46). Diskurse sind für Keller der Versuch, Bedeutungszuschreibungen und Sinnordnungen zeitweise zu stabilisieren, durch die kollektiv verbindliche Wissensordnungen institutionalisiert werden (vgl. Keller 2007b: 7). Sie sind das Resultat historischer Prozesse und sie »transportieren ein Mehr an Wissen, als den einzelnen Subjekten bewußt ist« (Jäger 2006: 88). Pollack weist darauf hin, dass sich Aussagen von Bedeutungen daher auch daraus ableiten lassen, was nicht gesagt wird (vgl. Pollack 2002: 35). Für Link ist ein Diskurs hingegen »eine institutionell verfestigte Redeweise, insofern eine solche Redeweise schon Handeln bestimmt und verfestigt und also auch schon Macht ausübt« (Link 1983: 60). Für Keller, Hirsland, Schneider und Viehöver kommt in der verstärkten Verwendung des Diskurs-Begriffs »eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die gesellschaftliche Bedeutung von Kommunikations- und Argumentationsprozessen sowie der sprachvermittelten Wahrnehmung bzw. Konstruktion von Wirklichkeit zum Ausdruck« (Keller et al. 2006: 7). Um das Soziale zu analysieren, erachten sie die Untersuchung von Diskursen als erforderlich.

Der Diskursbegriff, wie er in dieser Arbeit relevant ist, geht ursprünglich auf Foucault zurück – dies wurde bereits in Kapitel 2.2.1 deutlich. Foucault hat dafür

Fokus: die vor allem im angelsächsischen Raum verbreitete discourse analysis, die Diskursethik im Anschluss an Habermas, die Diskurstheorie, die an de Saussure anknüpft und an die auch Althusser, Barthes, Derrida, Foucault und Lacan anschließen, sowie die kulturalistische Diskursanalyse, die ihren Fokus stärker auf handlungstheoretische und hermeneutisch-interpretative Grundlagen richtet (vgl. Keller et al. 2006: 10ff.).

plädiert, Diskurse »als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen«, und er hat weiter ausgeführt, »[z]war bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben« (Foucault 2015: 74, Herv. i.O.). Foucault interessiert sich also insbesondere dafür, »was (jeweils gültiges) Wissen überhaupt ist, wie jeweils gültiges Wissen zustandekommt, wie es weitergegeben wird, welche Funktion es für die Konstituierung von Subjekten und die Gestaltung von Gesellschaft hat und welche Auswirkungen dieses Wissen für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung hat« (Jäger 2006: 83).⁶

Die Relevanz von Diskursen wird auch bei Butler deutlich, die Diskurse als Begriffe fasst, die einerseits eine konkrete Bedeutung haben, andererseits aber auch den Rahmen vorgeben, was intelligibel ist und was davon ausgeschlossen bleibt (vgl. Butler 2007: 160f.). Diskurse sind machtvollere Denksysteme, die Bedeutung zu schreiben und weniger eine bereits existierende Realität zu beschreiben versuchen, als vielmehr diese mithilfe zitierter Konventionen einzuführen versuchen (vgl. Butler 2006: 59). Diskurse wirken bei der Subjektivierung formend auf Individuen ein. Damit sind sie soziale Phänomene, eine Form des sozialen Handelns, wie Clarke schreibt (vgl. Clarke 2012: 185), und müssen in der Analyse komplexer Subjektivierungen berücksichtigt werden.

Werden Diskurse untersucht, so werden zugleich die in ihnen enthaltenen Normen mit herausgearbeitet. »Unter Normen werden die mehr oder weniger verbindlichen Erwartungen verstanden, welche die Gruppe von ihren Mitgliedern unter bestimmten Umständen hegt.« (König 1958, zit.n. Hoffmann-Nowotny 2004: 6) Normen werden durch Werte legitimiert (vgl. Hoffmann-Nowotny 2004: 6). Sie bilden sich in gesellschaftlichen Systemen aus und fungieren vor allem als Orientierungsmaßstab für das Verhalten (vgl. Distelhorst 2009: 38). In der Soziologie wird ihnen in vielen Teildisziplinen eine hohe Relevanz für das soziale Miteinander beigemessen.

Bereits Durkheim untersuchte die Wirkung normativer Regelungen (vgl. Durkheim 1984). Max Weber führt in seinen soziologischen Grundbegriffen aus, dass Handelnde »bestimmte Handlungsmaximen als irgendwie für das Handeln geltend [erachten und als, M.B.] verbindlich oder vorbildlich« ansehen (Weber 2002: 671). Parsons erforscht die Wirkung von Normen auf das Verhalten von Individuen,

6 Als Wissen bezeichnet Jäger dabei »alle Arten von Bewußtseinsinhalten bzw. von Bedeutungen, mit denen jeweils historische Menschen die sie umgebende Wirklichkeit deuten« (Jäger 2006: 83). Foucault erachtet Diskurse als mit Ermächtigungs- und Ausschlusskriterien verknüpft, wodurch zwischen möglichen und nicht-möglichen Sprechern unterschieden wird, sodass Subjekt-Positionen konstituiert werden können (vgl. Keller 1997: 314). Mit dem Begriff der diskursiven Praktiken will Foucault »darauf verweisen, daß spezifische Denk- oder Deutungsschemata mit spezifischen, sie stützenden Handlungsschemata verknüpft sind« (ebd.).

indem er versucht, die normative Übereinstimmung »zwischen dem handlungsbereiten Individuum, das die Norm- und Wertvorgaben eines kulturellen Systems verinnerlicht (internalisiert) hat, und dem auf Stabilität bedachten sozialen System theoretisch (und praktisch) zur Deckung zu bringen« (Schäfers 2016: 34). Für die Ethnomethodologie sind Normen mit der Situation in der sie angewendet werden verknüpft, sie werden im Handlungsvollzug generiert und angewendet, sie werden ausgehandelt (vgl. Garfinkel 1967). Link et al. beschäftigen sich schließlich mit Normen im Kontext von Normalität und Normalismus (vgl. Link et al. 2003).

Wird Butler darin gefolgt, dass Normen »ein Maß und ein Mittel [sind, M.B.], um einen gemeinsamen Standard hervorzubringen«, so können sie als Orientierungsangebot und Ordnungsversuch gedeutet werden (Butler 2009: 87).⁷ Die (weitgehende) Einhaltung von Normen ermöglicht Anerkennung, eine soziale Existenz. Bedingt durch ihre notwendige sprachliche Artikulation und ihre unvermeidliche Verstrickung in Diskurse, ist eine getrennte Analyse von Normen und Diskursen für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen nicht zielführend. Wird berücksichtigt, dass sowohl Normen als auch Diskurse performativ wiederholt werden – darauf weisen neben Butler auch Degele und Winker im Kontext der Analyse von Repräsentationen hin (vgl. Degele/Winker 2009: 54) – und in Bezug auf komplexe Subjektivierungen in Anreden bzw. Identitätsartikulationen erfassbar werden, so ist die gemeinsame Untersuchung beider für eine sozialwissenschaftliche empirische Studie folgerichtig. Ergebnis einer solchen Analyse ist dann ein Konglomerat an relational reproduzierten Normen und Diskursen der Intelligibilität, die in der untersuchten Situation vorgefunden werden.

5.1.2.1 Subjektivierungsrelevante Normen und Diskurse: Methodologische Anschlüsse an Butler

Sollen Normen und Diskurse untersucht werden, die für komplexe Subjektivierungen relevant sind, so können diese nicht direkt erforscht werden. Normen und Diskurse werden in sozialen Praktiken und Handlungen verbal und damit auch körperlich reproduziert. Dabei sind sie an die sprachliche Artikulation gebunden, die über performative Anreden bzw. Identitätsartikulationen erfolgt. Sie sind deshalb stets mit diesen verbunden. Die hier vorgenommene Separation von performativen Anreden und Identitäten einerseits und Normen und Diskursen anderer-

7 Ein plastisches Beispiel für einen (absurden) Ordnungsversuch als Orientierungsangebot liefert Wehrli (2002) mit seinem Buch *Kunst aufräumen*. Darin ordnet er Werke bekannter Künstler nach ihren Formen und schafft auf diese Weise dort Klarheit, wo es keinen Sinn macht. Wehrli erschafft damit neue Sinnzusammenhänge, bricht zugleich aber auch mit den Normen, den Erwartungen, die gegenüber den Kunstwerken gehegt werden. Sein Werk schließt damit in gewisser Weise – wenn auch mit einem deutlich anderen Zugang – an Arbeiten der Ethnomethodologie an, wie sie etwa Garfinkel mit seinen Krisenexperimenten vorgelegt hat, um implizite soziale Normen aufzeigen zu können (vgl. Garfinkel 1967).

seits dient der Verdeutlichung des methodologischen Ansatzes. Inwieweit diese Trennung in der Forschungspraxis aufrechterhalten bleibt, muss anhand des jeweiligen Feldes bzw. der jeweiligen Daten entschieden werden. Wird Butler darin gefolgt, dass Normen und Diskurse nur dann wirkmächtig werden können, wenn sie Sprache in etablierter Weise benutzen, so können sie auch erst dann subjektivierungsrelevant werden. Das bedeutet, dass Sprechakte sich auf ihnen vorgängige Konventionen beziehen müssen, sodass in ihnen frühere Sprachhandlungen nachhallen (vgl. Butler 2006: 84). Sie transportieren dadurch beständig diese vergangenen Sprachhandlungen mit, indem Konventionen zitiert werden, die in Form von machtdurchzogenen Normen und Diskursen sozial verständlich werden. Auf diese Normen und Diskurse, die dadurch fortwährend wiederholt werden, wird der Fokus bei der Analyse gerichtet. Sprache wird im Hinblick auf die mit ihr transportierten Normen und Diskurse untersucht. Es geht also nicht darum, Normen und Diskurse und die ihnen zugrundeliegende Sprache in einer klassisch linguistischen Weise zu analysieren. Die im Kontext der ersten Ableitung aufgeworfenen Fragen nach den Anreden und Identitätsartikulationen lassen sich durch die Berücksichtigung von Normen und Diskursen vertiefend beantworten. Die Subjektivierungen werden dann stärker in ihrem Konglomerat-Sein – etwa dem der ›guten Mutter‹ – wie auch ihren (impliziten) Bezugnahmen sichtbar.

Normen und Diskurse sind mit den Anreden verbunden, sodass sie sich empirisch herausarbeiten lassen, indem eben diese Anreden und/oder Identitätsartikulationen erhoben werden. Sie haben keine eigenständige Existenz, sondern sind immer mit diesen verbunden bzw. werden durch diese artikuliert und damit beständig zitiert. Dies kann verbal oder auch in indirekten Anrede- oder Artikulationsformen mittels Texten verschiedener Art erfolgen. Allerdings unterliegen sie einer anderen Zeitlichkeit, als die jeweiligen empirisch erhebbaren performativen Anreden und Identitätsartikulationen. Butler weist darauf hin, dass Diskurse und Normen dem Subjekt vorgängig sind. Sie existieren bereits, bevor das Subjekt zum Subjekt wird (vgl. Butler 2007: 50). Wie die Sprache, unterliegen sie damit einer anderen Endlichkeit als das Subjekt. Dies erleichtert Forschenden die Arbeit, wie bereits in Kapitel 4.1.2 beschrieben wurde. Da Diskurse und Normen dem Subjekt vorgängig sind, das erst in einer spezifischen Situation zum Subjekt wird, sind sie auch der jeweiligen untersuchten Situation vorgängig. Das analysierte Feld existiert in der Regel bevor es beforscht wird, häufig ist es bereits vor dem Eintritt des Individuums in das Feld vorhanden, wie dies beispielsweise bei Institutionen jeglicher Art der Fall ist. Diskurse und Normen lassen sich folglich über die konkreten Subjektivierungsmomente hinaus erfassen. Sie beschränken sich nicht auf einmalige performative Zitationen. Zwar unterliegen sie historischen Veränderungen, ihr Wandel vollzieht sich durch die mit der performativen Anwendung verbundenen Verschiebungen jedoch langsam genug, um sie analytisch über die unmittelbare Subjektivierung hinaus erheben zu können (vgl. Butler 2010: 11). Das kann – immer

unter dem Fokus der Analyse der im Forschungssetting existierenden komplexen Subjektivierungen – insbesondere über verschriftlichte Texte jeglicher Art erfolgen, die im Forschungsfeld relevant sind. Allerdings liegt der Fokus für die Analyse komplexer Subjektivierungen besonders auf im Untersuchungsfeld verbal artikulierten Diskursen. Es ist zu vermuten, dass in den Artikulationen die im Feld relevanten Diskurse enthalten sind und diese im Falle einer Analyse von schriftlichem Material bestätigt würden, da die verbalen performativen Artikulationen eben diese Diskurse zitieren und daher (in Teilen) reproduzieren. Die Analyse schriftlich fixierter, im Untersuchungsfeld relevanter Diskurse kann bei Bedarf ergänzend vorgenommen werden. Dabei sollte es nicht darum gehen, ganze Diskursstränge zu rekonstruieren, sondern sich lediglich auf die in den komplexen Subjektivierungen wirkmächtigen (Aspekte der) Diskurse zu beschränken.

Durch die Analyse von Diskursen und Normen lassen sich die Möglichkeiten und Grenzen der Subjektivierungen eines Forschungsfeldes herausarbeiten, etwa im Hinblick darauf, was als intelligibel anerkannt wird oder davon ausgeschlossen bleibt (vgl. Butler 2009: 64). Daraus lässt sich schlussfolgern, welche Subjektivierungen im Forschungsfeld (il-)legitim sind: Welche Subjektivierungen werden anerkannt? Welche Rahmungen der Subjektivierung werden dadurch geschaffen?

Wie bereits im vierten Kapitel beschrieben wurde, geht Butler davon aus, dass es nicht möglich ist, die Ausschlüsse von der Norm aufzuzeigen (vgl. Butler 2009: 73). Dieser Gedanke ist in ihrer theoretischen Ausführung schlüssig. Für die empirische Analyse ist er jedoch nicht hinreichend überzeugend. Die empirische Untersuchung bezieht sich zum einen stets auf das *innerhalb* der Norm, auf das, was empirisch erkennbar ist. Um einem eurozentristischen Denken zu entgehen, wird hier zum anderen jedoch davon ausgegangen, dass Normen der Intelligibilität nicht universal sind, sondern mindestens in ihren Variationen feldspezifisch. Dies hat zur Folge, dass das Außerhalb der Norm außerhalb des eigenen jeweiligen Feldes verortet wird, um das Feld zu begrenzen. Eine Abgrenzung erfolgt dann zum Außerhalb dieses Feldes, etwa in Form von ›wir‹ und ›die Anderen‹, wie in der Migrationsforschung vielfach thematisiert worden ist (vgl. z.B. Reuter 2002; Beck-Gernsheim 2004; Bauman 2016; Castro Varela/Mecheril 2016). Gleiches gilt für Subjektivierungen, Abgrenzungen erfolgen zu anderen Subjektivierungen. Diese können sowohl innerhalb als auch außerhalb des Untersuchungsfeldes sein und sichern die Norm. In der empirischen Analyse komplexer Subjektivierungen lässt sich dann aufzeigen, wie Normen durch Abgrenzungen stabilisiert werden. In Kapitel 4.1.3 habe ich darauf hingewiesen, dass dieser Art der Gegenüberstellung ein binäres Schema zugrunde liegt. Interessant sind hierbei sicherlich die Graubereiche, die zwischen den klaren Ein- bzw. Ausschlüssen changieren. Diese können sehr aufschlussreich zur Untersuchung der jeweiligen subjektivierenden Normen als Teil der Diskurse sein. Über Handlungen und Praktiken, die im Forschungsfeld empirisch erhebbar sind und als Annäherungen an Normen und Diskurse verstan-

den werden müssen, lassen sich diese ebenfalls analysieren. Normen und Diskurse sind dabei als Referenzrahmen oder Vergleichsprinzip zu verstehen und erzeugen soziale Abstände (vgl. Butler 2009: 73, 328). Diese Abstände lassen sich in Form von Relationen herausarbeiten und geben Aufschluss über die Positionen des Forschungsfeldes.⁸ Die Positionen lassen sich wiederum an die Anreden bzw. Identitätsartikulationen rückbinden, sodass die Subjektivierungen in ihrer Komplexität plastischer werden.

5.1.2.2 Subjektivierungsrelevante Normen und Diskurse analysieren: Zur Methodik

Butler weist darauf hin, dass Diskurse in ihren beständigen Wiederholungen schwer erkennbar sind. Sie sieht insbesondere in der Erfassung ihrer Wirkung die Möglichkeit, Diskurse zu identifizieren (vgl. Kap. 4.1.2). Eine solche Wirkung sind komplexe Subjektivierungen. Wie bereits deutlich wurde, lassen sich Diskurse und Normen bedingt durch ihr performativ-sprachliches Dasein empirisch herausarbeiten: Sie sind über Sprache erfassbar und durch Handlungsrituale beschreibbar, sodass sie mittels qualitativer Forschungszugänge ergründet werden können. Um Normen und Diskurse zu untersuchen, gilt es, die normativen wie auch diskursiven Wiederholungen aus den sprachlichen Äußerungen zu rekonstruieren, indem zunächst alle performativen Anreden und Äußerungen erfasst und dann mit dem Fokus auf Diskurse und Normen untersucht werden.

Diskursanalytische Zugänge sind grundsätzlich geeignet, um subjektivierungsrelevante Diskurse und Normen zu untersuchen. Sie bieten die Möglichkeit, performative Anreden bzw. Identitätsartikulationen vertiefend, insbesondere im Hinblick auf die implizit enthaltenen subjektivierenden Aspekte dieser, zu analysieren. Allerdings steht es noch aus, das genaue Vorgehen dabei auszuarbeiten. Wie oben bereits skizziert wurde, existiert mittlerweile eine Vielzahl an Diskursdefinitionen und -theorien. Für das methodische Herangehen an die Untersuchung von Diskursen lässt sich ähnliches konstatieren. Es wurden verschiedene Ansätze zur Durchführung von Diskursanalysen publiziert (vgl. etwa Jäger 2006; Jäger/Jäger 2007; Keller 2006; Keller 2007a; Keller 2007b; Keller 2013;

8 Hier lässt sich an Bourdieu anschließen. Bourdieu plädiert dafür, die Standpunkte im sozialen Raum zu untersuchen, durch die Abstände markiert werden. Dabei müssen Standpunkte und Perspektiven der Akteure in Relation zum Standpunkt und zur Perspektive der Forschenden analysiert werden, um die Distanzen dazwischen sichtbar machen zu können (vgl. Beaufays 2009: 242). In der Praxeologie wird dieser Vorgang als Objektivierung der Objektivierenden bezeichnet. Zwar spricht Bourdieu von Denk- und Sichtweisen, wohingegen Butler sich auf Normen und Diskurse bezieht, eine dezidierte Auseinandersetzung mit beiden Konzepten in Bezug auf ihre Ähnlichkeiten, bzw. die Anschlussfähigkeit von Bourdieus methodologischen Schlussfolgerungen, scheint ertragreich, kann an dieser Stelle jedoch nicht erfolgen.

Pollack 2002). Diskursanalysen stellen allerdings per se keine Methode dar. Sie formulieren einen Gegenstandsbereich, ein Untersuchungsprogramm.⁹ »Welche empirischen Vorgehensweisen dabei Verwendung finden, richtet sich nach der konkreten Fragestellung und der angezielten Tiefenschärfe.« (Keller 1997: 325) Grundlage hierfür sind sogenannte natürliche Daten, mündliche, schriftliche, visuelle Texte, die im Untersuchungsfeld produziert worden sind (vgl. ebd.: 326). Es gilt daher, zunächst zu erarbeiten, wie Theorie, Methode und Forschungsgegenstand kombiniert bzw. relationiert werden (vgl. Motakef 2017: 446). Keller schlägt deshalb vor, Diskurse daraufhin zu untersuchen, wie sie entstanden sind, welche Veränderungen sie erfahren haben, auf welche Gegenstandsbereiche sie sich beziehen, welche Inhalte sie transportieren, welche Mittel dazu eingesetzt werden, welche Praktiken verwendet werden, welches ihre Träger sind, in welchem Verhältnis sie zu anderen Diskursen stehen und wie erfolgreich sie in ihrer Außenwirkung sind (vgl. Keller 1997: 318f.).

Ein solches Vorgehen würde – im butlerschen Vokabular – die Untersuchung von Feldern der Intelligibilität ermöglichen. Für die Analyse komplexer Subjektivierungen ist es jedoch zu umfangreich und deshalb nicht zielführend. Bereits existierende Ansätze zur Erforschung von Diskursen stellen keine expliziten Verbindungen zu Subjektivierungen her. Dies ist ihrem breiteren Fokus geschuldet und daher kein grundsätzliches Manko. Für die empirische Untersuchung komplexer Subjektivierungen wäre eine stärkere Fokussierung jedoch wünschenswert, da »herkömmliche« Diskursanalysen zumeist ganze Diskursstränge untersuchen, für deren Analyse umfangreiches Datenmaterial herangezogen wird (vgl. z.B. Jäger 2006). Im Rahmen dieser Arbeit können hierfür lediglich Impulse gegeben werden. Eine detaillierte Ausarbeitung muss an anderer Stelle erfolgen. Mit den Arbeiten von Spies (2009) und Bosančić (2013; Bosančić 2016) liegen erste Konzepte vor, auf die in Kapitel 5.2.2 unter dem Aspekt der Anschlussmöglichkeiten noch eingegangen wird.

9 »Der Diskursanalyse geht es darum, Prozesse der sozialen Konstruktion, Objektivation, Kommunikation und Legitimation von Sinnstrukturen auf der Ebene von Institutionen, Organisationen beziehungsweise kollektiven Akteuren zu rekonstruieren und die gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse zu analysieren.« (Keller 1997: 319) Es gilt, Aussagen, Praktiken und Dispositive auf ihre diskursiven Wissensvorräte hin zu analysieren, die sich in sprachlichen, bildlichen, handlungspraktischen oder materialen Formen manifestieren, um Prozesse der sozialen Konstruktion und Kommunikation symbolischer Ordnungen und davon ausgehende Wirklichkeitseffekte aufzeigen zu können (vgl. Keller 2007b: 65). Dabei müssen eigene Deutungsmuster kritisch reflektiert werden. »Indem man nun die Beziehung zwischen den Aussagen zu rekonstruieren versucht, werden nach und nach die regelmäßigen Bedingungen aufgedeckt, die es diesen Aussagen erlaubt haben, innerhalb eines Diskurses als wahre Aussagen, als Wissen aufzutauchen.« (Quadflieg 2008: 100)

In den vorangegangenen Abschnitten habe ich skizziert, unter welchen Aspekten ich die Analyse von Normen und Diskursen für sinnvoll erachte. So gilt es, zu untersuchen, wie Diskurse subjektivierend wirken, welche ›Figuren‹ sie erzeugen und deren Relationen zueinander herauszuarbeiten. Ebenso sollten die diskursiven Rahmungen erschlossen werden. Dabei sind die von Keller formulierten Aspekte der in den Subjektivierungen transportierten diskursiven Inhalte, die hierfür eingesetzten Mittel und verwendeten Praktiken sowie das Verhältnis dieser zu anderen diskursiven Subjektivierungen relevant. Diese lassen sich dann mithilfe der von Clarke entwickelten Situations- und Positions-Maps in ihren Verbindungen und ihren Wirkungen in und auf komplexe Subjektivierungen rekonstruieren (vgl. Clarke 2012: 121ff.). Dagegen ließe sich einwenden, dass Dispositivanalysen, die mit foucaultschem Bezug »Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthrophe Lehrsätze« erheben und von Foucault als »das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann«, beschrieben werden, der Situationsanalyse vorzuziehen wären¹⁰ (Foucault 1978: 119f.). Dies ist für die Analyse komplexer Subjektivierungen jedoch nicht zutreffend. Die von Foucault genannten Elemente von Dispositiven sind wesentlich umfangreicher, als die aus Butlers Arbeiten abgeleiteten subjektivierungsrelevanten Faktoren. Es lässt sich zwar vermuten, dass auch Architektur, Gesetze oder Institutionen in Subjektivierungen wirkmächtig sein können. Wird jedoch bedacht, dass zu Beginn der Forschung offen ist, welche Elemente einer Situation subjektivierungsrelevant sein werden, muss die Empirie zeigen, ob für das jeweilige Forschungsfeld auch eine Dispositivanalyse hilfreich sein könnte oder nicht. Die Herausarbeitung von Subjektivierungen mithilfe der von Clarke entwickelten Mapping-Strategie(-n) bietet zunächst den Rahmen, der analytisch überzeugend ist: Mappings ermöglichen es, verschiedene Daten systematisch zu berücksichtigen und damit die Komplexität der Subjektivierungen zu erschließen sowie ihre Relationen zueinander aufzuzeigen. Mit der Mapping-Methode existiert folglich ein Ansatz, der ein diskursanalytisches Vorgehen bei der Analyse von Normen und Diskursen ermöglicht, ohne dabei vorab weitere Elemente, wie Foucault sie beschreibt, als relevant festzulegen. Clarkes Ansatz ist offen genug, um vielfältige Daten zu berücksichtigen und zugleich geschlossen genug, um den Fokus auf Subjektivierungen in ihrer Komplexität gerichtet zu halten.

10 Keller beschreibt Dispositive als »die tatsächlichen Mittel der Machtwirkungen eines Diskurses. Dispositive vermitteln als ›Instanzen‹ der Diskurse zwischen Diskursen und Praxisfeldern (Praktiken). Ein Dispositiv ist der institutionelle Unterbau, das Gesamt der materiellen, handlungspraktischen, personellen, kognitiven und normativen Infrastruktur der Produktion eines Diskurses und der Umsetzung seiner angebotenen ›Problemlösung‹ in einem spezifischen Praxisfeld.« (Keller 2007a: o.A.)

5.1.2.3 Kritische Reflexionen des Eigenen: Sprache anwenden

Forschende sind in der Sprache verortet und durch diese geprägt. Sie sind mit den in der Sprache enthaltenen Normen und Diskursen unweigerlich verwoben, indem sie diese durch die Anwendung der Sprache – denkend, sprechend, schreibend – wiederholen (vgl. Butler 2006: 50). Sprache stellt gleichwohl die Basis dar, ohne die Forschung nicht möglich ist. Sämtliche Erhebungsverfahren sind – in unterschiedlich starker und verschieden offensichtlicher Ausprägung – sprachbasiert. Während etwa Interviewformen und Diskurs- oder Dokumentenanalysen Sprache explizit in den Mittelpunkt des Vorgehens bzw. Interesses rücken, scheinen quantitative Verfahren und zum Teil ethnographische Forschungszugänge, ihren Fokus weniger auf Sprache zu richten. Dennoch verwenden sie Sprache, um Fragestellungen zu entwickeln, Forschungsdaten zu generieren und diese (clusternd und/oder kategorisierend) auszuwerten (vgl. z.B. Helfferich 2011; Keller 2011; Hoffmann 2018; Häder 2010; Nohl 2012a).

In der Forschung »ist das Verstehen der Dreh- und Angelpunkt wissenschaftlicher Analyse, deren Konstruktionsarbeit nicht nur transparent und nachvollziehbar sein sollte, sondern rückgebunden an die soziale Welt, in der sie betrieben wird«, die Soziologie muss daher erkennen, »dass auch wissenschaftliches Verstehen eingebunden ist in Herrschaftsverhältnisse« (Beaufays 2009: 240).¹¹ Darauf wies bereits Weber hin, der in der Herausarbeitung des subjektiv gemeinten Sinns, den die Handelnden mit ihrem Handeln verbinden, einen Grundsatz für die Soziologie sah (vgl. Weber 1972: 1). Dieses Prinzip gilt es auch bei der Untersuchung der wirkmächtigen Normen und Diskurse zu berücksichtigen. Wird Butler darin gefolgt, dass Normen und Diskurse die Verständlichkeit und Intelligibilität regulieren, mittels derer Praktiken und Handlungen erst als solche erkennbar werden, das Soziale also lesbar und verstehbar wird, so stellt dies für die Analyse einen wichtigen Aspekt dar (vgl. Butler 2009: 73). Normen und Diskurse ermöglichen Forschenden dann, Situationen zu verstehen, sofern ihnen die dort wirkmächtigen Normen und Diskurse bekannt sind. Umgekehrt wird es ebenfalls möglich, zu erkennen, welche Normen und Diskurse im Forschungsfeld vorhanden sind, da sie von ihnen »verstanden« werden. Der Begriff des Verstehens wird hier in Anführungszeichen ge-

11 Beaufays bezieht sich hier auf den praxeologischen Verstehens-Begriff. Diesem Verständnis nach müssen Analysen die verschiedenen sozialen Stellungen der Akteure im untersuchten sozialen Raum berücksichtigen, da sich daraus spezifische Sichtweisen auf die Welt ergeben. »Das heißt nichts anderes als dass sich aus einer Position eine bestimmte Perspektive eines Akteurs ergibt, der jeweils zusammenhängende Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata verkörpert.« (Beaufays 2009: 241) Die im Anschluss an Bourdieu entstandene Praxeologie spricht davon, Regeln herauszuarbeiten. Bei der Analyse komplexer Subjektivierungen wird davon ausgegangen, dass die untersuchten Normen und Diskurse diese Regeln implizieren. Dadurch ist ihre Analyse etwas komplexer als die der Praxeologie, jedoch lässt sich der praxeologische Ansatz des Verstehens auf die Analyse von Normen und Diskursen übertragen.

setzt, da davon ausgegangen wird, dass das Verstehen der normativ und diskursiv geprägten Subjektivierungen Forschende vor die Aufgabe stellt, die eigenen Selbstverständlichkeiten kritisch zu hinterfragen. Die von Butler konstatierte Schwierigkeit, Normen und Diskurse als solche zu entziffern, wird durch die Barrieren deutlich, die alltägliche Selbstverständlichkeiten erzeugen: Das, was gewiss erscheint und scheinbar mühelos verstanden wird, wird vorschnell unhinterfragt hingenommen, wodurch ein Verstehen im wissenschaftlichen Sinne eingeschränkt werden kann. Daher bedarf es bei der Analyse eines kritisch-reflektierenden Umgangs mit den eigenen Selbstverständlichkeiten und den verwendeten Schemata, indem die eigene wissenschaftliche Praxis ebenfalls zum Gegenstand der Forschung gemacht wird. Andernfalls laufen Forschende Gefahr, unreflektiert auf Denkweisen zurückzugreifen, die Produkt der Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind, die sie untersuchen und damit letztlich unkontrolliert ihren eigenen gesellschaftlichen Ort zu reproduzieren (vgl. Bourdieu 2005: 14). Es ist dann nicht oder nur eingeschränkt möglich, komplexe Subjektivierungen herauszuarbeiten und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse zu verstehen.

In Kapitel 4.2.1 wurde deutlich, dass Sprache, die von machtdurchzogenen Diskursen und Normen geprägt ist, das Denken ermöglicht, formt und auch begrenzt. Wie bereits dargestellt wurde, sind diese Normen für das Erkennen und Anerkennen von Subjekten zentral. Normen regulieren die soziale Verständlichkeit und die Intelligibilität und ermöglichen dadurch Handlungen wie auch Subjektivierungen zu entziffern und zu bezeichnen (vgl. Butler 2009: 73). Die der Sprache impliziten Normen strukturieren und rahmen das, was gedacht und geäußert werden kann (vgl. Butler 2006: 220). Sie reproduzieren damit die jeweilige gesellschaftliche Ordnung. Vor diesem Hintergrund strukturieren und rahmen die in der Sprache enthaltenen Normen die komplexen Subjektivierungen. Wenn die Fähigkeit, ein Subjekt zu erkennen und zu benennen – und es darüber als Subjekt anzuerkennen – von Normen abhängt, durch die es überhaupt erst möglich wird, das Subjekt als Subjekt zu erkennen und zu benennen, konfrontiert das Forschende unweigerlich mit ihren eigenen normativen Denkweisen. Das Erkennen eines Subjekts durch die Forschenden kann dann ausschließlich im Rahmen ihnen bekannter und ihnen zugleich häufig unbewusster Normen erfolgen. Davon abweichende Subjektivierungen lassen sich für die jeweiligen Forschenden nur schwer oder nicht erkennen, da sie außerhalb der eigenen, durch die Sprache bedingten Denklogiken verortet sind. Es konfrontiert sie daher mit der Herausforderung, durch ihre Involviertheit nicht nur der Gefahr zu unterliegen, eigene Selbstverständlichkeiten zu reproduzieren, sondern selbst ebenfalls den Möglichkeiten wie auch den Begrenzungen der Sprache zu unterliegen. Das macht Sprache zu einer forschungspraktischen Herausforderung.

Mit Butler gedacht, bedeutet dies, dass nicht unbedingt alle Subjektivierungen erfasst werden können, die in einem Forschungssetting erfolgen. Es legt nahe, dass

sich in den Auswertungen der komplexen Subjektivierungen aus den erhobenen Daten unweigerlich spiegelt, welche Normen Forschende identifizieren können. Forschende sind deshalb damit konfrontiert, einerseits den Forschungsprozess im Hinblick auf die Ergebnisse nicht beeinflussen zu wollen und zu sollen. Andererseits sind sie notwendigerweise dazu gezwungen, durch die angewendete Sprache, mit den ihr inhärenten Diskursen und Normen, den Forschungsprozess zu rahmen und zu begrenzen.

In der Forschungspraxis gilt es daher, Sprache in ihrer mündlichen und schriftlichen Form präzise zu verwenden. In Bezug auf die Migrationsforschung, aber auch über diese hinausgehend, habe ich dafür plädiert, »die angebotenen Subjektivierungsgelegenheiten kritisch zu reflektieren und daraufhin zu befragen, welche Subjektpositionen sie implizieren, welche sie ausschließen und ob es im Sinne des Forschungsinteresses ist, mit eben diesen Subjektpositionen zu operieren« (Behrens 2019: 70).¹²

Diese überdenkende Auseinandersetzung mit den eigenen Instrumenten kann einer forschungsbedingten Rahmung und damit verbundenen Beschränkung innerhalb eines Forschungssettings jedoch nicht entgegenwirken. Forschende sind hier mit einem grundsätzlichen methodologischen Problem konfrontiert, welches sich im Rahmen dieser Arbeit weder vermeiden noch lösen lässt. Allerdings kann die unbeabsichtigte Reproduktion von Machtverhältnissen durch Forschende reduziert und/oder stärker kontrolliert und bei der Auswertung der Daten berücksichtigt werden, indem die Daten kritisch auf die Wirkung unabsichtlicher Reproduktionen und deren Wirkung während der Erhebung reflektiert werden. Deshalb gilt es, insbesondere Irritationen, die während der Forschung und/oder Auswertung auftreten, wahr- und ernst zu nehmen und im Hinblick auf die eigenen normativen Annahmen kritisch zu untersuchen. Sie sollten daraufhin befragt bzw. reflektiert werden, wodurch sie entstehen und welche Chancen sie für den Erkenntnisgewinn bieten. Dabei kann es hilfreich sein, zu fragen, welche Normen und/oder Diskurse in der beforschten Situation am Werk sind, die für die Forschenden unverständlich oder ihnen fremd sind. (Wie) Wirken sie subjektivierend? Welche ›Figuren‹ gibt es im Forschungssetting? Wie sind sie definiert? In Relation zu welchen anderen ›Figuren‹ stehen sie, wie sind sie also zueinander positioniert?

5.1.3 Dritte Ableitung: Körper in ihrer Performativität berücksichtigen

Körper sind omnipräsent. Sie stellen Materialisierungen von Wissens- und Machtordnungen dar (vgl. Motakef 2017: 444). Sie sind kulturell und politisch, da sich

12 Auch in der Analyse komplexer Subjektivierungen, in der eben diese zunächst anhand der performativen Anreden und Identitätsartikulationen erschlossen werden, gilt es, die eigenen subjektivierenden Anreden im Hinblick auf ihre Wirkungen im Feld zu reflektieren.

Gesellschaft tief unter der Haut einnistet (vgl. Duden 1987). Diesen Aspekt betont auch Butler, indem sie Körper als Einschreibungsort von Eindrücken und Diskursen konzipiert, die sich über die Zeit performativ in den Körpern materialisieren (vgl. Butler 1997: 32). »Die spezifische Realität und Materialität konkreter Körper ist demnach durch historische Prozesse und soziale Deutungen konfiguriert.« (Villa 2008: 212) Dies wurde bereits in den vergangenen Kapiteln in der Auseinandersetzung mit Butlers Arbeiten deutlich (vgl. Kap. 4).

Sollen komplexe Subjektivierungen analysiert werden, auf deren Grundlage dann Machtverhältnisse aufgezeigt und kritisiert werden können, so gilt es, den Körper als subjektivierungsrelevantes Element zu berücksichtigen. Die oben beschriebenen performativen Anreden und Identitätsartikulationen werden von Körpern ausgeführt und richten sich an Körper. Identitäten werden verkörpert, Normen und Diskurse wirken auf und in Körpern. Der Körper stellt deshalb einen wichtigen Bezugspunkt für die empirische Analyse dar: »Der Körper ist ein doppelseitiger Akteur im sozialen Austausch. Einerseits hat er eine *materielle* Existenz, andererseits ist er ein *Mitspieler* in der jeweiligen Situation. Als Beteiligter formt er die soziale Situation mit, wird aber auch selbst von dieser geformt.« (Gebauer 2017: 87)

Eine Auseinandersetzung mit der Relevanz der sprachlichen Aspekte von Butlers Werk für die Analyse komplexer Subjektivierungen ist in den vorangegangenen Abschnitten erfolgt. Bedingt durch die notwendige sprachliche Bezeichnung der körperlichen Materialität sind eben diese körperliche Materie und die sozialen Normen und Diskurse, die der Sprache inhärent sind, für Butler untrennbar miteinander verbunden (vgl. Butler 1997: 22). Obwohl Butler die Untrennbarkeit von Materie und Sprache konstatiert, erfolgt an dieser Stelle wieder eine der Linearität eines Textes geschuldete künstliche Trennung dessen. Nachfolgend liegt der Fokus auf der empirischen Erforschung performativer Materialisierungen in Körpern. Sprachliche Aspekte fließen an geeigneter Stelle ein bzw. wird auf diese verwiesen.

Mit der Relevanz des Körpers beschäftigten sich schon früh die Ethnomethodologie, die Phänomenologie und der symbolische Interaktionismus (vgl. Goffman 1963; Garfinkel 1967; Villa 2008: 202).¹³ In der historischen Philosophie und Soziologie sind insbesondere Foucault und Elias zu nennen, die Fragen des Körperlichen

13 Hier sind insbesondere Goffman und Garfinkel zu nennen. Goffman konnte zeigen, dass Körper von indexikalischen Zeichen geprägt sind, die auf frühere Bedeutungen und Erfahrungen verweisen (vgl. Goffman 1983: 6). Garfinkel schlussfolgert auf der Basis von Experimenten, dass die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung unter anderem durch einen korrekten – im Sinne von den Normen entsprechenden – Gebrauch des Körpers basiert (vgl. Garfinkel 1967: 36f.)

behandeln (vgl. Elias 1976; Foucault 1976).¹⁴ Ebenso beschäftigt sich Mauss (1989) mit dem Körper¹⁵, wie auch Kamper und Wulf (1982). Auch in der Frauen- und Geschlechterforschung erfolgt bereits zu einem frühen Zeitpunkt eine Auseinandersetzung mit dem Körper (vgl. z.B. Duden 1987; Lindemann 1993; Reuter 2011; Villa 2011). Gegenwärtig unterliegt die Körpersoziologie großer Aufmerksamkeit, sodass Gugutzer (2006) von einem »body turn« spricht. Publikationen wie etwa das zweibändige *Handbuch Körpersoziologie* unterstreichen die Konjunktur des Begriffs (vgl. Gugutzer et al. 2017a; 2017b). Körper sind zu einer Basiskategorie geworden, wozu auch soziologische Klassiker wie Simmel, Goffman oder Bourdieu beigetragen haben (vgl. Scheffer 2017: 487).

Dabei wurde und wird in den Debatten (zum Teil) zwischen Körper und Leib¹⁶ differenziert. Während der Körper als kontinuierlich dreidimensional und zu einer bestimmten Zeit an einer bestimmten Stelle im Raum positioniert imaginiert wird, sodass seine Lage genau bestimmt werden kann, ist der Leib Bezugspunkt für die eigene innere Orientierung (vgl. Schmitz 1965; Plessner 1975). Dies veranlasst Plessner, zwischen einem exzentrischen und einem zentrischen Verhältnis des Menschen zu sich selbst zu differenzieren (vgl. Villa 2008: 201). »Ein Körper befindet sich in Raum und Zeit. Ein Leib existiert raum-zeitlich und entfaltet Raum- und Zeitbezüge vom je eigenen Hier/Jetzt ausgehend.« (Lindemann 2017: 59)¹⁷

Auch in den Debatten um komplexe Machtverhältnisse, um Intersektionalität, findet der Körper als eigenständige Kategorie Berücksichtigung (vgl. bspw. Hofarth 2018). Degele und Winker verorten ihn in ihrem soziologischen Mehrebenenansatz auf der Strukturebene als analytisch relevant, und sprechen von »Bodyismus« als darauf basierendem Herrschaftsverhältnis (vgl. Degele/Winker 2009:

14 An dieser Stelle kann lediglich ein grober Einblick in die Debatten und Erkenntnisse um den Körper gegeben werden. Vertiefend hierzu haben bspw. Gugutzer et al. 2017; Heinlein et al. 2016; Keller/Meuser 2011; Reuter 2011; Villa 2008; Villa 2011 gearbeitet.

15 »Man hat darin Techniken und das Werk der individuellen und kollektiven praktischen Vernunft zu sehen, da, wo man gemeinhin nur die Seele und ihre Fähigkeit der Wiederholung sieht.« (Mauss 1989: 202f.)

16 Villa konstatiert für die Differenzierung zwischen Körper und Leib: »Mit dem Körperbegriff wird die Dimension des ›Körper-Habens‹ gefasst, d.h. unsere Fähigkeit, mit unserem Körper wie mit einem Gegenstand instrumentell zu handeln: uns also von ihm ein Stück weit distanzieren zu können, über ihn nachzudenken und zu beeinflussen (durch unsere exzentrische Positionalität). Der Leibbegriff hingegen bezeichnet das unmittelbare, nicht-relativierbare innere Erleben, d.h. die affektiven Qualitäten der zentrischen Positionierung. Beides, Leib und Körper, sind beim Menschen immer verschränkt, wechselseitig konstitutiv und gleichursprünglich.« (Villa 2008: 201f., Herv. i.O.)

17 Die Debatten um die Leiblichkeit finden in dieser Arbeit keine umfassendere Berücksichtigung. Weiterführend könnte es für die Analyse komplexer Subjektivierungen aufschlussreich sein, die Leiblichkeit unter dem Aspekt einzubeziehen, wie einzelne Akteure »in die Situation eingebunden sind, von dieser berührt werden und entsprechend auf die Umwelt handelnd einwirken bzw. mit anderen kommunizieren« (Lindemann 2017: 58).

51). Mit Shilling verstehen sie Körper »als Quelle (source) zur Hervorbringung und kreativen Gestaltung sozialen Lebens [...], als Ort (location), in den gesellschaftliche Strukturen einwirken sowie als Mittel (means), durch das Individuen positioniert und soziale Strukturen gebildet werden« (ebd.: 49f.). Dies sieht Villa ähnlich, die den Körper als »Scharnier von Struktur und Subjekt« erachtet (Villa 2006c: 64).¹⁸ Körper sind für Degele und Winker in sozialwissenschaftlichen Analysen insbesondere im Hinblick auf ihre Bedeutung, ihre Formbarkeit und ihre gesellschaftlichen Eigensinnigkeiten interessant.¹⁹ Dabei sind Behinderung, Disability und Alter als mit dem Körper in Zusammenhang stehend konzipiert. Hier wird bereits deutlich, dass es nicht möglich ist, eine »reine« Bezugnahme auf den Körper vorzunehmen. Degele und Winker erzeugen diesen diskursiv, indem sie Behinderung, Disability und Alter als »Herrschaftsverhältnisse zwischen Menschengruppen aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperlicher Verfasstheit« beschreiben (Degele/Winker 2009: 51).²⁰ Sie greifen damit einige der unter dem Intersektionalitätsfokus debattierten Kategorien auf. Unklar bleibt, weshalb Degele und Winker gerade diese Kategorien mit dem Körper in Bezug setzen, Gender, Rasse und Klasse jedoch separat als weitere Strukturkategorien behandeln. Mit Butler muss davon ausgegangen werden, dass alle genannten Kategorien diskursiv erzeugt sind und subjektivierend auf Körper einwirken, sich in diese einschreiben. Sie stellen performative Anreden dar bzw. müssen als performative Identitäten inszeniert werden (vgl. Meißner 2010: 24).

Für die Analyse von Subjektivierungen sind insbesondere solche körpersoziologischen Zugänge interessant, die dazu beitragen können, die Komplexität sowie die den Subjektivierungen immanenten Machtverhältnisse analytisch zu erschließen. Besonders solche Ansätze, die verkörpertes Wissen, Interaktionen und den Körper als Zeichenträger in den Fokus rücken, wie die Praxeologie dies tut, sind aufschlussreich.

-
- 18 Im dritten Kapitel habe ich argumentiert, dass Butlers Subjektkonzept sowohl Individuen als auch Strukturen impliziert. Indem das Individuum sprachliche Kategorien, Orte, Platzhalter, in Formierung begriffene Strukturen besetzt, wird es subjektiviert (vgl. Butler 2001: 15). Die von Villa hier vorgenommene Trennung zwischen Struktur und Subjekt entspricht zwar gängigen soziologischen Differenzierungen, jedoch widerspricht sie meiner Lesart von Butler.
- 19 Die Autorinnen erachten Körper als Kulturprodukte, die mechanisch, genetisch, psychisch und physiologisch manipulierbar und damit auch optimierbar sind (vgl. Degele/Winker 2011: 75).
- 20 Knapp schlägt vor, die von Degele und Winker verwendete Kategorie »Körper« als quer zu anderen gesellschaftlichen Verhältnissen zu verorten, da sie dort in jeweils spezifischer Weise relevant ist (vgl. Knapp 2013: 350).

5.1.3.1 Subjektivierte Körper: Methodologisch relevante Analysekriterien

Vor dem Hintergrund, dass Körper erst durch das Zitieren von Normen und Diskursen überhaupt verstehbar werden, ist die Möglichkeit der Bezugnahme auf den Körper als Kategorie kritisch zu hinterfragen. Wenn Körper immer diskursiv geprägt sind, wirken beispielsweise die unter dem Stichwort Intersektionalität diskutierten Kategorien Geschlecht oder Rasse immer schon auf diese ein. Körper sind zwar omnipräsent und damit als Forschungsgegenstand wichtige Daten- und Informationslieferanten, jedoch existieren sie eben nicht in ›Reinform‹. Sie treten niemals als Körper an sich auf. Sofern Butler darin gefolgt wird, dass sich über die Zeit Eindrücke und Diskurse in den Körpern einschreiben, in ihnen materialisieren, bedeutet dies, dass Körper eben nicht als tabula rasa in ein beforschtes Setting eintreten und/oder sichtbar werden. Sie sind zuvor vielfach subjektiviert worden, haben performative Verkörperungen erlernt, die sich mehr oder weniger in sie eingeschrieben haben. Körper haben also bereits eine Geschichte von Subjektivierungen, mit der sie in ein Forschungssetting eintreten bzw. mit der sie dort angetroffen werden.

Eine soziologische Studie kann dann nicht einfach bei den Körpern beginnen und von ihnen auf die in der Situation relevanten Subjektivierungen rück-schließen. Wenn nun Körper immer schon diskursiv durchdrungen sind, lassen sie sich nicht losgelöst von eben diesen sie durchdringenden Diskursen befor-schen. Der Körper-Begriff ist, mit Butler gedacht, daher in gewisser Weise ein Container-Begriff, wie ihn Demirovic in kritischer Auseinandersetzung mit dem Gesellschaftsbegriff beschreibt, »ein Raum, in dem sich alles ereignet, was Gegen-stand der Analyse ist« (Demirovic 2003: 18). Indem Körper sprachlich bezeichnet werden – lautsprachlich oder denkend –, werden sie diskursiv erzeugt und dabei subjektiviert. Nur so werden sie erkennbar und in der Folge anerkennbar, sie wer-den intelligibel. Dem lässt sich nicht entkommen. Butler erachtet Körper deshalb als Materialisierungen von historischen Eindrücken und Diskursen, die auf die Äu-ßerlichkeit der Welt reagieren und durch die die Aktivität und Passivität, die Dispo-sitionen des Körpers, definiert werden (vgl. Butler 2010: 39). Sie argumentiert, dass die Einschreibungen in den Körper nie ganz vollendet sind, sodass die performati-ven Wiederholungen der Normen beständig fortgesetzt werden müssen (vgl. Butler 1997: 21). Daraus lässt sich ableiten, dass Normen in ihren Bedeutungen offenbar nicht einfach an Körpern ablesbar sind, denn dann müssten sie nicht fortwährend wiederholt werden. Bedeutungen scheinen nur in ihrer körperlichen Aufführung erkennbar zu werden, sodass eine beständige Wiederholung notwendig ist.

Wird berücksichtigt, dass Körper fortwährend Bewegungen ausführen müs-sen, um überleben zu können, so bedeutet dies auch, dass sie gezwungen sind, Bewegungen zu wiederholen. Diese Bewegungen können in ihrer Art und Weise variieren. Körper sind also notwendiger Weise performativ, um bestehen bleiben

zu können, um zu überleben. Butlers Argumentation ließe sich dann umkehren: Um zu überleben, müssen Körper Bewegungen ausführen, mit denen sie Normen performativ wiederholen. Die beständigen Wiederholungen wären dann das Ergebnis dieser lebensnotwendigen Bewegungen, die sich über die Zeit zum Teil in ihnen materialisieren.

Durch die körperlichen Materialisierungen der bereits zuvor vielfach erfolgten Subjektivierungen muss davon ausgegangen werden, dass Körper immer mehr verkörpern als in einer Situation im Hier und Jetzt subjektivierungsrelevant ist (vgl. Butler 1997: 21). Sie vermitteln also immer ein mehr an Subjektivierungen als in einer konkreten Interaktion notwendig wäre. Wird Butler darin gefolgt, dass der Körper das Instrument ist, um sprachliche Äußerungen performativ auszuführen, diese Ausführungen jedoch nicht genau mit dem Gesagten zusammenfallen, so muss davon ausgegangen werden, dass die körperlichen Vollzüge, die physischen Handlungen, ungenau sind (vgl. Butler 2006: 23). Es muss angenommen werden, dass diese physischen Ausführungen grundsätzlich vieldeutig sind (vgl. Butler 2010: 39). Sie können das Gesagte, die sprachlichen Äußerungen, unterstreichen. Sie können aber auch im Gegensatz dazu stehen oder ambivalent erscheinen. Darauf weist auch Villa hin, wenn sie schreibt: »Spezifische Körper sind immer konstituiert durch eine Melange aus einer Vielzahl von sozialen Zugehörigkeiten und Positionierungen, und diese jeweils spezifische Melange bringt im spezifischen Tun neue Praxen hervor.« (Villa 2008: 207) Die körperlichen Performanzen lassen dann jedoch keine sicheren Rückschlüsse auf die Bedeutungen der sprachlichen Äußerungen zu. Das verkompliziert die Analyse. (Wie) Kann zwischen gegenwärtigen subjektivierungsrelevanten Verkörperungen, die feldspezifisch erfolgen, und solchen, die anderen, früheren Feldern entstammen, differenziert werden? Muss die Idee, komplexe Subjektivierungen zu beforschen damit auf sprachliche Aspekte beschränkt bleiben, oder ist sie gar hinfällig? Dies sicherlich nicht.

Indem Körper immer mehr und Neues hervorbringen als in einer Situation gefordert ist, was in der Körpersoziologie beispielsweise unter den Begriffen ›Hexis‹²¹ und ›Mimesis‹²² debattiert wird, sind sie gut geeignet, um körperliche Praktiken in ihrer Bandbreite zu untersuchen und durch Vergleiche Neues zu entdecken. Um

21 »Bourdieu bezeichnet mit der Hexis die körperlich ausgedrückte und wahrnehmbare Dimension des Habitus. [...] Mit den Körpertechniken und der Haltung umfasst die Hexis auch die Umgangsweisen und das Auftreten einer Person, deren Akzent und Manieren.« (Holder 2009: 125)

22 Das Konzept der Mimesis bezeichnet »Bewegungen, die auf andere Bewegungen Bezug nehmen« (Gebauer/Wulf 1998: 16). Sie vollziehen »Gesten, Posen, Bewegungen – eine andere Bewegung inklusive ihrer symbolischen Kodierung – noch einmal: nach, variieren dabei aber die ursprüngliche Bewegung mehr oder minder kreativ bzw. mehr oder minder bewusst« (Villa 2008: 206).

komplexe Subjektivierungen in einer Situation zu erforschen, scheinen sie hingegen zu vieldeutig und damit letztlich unterbestimmt. Körper sollten deshalb als die Untersuchung unterstützend einbezogen werden, jedoch nicht als zentral fokussiertes Erkenntnisobjekt im Mittelpunkt stehen. Indem Körper die oben beschriebenen performativen Anreden ausführen bzw. Identitäten darstellen, unterstreichen sie Subjektivierungen in einer materialisierenden Weise. Das bedeutet, dass Körper nur in Verbindung mit den oben beschriebenen performativen Anreden und Identitätsartikulationen untersucht werden sollten, um komplexe Subjektivierungen sichtbar zu machen. Erst in dieser Verbindung und der Entzifferung der impliziten Normen und Diskurse wird es möglich, die Performanzen des Körpers zu erschließen. Wird berücksichtigt, dass performative Zitate durch die Art, wie bestimmte Handlungen dargestellt werden, zu bestimmten Deutungen dieser führen, also lesbar und sozial verstehbar werden, so gilt es im Blick zu behalten, welche performativen Anreden oder Darstellungen im Feld wie auch bei den Forschenden welche Deutungen erzeugen (vgl. Butler 2010: 16).²³ Wird darüber hinaus einbezogen, dass Butler die körperlichen Vollzüge als unpräzise erachtet, sollten die eigenen Deutungen unbedingt darauf befragt werden, welche weiteren Versionen möglich wären.

Auf dieser Basis lässt sich dann ein Bezug zu Normen und Diskursen herstellen und herausarbeiten, welche Normen und Diskurse den körperlichen Aufführungen, den Handlungen und Praktiken der in der beforschten Situation Agierenden zugrunde liegen. Dies gilt sowohl für körperliche Performanzen, die von den Forschenden (vermeintlich) ›verstanden‹ werden, als auch für solche Praktiken und Handlungen, die (zunächst) unverständlich erscheinen. Dabei sollte berücksichtigt werden, welche Effekte, welche Wirkungen diese in Bezug auf die Subjektivierungen hervorbringen (vgl. Butler 2009: 73). Welche Praktiken und Handlungen scheinen (zunächst) weshalb unverständlich? Sind diese im untersuchten Feld gewöhnlich oder sogar selbstverständlich? Welche Normen und Diskurse liegen ihnen zugrunde? Welche Handlungen und Praktiken scheinen unzweideutig? Stimmt das eigene Verständnis mit dem im Forschungsfeld existierenden Verständnis über eine Handlung oder Praktik überein? Durch die Analyse der performativen körperlichen Praktiken und Handlungen kann vertiefend Aufschluss über die in der beforschten Situation relevanten Normen und Diskurse gewonnen werden.

23 In der Diskurstheorie wird davon ausgegangen, dass Körper immer schon sozial verfasst sind, auch jenseits konkreter Handlungspraxen. »[D]ie Analyse von sozialen Wissenssystemen (z.B. Diskursen) zeigt, dass diese maßgeblich regulieren, welche Körper wir im Alltag auf welche Weise wahrnehmen.« (Villa 2008: 213) Villa weist darauf hin, dass konstitutionslogisch orientierte Makroansätze, denen sie die Diskursforschung zurechnet, nicht beantworten können, wie die Verkörperung von Normen und Diskursen stattfindet und ob dies widerspruchsfrei geschieht (vgl. ebd.: 214).

Subjektivierungen lassen sich unter dem Aspekt des Körpers demzufolge in der Alltagspraxis analytisch erfassen, indem die Verkörperungen von Normen – als Effekte der Normen, die wiederum Teil von Diskursen sind – und Handlungen fokussiert werden. Um komplexe Machtverhältnisse analysieren zu können, muss untersucht werden, welche Subjektivierungen in performativen Praktiken vollzogen werden, wie diese ausgestaltet sind und welche (kontextspezifischen) Logiken in ihnen zum Tragen kommen, etwa ob sie in einem Forschungsfeld Ein- oder Ausschlüsse erzeugen, welche Bedeutung sie haben, wie sie in diesem abgegrenzt werden o.ä. Dabei muss die von Villa formulierte Herausforderung der zwischen Normen und Praxis bestehenden Kluft sinnvoll begegnet werden, denn »[b]eide Dimensionen – gesellschaftliche Verhältnisse und Diskurse einerseits; Personen, Handlungsvollzüge oder individuelle Identitäten andererseits – haben jeweils ihre Eigenlogik, ihre eigene Zeitlichkeit, ihr eigenes Gewicht – gerade und insofern sie aufeinander bezogen sind, und zwar in konstitutiver Weise« (Villa 2010: 266).

Für die empirische Untersuchung von Körpern unter dem Fokus komplexer Subjektivierungen bedeutet dies, dass körperliche Handlungen, die sprachlich begleitet sind, in der Verbindung mit der Sprache untersucht werden müssen. Es gilt, die Sprache in ihrer subjektivierenden Wirkung zu berücksichtigen und Körper nicht losgelöst von dieser zu untersuchen. Zurecht zeigen Nohl und Wulf auf, dass dort, wo lediglich der immanente Sinngehalt aus dem, was die Beforschten sagen, herausgearbeitet wird, »nicht einmal die Performativität *sprachlichen* Handelns erfasst werden« kann (Nohl/Wulf 2013: 4, Herv. i.O.). Es gilt folglich, die Verbindung der Elemente zu berücksichtigen und die in der ersten und zweiten Ableitung formulierten Erkenntnisse mit diesen zu verknüpfen. In Anlehnung an die Ethnomethodologie lässt sich für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen fragen: Wie erzeugen Individuen durch Handeln komplexe Subjektivierungen? Wie wird der Körper dafür eingesetzt? Dabei können Handlungsrituale, wie sie etwa Clarke für die Abläufe in Krankenhäusern beschrieben hat, Analysegegenstände darstellen, anhand derer die Reproduktion von Regeln und Normen in ihren spezifischen Ein- und Ausschlüsse erzeugenden Strukturen beforschbar wird (vgl. Clarke 2012). Berücksichtigt werden sollte dabei, dass Körper zumeist in dingliche Arrangements eingebunden sind, wie weiter unten noch ausgeführt werden wird.

5.1.3.2 Körper-Performanz: Zum methodischen Vorgehen

In der Körpersoziologie sind Beobachtungsverfahren wichtige Zugänge, um Körper empirisch als Träger sozialer Botschaften zu untersuchen. »Dabei zeigt sich, dass neben dem Sprechen auch nonverbale, teils gänzlich schweigsame Beiträge der Körper sozial hochrelevant sein können.« (Schindler 2017: 396) Bereits Goffmann konnte in den 1960er Jahren verdeutlichen, dass durch nichtsprachliche Kommunikation mittels Mimik, Gestik, Kleidung und Gebaren eine Einschätzung des Gegen-

übers, der Situation und der geltenden Hierarchie zum Ausdruck gebracht werden kann (vgl. ebd.). Ein Großteil dieses skizzierten körperlichen Wissens ist den Beforschten nicht bewusst zugänglich, wie schon Polanyi zeigen konnte (vgl. Polanyi 1985). Verfahren wie Interviews oder Diskursanalysen können die körperlich relevanten Aspekte komplexer Subjektivierungen infolgedessen nicht vollständig erfassen. Sollen Körper empirisch untersucht werden, muss es darum gehen, die Interaktions- und Kommunikationsbeiträge dieser systematisch unter dem Aspekt der Subjektivierung nachzuvollziehen. Der Fokus liegt also auf der »Kommunikation von Wissen durch Körper«, welches sich erst im Einsatz, in der Kommunikation zeigt (Schindler 2011: 335). Hierfür sind besonders ethnographische Zugänge in Form von Beobachtungsverfahren geeignet. Dabei gilt auch für die Erforschung komplexer Subjektivierungen unter dem Fokus der Aufführungen durch die Körper, dass diese in Relationen eingebunden sind, durch die sie in abgrenzender Weise definiert werden (vgl. Butler 2016: 171f.). »Das Beobachten von Körpern ist deshalb immer im weiteren Sinne Beobachtung von Materialität, d.h. von Körpern, Dingen und ihren Verbindungen.« (Schindler 2017: 399) In praxeologischen Zugängen wird deshalb Körpern, Dingen und Praktiken Wissen zugeschrieben (vgl. Schindler 2011: 327). Dies kann auch für Butlers Ansatz konstatiert werden. Die von ihr beschriebenen Materialisierungen lassen sich als eingeschriebenes Wissen interpretieren, welches in der Analyse komplexer Subjektivierungen berücksichtigt werden sollte.

Forschende sollten über einen längeren Zeitraum an der alltäglichen Praxis des Forschungsfeldes teilnehmen und verschiedene empirische Daten generieren: »Protokolle, Audio- und Videoaufnahmen, Dokumente und Artefakte. Ziel ist es, in verschiedener Form in die gelebte Praxis eines Untersuchungsfeldes involviert zu werden und diese Involvierung für eine systematische und detailreiche Beschreibung des Feldes zu nutzen« (Schindler 2017: 397). Dabei kann (zunächst) jegliche Interaktion als potenzielle performative Anrede bzw. Identitätsperformanz empirisch erfasst werden. Im Mittelpunkt der Beobachtung stehen Situationen, in denen Körper beobachtet werden, die Praktiken ausüben (vgl. ebd.: 396).

Die Erforschung von Körpern durch Beobachtung sollte als offene Beobachtung erfolgen (vgl. Schindler 2017: 397). Als besonders bedeutsam beschreibt Scheffer dabei Gestik und Mimik sowie den Augenkontakt, Zu- und Abwendungen (vgl. Scheffer 2017: 488). Schindler plädiert dafür, vorab nicht festzulegen, in welcher Form die Beobachtungen durchgeführt werden sollen: »Gerade ein offenes, an den Relevanzen des Feldes orientiertes Beobachten erlaubt es am ehesten herauszufinden, in welche Dynamiken Körper hier verwickelt sind und wie sie dazu beitragen, das Geschehen am Laufen zu halten.« (Schindler 2017: 398) Allerdings sind diesem Herangehen auch Grenzen gesetzt. Wie bereits Goffman aufgezeigt hat, gelten in der westlichen Kultur die Regeln höflicher Unaufmerksamkeit, wonach zu erkennen gegeben wird, dass das Gegenüber wahrgenommen wurde, es jedoch nicht mit weiterer Aufmerksamkeit bedacht wird (vgl. Goffman 1963: 83f.). Das Beob-

achten ist somit durch Blickkonventionen eingeschränkt (vgl. Schindler 2017: 399). Es geht darum, sich einerseits auf diese einzulassen, um die Logiken des Feldes zu erschließen, andererseits aber auch zu erkennen, »wie Blickgewohnheiten, aber auch Blickbeschränkungen das soziale Geschehen prägen und wie sie sich umgehen lassen« (ebd.: 401). Forschende sind darüber hinaus mit der dem Beobachten inhärenten allgemeinen Herausforderung konfrontiert, dass das Tun nicht explizit erläutert wird, wodurch es notwendig ist, den genauen Sinn und die Details der Abläufe im Feld eigenständig zu verstehen. Schindler kommt deshalb zu dem Schluss, dass das Beobachten von Körpern nicht vorgegebenen Regeln folgen kann, sondern es erforderlich ist, »sich auf das Untersuchungsfeld und seine Gewohnheiten einzulassen und gegenstandsorientierte Beobachtungsstrategien zu entwickeln« (Schindler 2017: 400). Indem fortlaufend Beobachtungsprotokolle erstellt werden, anhand derer die Beobachtungen reflektiert werden und entschieden wird, was als Nächstes beobachtet werden soll, wird methodologisch an die Grounded Theory angeschlossen (vgl. Glaser/Strauss 2008).

Auf Basis dessen lässt sich dann herausarbeiten, welche der Wiederholungen ein Forschungssetting in welcher Form strukturieren und wer dadurch in welcher Weise subjektiviert wird. Körper werden hier also als Ausführende betrachtet, durch die die Anreden, Identitätsartikulationen wie auch Normen und Diskurse erst beforschbar werden. In einem weiteren Schritt wird es möglich, Diskurse zu erforschen, innerhalb derer bzw. für die die herausgearbeiteten performativen Anreden relevant und/oder strukturgebend sind (vgl. Kap. 5.1.2). Dabei zeigt sich empiriebasiert, inwieweit die performativen Anreden bzw. Identitätsperformanzen für die komplexen Subjektivierungen bedeutsam sind. Die in den ersten beiden Ableitungen formulierten Aspekte werden an dieser Stelle einbezogen und es werden Übereinstimmungen und Widersprüche zwischen diesen herausgearbeitet, die in der weiteren Forschung und Auswertung berücksichtigt werden sollten.

Aufschlussreich wäre darüber hinaus sicherlich auch, Körper unter dem Aspekt des Wissens zu beforschen, was sowohl das Wissen des Körpers meint als auch das Wissen einschließt, welches durch den Körper entsteht (vgl. Böhle/Porschen 2011: 53ff.). »Es bedarf [dabei allerdings, M.B.] methodischer Kreativität um das implizite Wissen zu explizieren.« (Scheffer 2017: 489) Ein solches Herangehen könnte dazu beitragen, die ›Innensicht‹ komplexer Subjektivierungen zu untersuchen, was allerdings aufgrund der beschriebenen Herausforderungen, dass Körper immer mehr verkörpern als in einer Forschungssituation zum Tragen kommt, ein anspruchsvolles Unterfangen darstellt. Im Rahmen dieser Arbeit kann ein Anschluss an die skizzierten Ansätze nicht weiter ausgearbeitet werden, wenn auch sie eine aufschlussreiche Ergänzung zu dem hier vorgeschlagenen Vorgehen darstellen könnten. Auch die Relevanz des eigenen Körpers und Leib in der Forschung, »wie mittels des forschenden Körpers soziologische Erkenntnisse hervorgebracht werden«, wie sie Gugutzer aufzeigt (Gugutzer 2017: 381), stellt einen interessan-

ten und ergebnisrelevanten Aspekt im Hinblick auf das Erkenntnispotenzial dar. Wird davon ausgegangen, dass Forschende Teil der beforschten Situation sind und damit nicht nur komplexe Subjektivierungen empirisch erheben können, sondern diese zugleich selbst erfahren, so könnte eine weitere Ausarbeitung der Relevanz des eigenen forschenden Körpers einen neuerlichen Erkenntnisgewinn zur Untersuchung von komplexen Subjektivierungen und der in ihnen zum Tragen kommenden Machtverhältnisse unterstützen. Eine Auseinandersetzung mit dem in der Biographieforschung thematisierten sogenannten hermeneutischen Bündnis könnte hier ebenfalls aufschlussreich sein (vgl. Bukow/Spindler 2006). Die Ausarbeitung des methodologischen Herangehens für die empirische Analyse von Körperperformanzen unter dem Fokus komplexer Subjektivierungen ist folglich noch nicht erschöpft, eine Vertiefung wäre wünschenswert (vgl. auch Kap. 5.2.2).

5.1.4 Vierte Ableitung: Subjektivierungsrelevante nichtmenschliche Elemente einbeziehen

»Was sind die materiellen Voraussetzungen für bestimmte gesellschaftliche Ausdrucksformen von Sozialität? Diese Frage steht eigentlich am Anfang aller Gesellschaftstheorie.« (Reuter/Berli 2016: 2) Bei Butler wurde deutlich, dass sie nichtmenschliche Elemente für das menschliche Überleben, für das Überleben der Körper, als wesentlich erachtet (vgl. Butler 2016: 173). Mit Haraway geht sie davon aus, dass Körper sowohl von diesen abhängig sind als auch durch sie geprägt werden. Nichtmenschliche Elemente erachtet sie daher als ein den Körper stützendes Beziehungsgeflecht, das es zu berücksichtigen gilt, um das menschliche Leben verstehen zu können. Sie geht sogar so weit, zu sagen, dass sich nicht von Körpern sprechen lässt, ohne deren Umwelten und ihre Abhängigkeiten zu diesen einzubeziehen (vgl. ebd.: 171, 268). »Tatsächlich ist die Verbindung mit dem nichtmenschlichen Leben für das, was wir menschliches Leben nennen, unbedingt notwendig.« (Butler 2016: 60) Auf Hegel Bezugnehmend führt sie weiter aus: »Wenn der Mensch ohne das Unmenschliche nicht menschlich sein kann, dann ist das Unmenschliche nicht nur wesentlich für das Menschliche, sondern gehört zum Wesen des Menschlichen selbst« (Ebd.). Doch was genau sind nichtmenschliche Elemente? Haraway aufgreifend fasst Butler »Maschinen und komplexe Systeme gesellschaftlicher Abhängigkeit« darunter.²⁴ Nichtmenschliche Elemente sind Repräsentanten soziokultureller Dinge, sie sind Träger gesellschaftlich relevanter Informationen.

Wenn nun das menschliche Überleben grundsätzlich davon abhängig ist, dass Individuen subjektiviert und dadurch intelligibel und aner kennbar werden, wie

24 »Die Verfügbarkeit und der Gebrauch bestimmter Artefakte – man denke etwa an Kommunikationsmedien – ermöglicht die Entstehung und Reproduktion bestimmter sozialer Praktiken, die es ohne diese Artefakte gar nicht gäbe.« (Reckwitz 2004: 45)

Butler schreibt, dann müssen die angeführten nichtmenschlichen Elemente als ein zu berücksichtigender Aspekt von Subjektivierung gedacht werden, als ein Teil, der die Subjektivierung mindestens unterstützt, wenn nicht gar erst ermöglicht. »Nicht nur kompetente Körper sind die Voraussetzung und Träger einer sozialen Praktik, auch die dafür notwendigen Artefakte sind es.« (Reckwitz 2004: 45) Erst in den Wechselwirkungen mit den Dingen zeigt sich, wie sehr das Denken des Menschen und seine Existenz insgesamt von den Wirkungen der Dinge abhängen (vgl. Hodder 2012, zit.n. Hahn 2018: 13). Es gilt daher, die nichtmenschlichen Elemente in der empirischen Analyse einzubeziehen und danach zu fragen: Welche nichtmenschlichen Elemente sind in einer Situation relevant, um intelligibel, um anerkenntbar und damit verbunden subjektiviert zu werden? Welche Subjektivierungen werden mittels welcher nichtmenschlichen Elemente wie unterstützt?

Bereits im vierten Kapitel habe ich darauf hingewiesen, dass Butler sich deshalb dafür ausspricht, das Relationen- und Beziehungsgeflecht, in das die menschliche Existenz eingebunden ist, und durch das sie erst möglich wird, in seiner Komplexität zu verstehen. Um Subjektivierungen zu untersuchen und die dadurch (re-)produzierten Machtverhältnisse herauszuarbeiten, scheint der Ansatz aussichtsreich, nichtmenschliche Elemente einzubeziehen, da nichtmenschliche Elemente stets Träger sozialer (Be-)Deutungen sind. Subjekte sind von nichtmenschlichen Elementen umgeben, »[m]an zeigt durch die Dinge, wer man ist, wie man gesehen werden möchte und von wem man sich unterscheiden will« (Zirfas/Klepacki 2013: 49). Mithilfe der Berücksichtigung der nichtmenschlichen Elemente lässt sich eine weitere Facette der Subjektivierungen herausarbeiten, die (Wechsel-)Wirkungen von Körpern, Sprache und nichtmenschlichen Elementen werden deutlich.

5.1.4.1 Dinge, Objekte, Artefakte, nichtmenschliche Elemente

Mit der Idee, nichtmenschliche Elemente in der sozialwissenschaftlichen Forschung einzubeziehen, haben sich Forscher*innen in den vergangenen Jahren zunehmend befasst, dennoch lässt sich bisher von einer »spärliche[n] Forschungslage zur Welt der dinglichen Objekte« sprechen (Bosch 2010: 13). Bislang stellt »die sozialwissenschaftlich angeleitete empirische Untersuchung von materiellen Dingen noch eher ein Desiderat« dar (Nohl/Wulf 2013: 4). Die in diesem Kontext verwendeten Begrifflichkeiten für den beforschten Gegenstand sind uneinheitlich. So verwenden etwa Haraway (1995) oder auch Butler (2016) den Begriff der »nichtmenschlichen Elemente«, während Miller (2010a) und Reichertz (2014) von »Dingen« sprechen. Schmidt (2013) greift auf die Bezeichnung »Artefakte« zurück, wohingegen Latour (2010) »nichtmenschliche Akteure« als geeignete Bezeichnung erachtet, um die Abgrenzung des Gegenstandes gegenüber dem bislang vorherrschenden Fokus auf Subjekte kenntlich zu machen. Entsprechend uneinheitlich

sind die Definitionen dessen, was unter den jeweiligen Begrifflichkeiten gefasst wird.²⁵

Gemeinsam ist den Ansätzen die Erkenntnis, dass nichtmenschliche Elemente auf das menschliche Leben, auf soziale Beziehungen, auf die Gesellschaft wirken. Mittels Dingen werden soziale Gruppen miteinander verbunden (vgl. Kolnberger 2018: 331). In ihren konkreten Perspektiven auf nichtmenschliche Elemente bzw. den in diesem Kontext aufgeworfenen grundsätzlichen Fragestellungen unterscheiden sich die Ansätze hingegen. So merkt etwa Reichertz an, dass es für die Wissenssoziologie höchste Zeit sei, sich damit zu befassen, »was wissenssoziologisch von den Dingen zu halten ist«, denn »die Dinge setzen der Handlungsmächtigkeit der Subjekte Grenzen oder aber eröffnen Möglichkeiten, die sie alleine nicht hätten« (Reichertz 2014: 106).

Die Praxistheorie interessiert sich dafür, wie nichtmenschliche Elemente, die als aktiv Teilnehmende konzipiert werden, »in sozialen Praktiken involviert sind und wie sie in Verbindung kommen«, indem »der Zirkulation oder den Reisewegen der Kompetenzen, Materialien und Bedeutungen« gefolgt wird (Schmidt 2013: 102). Sie werden dabei als Träger von Praktiken verstanden, deren Mitwirken in diesen Praktiken »über ihre je kontextspezifischen Gebrauchsgewährleistungen« sichtbar wird (ebd.: 100). Subjektivierungen werden dann als »ein Zusammenspiel von befähigten Körpern mit gegenständlichen Artefaktkonstellationen« aufgefasst (Schmidt 2013: 100; vgl. auch Alkemeyer/Bröckling 2018). Sie sind durch Vernetzungen mit Artefakten, wie etwa Räumen, Verkehrsmitteln, Bekleidung, Kosmetika, mobilen Medien etc. gekennzeichnet, durch deren praktikenspezifischen Gebrauch wiederum die Subjektivierungen vollzogen werden (vgl. Schmidt 2013: 102).²⁶

Im englischsprachigen Raum wird das Thema bereits länger diskutiert, sodass besonders in den Material Cultural Studies, den Mundane Studies und dem New Historicism eine größere Anzahl an Publikationen zu Alltagsgegenständen existiert (vgl. Ortlepp/Ribbat 2009: 10). Bereits Mitte der 1990er Jahre beschäftigt sich Haraway mit der Relevanz von Technik für die Beschaffenheit der gesellschaftlichen und körperlichen Realität (vgl. Haraway 1995: 34). Sie prägt in diesem Kontext den Begriff des Cyborgs.²⁷ Miller führt eine Studie durch, »um die Rolle, die alltägli-

25 Im Folgenden werden die Autor*innen jeweils mit dem Begriff zitiert, den sie selbst wählen.

26 »Damit wird davon ausgegangen, dass sich Dinge und Artefakte nicht selbst Bedeutung geben und sich verständlich machen. *Non-humans* sind keine Träger impliziten Wissens, sie leisten keinen eigenständigen Beitrag zur sinnhaften Integration und zur Intelligibilität von Praktiken. Sie sind immer nur im Zusammenspiel mit den menschlichen Teilnehmern und Trägern von Kompetenzen und Bedeutung intelligibel.« (Schmidt 2013: 102, Herv. i.O.)

27 Haraway entwickelt ihren Ansatz, um die gängige Dichotomisierung in Frauen und Männer aufzulösen (vgl. Haraway 1995: 65). Cyborgs sind für Haraway »kybernetische Organismen, Hybride aus Maschine und Organismus, ebenso Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion« (ebd.: 33).

che Objekte für unser Verhältnis zu uns selbst und unsere Beziehungen zu anderen Menschen spielen«, zu untersuchen (Miller 2010a: 9). Dabei stellt er fest, dass unser Verhältnis zu den Dingen keineswegs oberflächlich ist, sondern sich förderlich auf unsere Beziehungen zu anderen Menschen auswirkt – manche Objekte sind geradezu unverzichtbarer Bestandteil von Beziehungen (vgl. ebd.: 94, 207). Der Autor kommt zu der Folgerung, dass sich in den Dingen die Ordnung einer Gesellschaft widerspiegelt: »Was man wissen muß, um als ordentliches Mitglied der Gesellschaft sozialisiert zu werden (wie man sich anständig hinsetzt, was als höflich gilt, wie man sich korrekt kleidet, wie man mit anderen spricht oder spielt), erfährt man aus der Ordnung der Dinge« und er schreibt weiter, »[d]ie Ordnung, die den Beziehungen zu und zwischen den Objekten zugrunde liegt, formt im Wege der Sozialisation das Individuum, das wir dann in soziale Kategorien [...] einordnen« (ebd.: 208). Er plädiert deshalb dafür, »dass wir uns weniger als autonome Individuen denn als Knotenpunkte von Beziehungsnetzen betrachten sollten« (Miller 2010a: 215f.; vgl. auch Miller 2010b).

Verschiedene Blickwinkel auf das Thema finden sich auch im französischsprachigen Raum: Baudrillard interessiert sich für das Verhältnis zu den Dingen, wohingegen sich Barthes mit den Mythen des Alltags befasst, indem er sich alltäglichen nichtmenschlichen Elementen und ihrer Funktion zuwendet (vgl. Baudrillard 2001; Barthes 1964). Bosch kommt zu dem Schluss, dass Bourdieu mit seiner Studie *Die feinen Unterschiede* die Grundlage zur Untersuchung von sozialkulturell bedingten symbolischen Formen gelegt hat (vgl. Bosch 2010: 12). In der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) geht es darum, das Soziale, verstanden als Assoziationen, als durch Bindeglieder verbunden, in seinen Verbindungen – den Assemblagen – nachzuzeichnen (vgl. Latour 2007: 16f.). Latour plädiert dafür, den menschlichen und den nichtmenschlichen Akteuren zu folgen, mit dem Ziel, »soziale Verbindungen neu zu versammeln« (ebd.: 35). Deshalb werden sowohl menschliche als auch nichtmenschliche Elemente als Akteure²⁸ aufgefasst, als Makro- und Mikroakteure, die ein Netzwerk bilden, indem sie in Interaktion treten und Bindungen eingehen. Der Fokus der ANT liegt insbesondere auf den Prozessen, die Asymmetrien zwischen den menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren erzeugen (vgl. Callon/Latour 2006: 84). Damit sind einige Perspektiven auf die Frage der Relevanz nichtmenschlicher Elemente aufgezeigt, die hier jedoch nicht vertiefender behandelt werden können.

Die zunehmende Konjunktur der Dinge in den (deutschsprachigen) Sozialwissenschaften basiert Nohl zufolge auf den vorangegangenen Auseinandersetzungen

28 Ein Akteur ist »[j]edes Element, das Raum um sich herum beugt, andere Elemente von sich abhängig macht und deren Willen in seine eigene Sprache übersetzt. Ein Akteur bewirkt Veränderungen in der Menge von Elementen und Konzepten, die für gewöhnlich zur Beschreibung der sozialen und der natürlichen Welt verwendet wird.« (Callon/Latour 2006: 85)

gen mit dem Körper, den Sinnen und der sogenannten performativen Wende (vgl. Nohl/Wulf 2013: 3). Bosch geht davon aus, dass Dinge auf menschliches Handeln einwirken und der Umgang mit ihnen auf Basis des habitualisierten Körperwissens erfolgt (vgl. Bosch 2012: 52).²⁹ Sie implizieren soziales Wissen, erzeugen soziale Zugehörigkeiten und bilden Symbolsysteme, mittels derer die Sozialstruktur geprägt und stabilisiert wird (vgl. Bosch 2010: 18). Dinge strukturieren Handlungen und wirken auf sie ein, sie bestimmen Handlungsformen mit, die kulturell geformt und erlernt werden (vgl. ebd.: 24). Für Bosch symbolisieren Dinge zudem Arbeitsteilung, Autorität und Macht (vgl. Bosch 2010: 41). Dinge haben als solche keine Bedeutung, sie erhalten sie erst durch die Sprache (vgl. Lorey 1996: 15). Sie weisen also über sich selbst hinaus. Bedeutungen werden erst im Umgang mit ihnen kontextspezifisch erzeugt, »Dinge sind Zeichen der Zeit, sie bewegen uns und bleiben selbst in Bewegung« (Reuter/Berli 2016: 9). Dabei benötigen sie die Aktivität von Subjekten, um spezifisch zu sein, welche wiederum umgekehrt Dinge benötigen, um selbst spezifisch zu sein (vgl. Zirfas/Klepacki 2013: 45).³⁰

Butlers Argumentation zu den nichtmenschlichen Elementen entstammt zwar einer anderen theoretischen Richtung, die Relevanz nichtmenschlicher Elemente für die Subjektivierung wurde aber bereits hinreichend deutlich. Wenn Individuen nichtmenschliche Elemente benötigen, um spezifisch zu sein, um Handlungen zu strukturieren und soziales Wissen zu transportieren, muss davon ausgegangen werden, dass sie in performativer Weise mithilfe von Körpern und Sprache für Subjektivierungen relevant sind. »Zwischen den Dingen und den Menschen, d.h. durch den Gebrauch, den die Menschen mit den Dingen machen, und durch die Wirkungen, die die Dinge auf die Menschen entfalten, bildet sich [dann, M.B.] der Raum der sozialen Performanzen der Dinge.« (Ebd.: 48) Anhand der hier skizzierten Beispiele für die unterschiedlichen Perspektiven auf den Untersuchungsgegenstand wird sowohl deutlich, dass die Auseinandersetzung mit nichtmenschlichen Elementen in unterschiedlichen fachlichen Kontexten geführt wird als auch deren jeweilige Anschlussfähigkeit an andere Ansätze. Nichtmenschliche Elemente in die Analyse komplexer Subjektivierungen einzubeziehen ist daher sinnvoll.

29 Als ›Ding‹ definiert Bosch »Objekte wie Werkzeuge, Hilfsmittel, rituelle Gegenstände, sogar Immaterielles, Ideen können gemeint sein, wenn von Dingen gesprochen wird. Dinge sind Hilfsmittel des Menschen, [...] die den Alltag erleichtern und Handlungen strukturieren«, zudem »können Naturobjekte gemeint sein, in der Regel werden jedoch Produkte menschlicher Arbeit, die natürliche Stoffe zum menschlichen Gebrauch« umformen, darunter gefasst (Bosch 2010: 13f.).

30 Reckwitz weist etwa darauf hin, dass erst die Verfügbarkeit und der Gebrauch von Artefakten – er greift beispielhaft Kommunikationsmedien auf – zur Entstehung und Reproduktion bestimmter sozialer Praktiken führen, die es ohne diese nicht gäbe (vgl. Reckwitz 2004: 45).

5.1.4.2 Nichtmenschliche Elemente untersuchen: Zur Methodik

Nichtmenschliche Elemente sind in einer Situation physisch und diskursiv präsent (vgl. Clarke/Keller 2011: 122).³¹ Sie sind in ihrer Relevanz stets Träger sozialer bzw. soziokultureller Elemente, mit denen sie besetzt sind (vgl. Barthes 1964: 92f.). Für die Berücksichtigung nichtmenschlicher Elemente in der eigenen empirischen Forschung zu komplexen Subjektivierungen ist der situationsanalytische Ansatz von Clarke vielversprechend, auf den vertiefend in der fünften Ableitung eingegangen wird. Für Clarke sind nichtmenschliche Elemente analytisch relevant, weil sie Interaktionen »durch ihre spezielle Handlungsmacht, Eigenschaften und Erfordernisse – also die Anforderungen, welche sie an Menschen richten, die mit ihnen interagieren wollen oder müssen« – strukturell konditionieren (Clarke 2012: 125; vgl. auch Clarke/Keller 2011: 116). Mit Bezug auf Blumer erachtet sie Objekte als Ergebnis symbolischer Interaktionen und als ›Welten‹ konstituierend, in denen Menschen agieren (vgl. Clarke/Keller 2011: 117).

Clarques Mapping-Ansatz kann für die Untersuchung der subjektivierungsrelevanten nichtmenschlichen Elemente genutzt werden. Hierfür sind insbesondere die von ihr beschriebenen Situations-Maps hilfreich. Clarke charakterisiert Situations-Maps als »eine systematische, kohärente und möglicherweise sogar provokative Methode«, um die »Komplexität eines Forschungsprojekts zugänglich zu machen« (Clarke 2012: 141). Situations-Maps ermöglichen die Visualisierung der Elemente, die in einer Situation vorhanden sind. Mit ihrer Hilfe lassen sich die Beziehungen zwischen diesen Elementen verdeutlichen und gezielt erforschen (vgl. ebd.: 124). Die Forschungssituation wird folglich zum Analyse-Ort, anhand dessen alle wichtigen menschlichen wie auch nichtmenschlichen Elemente³² sowie mate-

31 Clarke spricht auch von Aktanten. Der Begriff des Aktanten stammt aus der latourschen Akteur-Netzwerk-Theorie. Clarke grenzt sich von dieser jedoch explizit ab, wenn sie die Bezeichnung ›implizierte Akteure‹ oder auch ›implizierte Aktanten‹ verwendet. Anders als Latour, erachtet sie mit Thomas Aktanten dann als wirklich, wenn diese als solches definiert werden und reale Folge nach sich ziehen. Während es sich bei den implizierten Akteuren um menschliche Akteure handelt, sind die implizierten Aktanten nichtmenschlich. »Implizierte Akteure sind Akteure, die von einer sozialen Welt explizit konstruiert und/oder durch eine soziale Welt explizit adressiert werden, und für die die Aktivitäten dieser Welt höchst folgenreich sein können.« (Clarke/Keller 2011: 122) Jedoch sind sie nicht wirklich präsent und/oder nicht vollständig handlungsfähig, sodass Handlungen in ihrem Namen vollzogen werden. »Individuen und soziale Gruppen mit weniger Macht in solchen Situationen sind [damit, M.B.] eher implizierte statt voll handlungsmächtige Akteure.« (Ebd.) Ihre Eigenschaften und Handlungen werden aus der Perspektive der menschlichen Akteure routinemäßig konstruiert.

32 Den Begriff des Nichtmenschlichen übernimmt Clarke von der Akteur-Netzwerk-Theorie (vgl. Clarke/Keller 2011: 116). Vor dem Hintergrund ihrer eigenen medizinsoziologischen Forschung beschreibt sie verschiedene Beispiele für nichtmenschliche Elemente einer Situation. So weist sie etwa darauf hin, dass die zuverlässige Stromversorgung ein zumeist unsichtbarer

rielle und symbolische und/oder diskursive Elemente einer Situation beschrieben werden.³³ Indem Clarke fragt, »[w]er und was befindet sich in dieser Situation? Wer und was zählt in dieser Situation? Welche Elemente sind in dieser Situation »von ausschlaggebender Bedeutung?«, lassen sich zentrale nichtmenschliche Elemente erfassen (Clarke 2012: 124). Dabei sollten die Begrifflichkeiten aufgegriffen werden, die in den Situationen selbst von den Beforschten verwendet werden. Es gilt ihrer Auffassung nach darüber hinaus zu beantworten, welche nichtmenschlichen Dinge in einer Situation wirklich wichtig sind und für wen oder was sie dies sind (vgl. ebd.: 126). Damit verhält es sich mit den nichtmenschlichen Elementen ähnlich wie mit den performativen Anreden und Identitätsartikulationen. In der Analyse komplexer Subjektivierungen gilt es zu fragen: Welche nichtmenschlichen Elemente sind in einem Forschungsfeld relevant? Welche nichtmenschlichen Elemente bleiben unartikuliert, jedoch wirkmächtig? Von wem werden welche nichtmenschlichen Elemente in welcher Weise genutzt oder eingesetzt?

Um die wesentlichen Elemente zu erfassen, werden bei Clarke ethnographische Beobachtungen und Interviews durchgeführt sowie Feldnotizen angelegt. Ein ethnographisches Vorgehen erachten auch Reuter und Berli als notwendige Bedingung, um »das Nähe-Distanz-Verhältnis neu zu verhandeln [...], um Vertrautes methodisch kontrolliert zu befremden« und die nichtmenschlichen Elemente zu untersuchen (Reuter/Berli 2016: 7). Nohl sieht dies ähnlich. Er erläutert, dass »Erhebungsverfahren wie das narrative Interview und die Gruppendiskussion, in denen Menschen ihre Befindlichkeiten verbalisieren, nur einen unzureichenden Zugriff auf die Transaktionen zwischen Menschen und Dingen erlauben« (Nohl 2012b: 242f.). Forschende haben über diese Verfahren keinen eigenständigen Zugriff auf die jeweiligen Praktiken mit den Dingen, sie müssen sich auf die Informationen

nichtmenschlicher Akteur ist, der in der Medizinsoziologie relevant ist. Aber auch technische Errungenschaften, wie Faxgeräte und E-Mail, mittels derer kommuniziert werden kann, können zu den nichtmenschlichen Elementen einer Situation gehören, die – in der Medizin – Zugänge zu benötigten Materialien etc. deutlich vereinfachen (vgl. Clarke 2012: 126).

- 33 Clarke spricht zwar von Beschreibung, in der Durchführung nutzt sie jedoch Schlagwörter. Als abstrakte Beispiele führt sie folgende an: Individuum A, Soziale Gruppe A, Organisation Nr. 1, Institution 1, Nichtmenschlicher Aktant A, Zentrale Frage Nr. 1, Diskurs über X, Infrastrukturelement Nr. 1, Idee/Konzept 1, Schlüsselereignis 1, Öffentlicher Diskurs über Organisation A, Räumlicher Aspekt, Soziokultureller Aspekt Nr. 1 (vgl. Clarke 2012: 125). Die gesammelten Schlagwörter, Fragen, Diskurse etc. sind abhängig von der Forschungssituation und werden zunächst ungeordnet notiert. Dadurch entstehen relativ chaotische Maps, die dann im Verlauf der Forschung in geordnetere Versionen überführt werden. »Natürlich wird die Situations-Map nicht alles enthalten, was in der abgebildeten Situation enthalten ist, aber sie sollte zumindest am Anfang lieber zu viel als zu wenig mit aufnehmen.« (Ebd.: 127) Dabei sollte – der Grounded Theory folgend – ein Forschungstagebuch oder Protokoll geführt werden, das Richtungsänderungen, Erkenntnisse, analytische Wendepunkte u. ä. dokumentiert.

der Interviewten verlassen. Nohl favorisiert deshalb ebenfalls Beobachtungsverfahren. Einschränkend weist er für die teilnehmende Beobachtung allerdings darauf hin, »dass komplexe Praktiken im Beobachtungsprotokoll zu einfach benennbaren Handlungen« werden können (ebd.: 243). Er sieht in Videoaufnahmen eine wichtige Ergänzung zur Teilnehmenden Beobachtung (vgl. Nohl 2012b: 243). Röhl macht zudem darauf aufmerksam, dass es in der Untersuchung zentral ist, »offen und sensibel für ganz profane Handgriffe und Sprechweisen zu sein. Denn gerade hierin liegt für die Forschung ein Zugriff auf das implizite Gebrauchswissen der Teilnehmer.« (Röhl 2016: 116)

Welche Elemente einer Situation letztlich für die Forschung relevant sind, zeigt sich im Verlauf dieser. Dabei sind die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Elementen von großer Bedeutung (vgl. Clarke 2012: 140). Mit Parmentier lässt sich sagen: »Die verborgenen Bedeutungen der Dinge können nur hervortreten, wenn alte Verknüpfungen gelöst und neue riskiert werden.« (Parmentier 2001: 111) Auf diese Weise lassen sich Subjektivierungen in ihrer Komplexität erschließen und die in diese eingelassenen Machtverhältnisse herausarbeiten.

5.1.5 Fünfte Ableitung: Subjektivierungen aus alltäglichen Situationen herausarbeiten

Die bisherige Auseinandersetzung mit Butlers Œuvre konnte zentrale Aspekte aufzeigen, die in der empirischen Analyse komplexer Subjektivierungen berücksichtigt werden sollten. Während Butlers Fokus insbesondere auf eine kritische Auseinandersetzung mit Begriffen gerichtet ist, die zumeist als selbstverständlich erachtet werden, weshalb sie ein dekonstruktivistisches Herangehen wählt, muss ein soziologischer Ansatz, der komplexe Subjektivierungen und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse empirisch untersuchen will, darüber hinaus andere Zugänge zum Forschungsgegenstand nutzen. Für eine empirische Analyse müssen Zusammenhänge sorgfältig rekonstruiert werden. Insbesondere da Subjektivierungen kontextspezifisch erfolgen und sich daher – wie bereits im Kontext der intersektionalen Ansätze debattiert – nicht grundsätzlich charakterisieren lassen, müssen sie dezidiert aus dem Forschungsfeld herausgearbeitet werden (vgl. Weber 2009: 75). Zur Rekonstruktion dieser Zusammenhänge ist die Beforschung der in den bislang formulierten Ableitungen benannten Aspekte notwendig. In den vorangegangenen Abschnitten wurden mit jeder bisherigen methodologischen Ableitung deshalb auch die Methoden benannt, die zur empirischen Erforschung komplexer Subjektivierungen sinnvoll sind. Um die dadurch gewonnenen Daten und Erkenntnisse in ihrer Komplexität aufeinander beziehen zu können, ist es notwendig, sie systematisch zueinander ins Verhältnis zu setzen. Noch ausstehend ist folglich eine Ableitung, die skizziert, wie die Zusammenhänge der erhobenen Daten, und damit verbunden die Subjektivierungen in ihrer Komplexität, rekonstru-

iert werden können. Die fünfte Ableitung, die diesem Desiderat entgegenwirkt, liegt somit in gewisser Weise quer zu den vier anderen ausgearbeiteten Ableitungen.

Butler hat sich – bezogen auf die Machtwirkung von Sexualität und Gender – für eine Situationsanalyse ausgesprochen (vgl. Butler/Athanasiou 2014: 70). Da sie nicht weiter ausführt, was sie inhaltlich unter einer Situationsanalyse versteht, wird auf den für eine empirische Analyse gut geeigneten, von Clarke entwickelten Ansatz zurückgegriffen, der bereits in den oben formulierten Ableitungen thematisiert wurde. Dieser von Clarke (2012) auf der Grundlage der Grounded Theory entwickelte Zugang zu Feld und Forschungsdaten erweist sich durch sein Herangehen mittels verschiedener Formen des Mappings, die sehr unterschiedliche Daten berücksichtigen können, als besonders hilfreich für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen. Außerdem werden in diesem Teilkapitel die grundlegenden Rahmungen des Forschungssettings skizziert.

5.1.5.1 Kontextspezifische alltägliche Praktiken als Ausgangspunkt

Komplexe Subjektivierungen im butlerschen Sinne erfolgen in Alltagspraktiken mittels performativer Anreden, Identitätsartikulationen, körperlicher Inszenierungen sowie nichtmenschlicher Elemente, die allesamt Normen und Diskurse reproduzieren – dies ist in den vorangegangenen Abschnitten ausführlich dargestellt worden. Indem Butler die Relevanz von Performativität für die Subjektivierungen herausstellt, weist sie auf die Bedeutsamkeit von Praktiken hin, die sich – in sozialwissenschaftlichem Vokabular formuliert – als *alltägliche Praktiken* beschreiben lassen (vgl. Butler 1997: 139). Es lässt sich sogar sagen, wenn sich Subjektivierungen beständig performativ vollziehen und die Subjektivierungen erst durch die ständigen sprachlichen und körperlichen Wiederholungen erfolgen können, *müssen* sie sich in alltäglichen Praktiken zeigen. Darauf macht auch Reckwitz in seiner Auseinandersetzung mit Subjektivierungen aufmerksam, wenn er schreibt: »Die Form des Subjekts wird [vielmehr] in Alltagspraktiken hervorgebracht, trainiert und stabilisiert; sie kann und muss anhand dieser Praktiken rekonstruiert werden.« (Reckwitz 2006: 16) Auch Rose greift dies auf, indem sie erklärt, dass »die Frage nach Subjektivierung als praktische Frage nach dem sozial situierten Tun gestellt und entsprechend untersucht werden« muss (Rose 2019: 70). Alltägliche Praktiken bilden daher den Ausgangspunkt und die Grundlage der empirischen Untersuchung komplexer Subjektivierungen. Sie sind für die Analyse dieser der Ausgangspunkt oder der Rahmen, weil sie überall anzutreffende soziale Vorgänge sind, anhand derer sich Subjektivierungen untersuchen lassen.³⁴

34 Die Untersuchung alltäglicher Praktiken erfolgt in der Soziologie in nahezu allen Teildisziplinen, indem das Soziale in mannigfaltigen Ansätzen erforscht wird. Explizit zum Gegenstand macht die vor allem auf Bourdieu zurückgehende Praxistheorie bzw. Praxeologie alltägli-

Werden komplexe Subjektivierungen mit Butler als sich performativ vollziehend charakterisiert, müssen sie als soziale Praktiken verstanden werden, die durch Handlungen der Subjekte wandelbar sind und in unterschiedlicher Komplexität auftreten können. Wirklichkeit wird folglich nicht als statisch, sondern als Prozess verstanden, innerhalb dessen beständig Veränderungen stattfinden können (vgl. Küsters 2009: 18). Generelle, festschreibende Charakterisierungen sind deshalb bei der Analyse komplexer Subjektivierungen nicht möglich. Subjektivierungen können sowohl einer temporären (Weiter-)Entwicklung als auch einer kontextspezifischen Ausgestaltung unterliegen. Eine Methodologie zur Erforschung komplexer Subjektivierungen muss dieses Prozesshafte berücksichtigen, das die Subjektivierungen charakterisiert. Dies kann erfolgen, indem Wandlungsprozesse unter Beachtung der Kontextspezifik der jeweiligen Subjektivierungen in vergleichender Weise über einen längeren Zeitraum untersucht werden, wird hier jedoch nicht vertieft, da der Fokus dieser Arbeit anders gelagert ist.³⁵

Um die Subjektivierungen hinreichend analysieren zu können, ist es notwendig, die konkreten Bedeutungen der diskursiven Konglomerate, aus denen diese bestehen, in ihren Inhalten, ihren Ausgestaltungen wie auch ihrem sozialen Sinn, aus dem Forschungskontext heraus zu erarbeiten, da Merkmale abhängig von den Interaktionsteilnehmenden »das Gleiche« oder »das Andere« bedeuten können (Hirschauer 2014: 174). Eine Vorabfestlegung von untersuchungsrelevanten Subjektivierungen jenseits ihrer empirischen Erscheinung ist nicht sinnvoll – ich habe darauf weiter oben hingewiesen. Damit wird es zugleich möglich, der von Butler formulierten Unvollständigkeit, der Kontingenz der Subjektivierungen, gerecht zu werden, sowie der Gefahr der Essentialisierung zu entgehen, wie sie in Kapitel 1.10 generell für die Verwendung von Kategorien beschrieben wird (vgl. Butler 2003a: 35).

Folglich lassen sich vorab zwar Vermutungen darüber anstellen, welche unterschiedlichen Subjektivierungen in einem Forschungsfeld auftauchen können und wie deren spezifische Charakteristika aussehen. Eine sichere Aussage darüber kann allerdings nur empirisch gestützt getroffen werden. Die Untersuchung

che soziale Praktiken (vgl. z.B. Schmidt 2012; Bourdieu 2009). Praktiken werden dabei als ein aktives Tun verstanden, als Doing, wodurch sie in Form (sinnhafter) Körperbewegungen erfassbar werden (vgl. Schmidt 2013: 99).

- 35 Hark und Villa sprechen von Positionierungen, wenn sie beschreiben, »dass soziale Positionen etwas mit uns machen – und zwar jenseits unserer Verfügung –, wir aber zu diesen Positionen auch eine Haltung einnehmen können, wir in der Lage sind, etwas mit ihnen zu machen« (Hark/Villa 2017: 26). Die Autorinnen weisen zugleich auch darauf hin, dass jedoch damit nicht unausweichlich »ein bestimmtes Denken, eine Haltung oder eine politische Perspektive verbunden ist, die von der Position erzwungen wäre. Oder auch nur bestimmte Erfahrungen zu machen sind, die notwendigerweise mit einer solchen Positionierung einhergehen.« (Ebd.)

komplexer Subjektivierungen sollte daher durch ein induktives Vorgehen gekennzeichnet sein. Dabei geht es nicht darum, von einer Tabula rasa aus zu starten. »Der Ursprung einer Idee oder gar eines Modells muss nicht in den Daten liegen.« (Glaser/Strauss 2008: 15) Forschende können durchaus mit Kenntnissen über Eigenschaften, Abläufe, bislang durchgeführte Studien etc. in ein Untersuchungsfeld eintreten – sich für die Analyse komplexer Subjektivierungen zu entscheiden, ist beispielsweise ein solcher Eintritt. Ihre Ergebnisse sollten sie jedoch vor allem aus der Untersuchung des Forschungsfeldes heraus formulieren, um empiriegesättigte Befunde vorweisen zu können. Es geht somit darum, die Subjektivierungen aus den erhobenen Daten zu erarbeiten, sodass sie »von den untersuchten Daten nahe gelegt werden und zwanglos auf sie anwendbar sein müssen« (ebd.: 13). Nur so lassen sich die komplexen Subjektivierungen in ihren spezifischen kontextgebundenen Bedeutungen bestimmen und die implizierten Machtverhältnisse beschreiben. Der Analysefokus liegt auf alltäglichen Situationen, aus denen empirisch mithilfe der skizzierten Ableitungen die relevanten komplexen Subjektivierungen herausgearbeitet werden müssen, ohne diese vorab festzulegen. Die Situationsanalyse unterstützt diese empirische Arbeit. Wie beschrieben, werden dabei neben nichtmenschlichen Elementen in der Regel die in den Anreden und Identitätsartikulationen geäußerten Diskurse in ihren feldspezifischen Erscheinungen eine zentrale Funktion haben.

5.1.5.2 Relationale Situationsanalysen

Um die Zusammenhänge aus den empirisch erhobenen Daten zielführend rekonstruieren zu können und dadurch komplexe Subjektivierungen und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse aufzeigen zu können, eignet sich die von Clarke entwickelte Situationsanalyse. Basierend auf drei Mapping-Strategien hat Clarke mit der Situationsanalyse einen Ansatz für die qualitative Forschung entwickelt, der es ermöglicht, die grundlegenden Elemente einer beforschten Situation zu erfassen, (überraschende) Verbindungen aus den Daten herauszuarbeiten und die Daten in ihrer Komplexität zueinander darzustellen. Clarke entwickelt, von der Grounded Theory Methodologie kommend, mithilfe von Foucaults Ansätzen eine umfassende Analyse zur Untersuchung von Forschungssituationen. Dafür verbindet sie die Grounded-Theory-Methodologie sowohl in theoretischer als auch methodologischer Hinsicht mit der Foucaultschen Diskursanalyse (vgl. Diaz-Bone 2013: o.A.). Grundlage ihres Situationsverständnisses sind das Thomas-Theorem der 1920er Jahre, Wright Mills Arbeiten zu situierten Motiven, Denzins Ortsbestimmungen und Haraways Ansatz des situierten Wissens. Ihre Situationsdefinition beschreibt Clarke im Gespräch mit Keller als »sehr elastisch« (Clarke/Keller 2011: 120). Was als Situation bezeichnet werden kann, lässt sich nicht grundsätzlich theoretisch beantworten. Es ist eine empirische Frage und davon abhängig, wie das Forschungs-

projekt angelegt ist und welche Fragen es anhand welcher Daten zu beantworten gilt, eine Frage, die letztlich durch die Forschenden bestimmt wird (vgl. ebd.). Es gilt somit, die Grenzen des beforschten Feldes, der Situation, aus der jeweiligen Logik heraus zu erschließen.³⁶

Indem die Situationsanalyse es ermöglicht, Forschungssituationen in ihrer Komplexität zu analysieren, bietet sie die Chance, komplexe Subjektivierungen und die damit verbundenen Machtverhältnisse herauszuarbeiten. Basierend auf Interviews, ethnographischen, historischen, visuellen und/oder diskursiven Daten, wird durch die Situationsanalyse eine verknüpfende Untersuchung »von Diskursen und Handlungsfähigkeit, Handlung und Struktur, Bildern, Texten und Kontexten, Vergangenheit und Gegenwart« möglich, sodass sie verschiedene Zugangsweisen beinhaltet, die unterschiedliche Aspekte komplexer Subjektivierungen aufzuzeigen vermögen (Clarke 2012: 24). Die sich vor allem auf Daten aus qualitativen Forschungszugängen stützende Analyse ermöglicht die Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen in den interaktiven Herstellungen sozialer Wirklichkeiten (vgl. Flick 1996: 28ff.). Sie »berücksichtigt ganz explizit [auch, M.B.] die nicht-menschlichen Bestandteile der Forschungssituation, sowohl die materiellen wie auch die diskursiven« (Clarke/Keller 2011: 117). Damit geht sie über den Fokus der Mehrebenenanalyse von Degele und Winker deutlich hinaus (vgl. Degele/Winker 2009). Die Berücksichtigung der nichtmenschlichen Elemente einer Forschungssituation bietet, wie oben deutlich geworden ist, den Vorteil, Subjektivierungen umfassender analysieren zu können als dies bisher geschieht. Wird an Haraways Arbeiten angeschlossen – wie Butler dies tut –, die die Möglichkeit der Trennung zwischen Menschlichem und Nichtmenschlichem in Frage stellt, wird es geradezu zwingend notwendig, auch die nichtmenschlichen Elemente einer Forschungssituation zu berücksichtigen.

Clarke verwendet drei verschiedene Mapping-Ansätze: 1. Situations-Maps, 2. Maps von Sozialen Welten und Arenen, 3. Positions-Maps. Im Unterschied zu traditionellen Grounded Theorie Ansätzen, bei denen der Fokus besonders auf dem »basic social process« liegt, ist der Fokus bei den Mapping-Ansätzen »auf die Schlüsselemente, Materialitäten, Diskurse, Strukturen und Bedingungen, welche die erforschte Situation charakterisieren«, gerichtet (Clarke 2012: 24). Bezogen auf die Analyse komplexer Subjektivierungen wird die empirische Erfassung dieser mithilfe der bereits beschriebenen Ableitungen möglich. Die Maps, die dabei entstehen, nutzt Clarke als innovative Analysemethoden, sie sind noch nicht unbedingt das endgültige Analyseergebnis (vgl. ebd.: 121). »Bei den Maps geht es in erster Linie um eine Arbeitsmöglichkeit zur Durchführung von qualitativen Analysen –

36 So werden beispielsweise die Grenzziehungen von zu beforschenden Situationen in einem Krankenhaus gänzlich unterschiedlich zu denen freier Fotografen ausfallen, da die relevanten Akteure und die entstehenden Subjektivierungen sich deutlich unterscheiden werden.

sie sind als Arbeitswerkzeuge gedacht, nicht so sehr als Darstellungswerkzeuge.« (Clarke/Keller 2011: 121) Sie sind »Denkhilfen« (Clarke 2012: 134). Clarke begreift die Maps als »relationale Analysemodi«, die »neue Einblicke in die Beziehungen zwischen den Elementen bewirken sollen« (ebd.: 122, Herv. i.O.). Mit ihrer Hilfe lässt sich sowohl aufzeigen welches Datenmaterial zu einem bestimmten Zeitpunkt der Forschung bereits vorhanden ist als auch herausarbeiten, wie die Relationen der Elemente zueinander sind.

Die Bedeutung der Relationalität für die Analyse komplexer Subjektivierungen wurde bereits in den vergangenen Kapiteln immer wieder betont. Komplexe Subjektivierungen lassen sich in ihrem sozialen Sinn erst durch die Berücksichtigung ihrer Relationalität analytisch sinnvoll erschließen. Bei Butler wurde deutlich, dass Bedeutungen nur in Relation zu entgegengesetzten Bedeutungen existieren (vgl. Butler 2003a: 27). Sie zeigt auf, dass das Individuum zur Erzählung über sich selbst auf ein Gegenüber, auf ein ›Du‹ angewiesen ist, auf Normen und Diskurse Bezug nehmen muss und in einem Beziehungsgeflecht verhaftet ist, das die eigenen Identitätsgrenzen überschreitet (vgl. Butler 2010: 48). Butler schreibt hierzu: »Ich denke, dass es eine verkörperte Relationalität gibt, eine verkörperte Beziehung zur Umwelt, zur Motilität, und dass wir gerade über diese Relationen und Aktivitäten nachdenken müssen.« (Butler 2018: 311)

Ähnlich sehen dies Reh und Ricken, die dafür plädieren, Subjektivierung »relational als ein das Selbst und andere samt Dritten zugleich umfassendes Geschehen« zu konzipieren (Reh/Ricken 2012: 39). Hoffarth verweist überdies darauf, dass Subjektivität nicht aus einem Wesenskern des Individuums erwächst, sondern aus einer grundlegenden Verwiesenheit auf andere entsteht (vgl. Hoffarth 2016: 76). Im Kontext ethnographischer Ansätze wird zudem auf Peirce Bezug genommen, der die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung eines Zeichenkomplexes nur im Hinblick auf andere Zeichen für beantwortbar hält, die mit diesen in assoziativen Beziehungen stehen und dadurch Hinweise auf kulturelle Sinnzusammenhänge und praktische Funktionen eines Zeichens geben können (vgl. Bonz/Eisch-Angus 2017: 50f.).

Auch in Degeles und Winkers intersektionaler Mehrebenenanalyse kommt dem relationalen Vorgehen eine wichtige Bedeutung zu, da soziale Tatsachen sich nicht aus ihrem singulären Sosein erklären lassen. Sie sind stets durch die Beziehungen zu anderen Elementen bestimmt und müssen deshalb in ihrer jeweiligen Spezifik innerhalb eines Kontextes, eines Feldes, in ihrem signifikanten Verwendungszusammenhang untersucht werden, um die tatsächliche Bedeutung und Funktion erschließen zu können. Ein relationales Vorgehen erfordert, die Klassifizierungen

und die daran geknüpften sozialen Positionierungen³⁷ zueinander in Beziehung zu setzen (vgl. Degele/Winker 2009: 64f.).

Das analytische Vorgehen muss folglich stets relational sein und das von Butler thematisierte ›Du‹, das (generalisierte) Gegenüber, die Verwiesenheit auf andere, mit herausgearbeitet werden. Nur so können die Logik einer Situation, der soziale Sinn dieser und darauf basierend die bestehenden Machtverhältnisse erschlossen werden, die in den komplexen Subjektivierungen wirken. Es gilt dabei, sowohl die Differenzierungen als auch die Ausschlüsse zu erfassen. Das erfordert, spezifische Bedeutungen aus dem Forschungskontext zu erschließen und stets auch die weiteren, entgegengesetzten Bedeutungen einzubeziehen bzw. die Bedeutungen, zu denen eine Abgrenzung vollzogen wird. Diese Abgrenzung muss nicht zwingend innerhalb der Forschungssituation erfolgen, sie kann auch gegenüber einem ›Außen‹ vollzogen werden. Ein relationales Vorgehen ermöglicht dann, Subjektivierungen in ihren Bezügen wie auch Begrenzungen herausarbeiten zu können. Aus diesen Verwiesenheiten lassen sich Rückschlüsse auf Machtverhältnisse ziehen, in die die Subjektivierungen eingebettet sind. Dies vermag Clarkes Ansatz mithilfe der Maps einzulösen, insbesondere mithilfe der Situations- und Positions-Maps. Damit ist das Vorgehen passgenau für die hier vorgenommenen Ableitungen zur Analyse komplexer Subjektivierungen, die einerseits Sprache in Form von Anreden und Artikulationen (erste Ableitung) sowie Normen und Diskurse (zweite Ableitung) in den Mittelpunkt stellen und andererseits Handlungen und Praktiken mittels Körpern (dritte Ableitung) und nichtmenschliche Elemente (vierte Ableitung) fokussieren.

Mithilfe der Maps können auch Orte des Schweigens berücksichtigt werden. Das Mapping forciert ein explizites und reflektierendes Nachdenken »über die Art und Weise der verschiedenen Beziehungen in den Daten« (Clarke 2012: 182). Dabei bilden die Maps die Basis, auf der die analytische Arbeit vertieft werden kann (vgl. ebd.: 181). Sie lassen sich sowohl einzeln als auch zusammen verwenden. »Indem sie in spezifisch postmodernen und feministischen Arten und Weisen *gegen* die üblichen Vereinfachungen arbeiten, halten diese Maps die vielen und heterogenen Elemente sowie die vertrackt-verwickelten Komplexitäten der Situation fest und provozieren Diskussionen darüber.« (Clarke/Keller 2011: 119)

Auf der Basis der in der vierten Ableitung bereits skizzierten Situations-Maps, die die Darstellung der in einer Forschungssituation vorhandenen Elemente und

37 Mit sozialer Positionierung ist der soziale Status gemeint, der von den Individuen performativ in sozialen Praktiken dargestellt wird. Degele und Winker verwenden den Begriff in Anlehnung an Bourdieu und fassen darunter das körperliche und wissensbasierte Tun, Handeln und Sprechen, welches Identitäten, Strukturen und Repräsentationen hervorbringt und zugleich aus diesen wieder hervorgebracht wird (vgl. Degele/Winker 2009: 65f.; Winker 2012: 19).

Akteure in ihren Beziehungen zueinander verdeutlichen und ihre Erforschung ermöglichen, werden relationale Analysen durchgeführt (vgl. Clarke 2012: 124). Hierbei wird jedes Element, menschliche wie auch nicht-menschliche Elemente, nacheinander in Relation zu allen anderen Elementen der Situation untersucht, indem die Art der Beziehung dieser zueinander bestimmt wird (vgl. ebd.). Dabei werden die Eigenschaften der Verbindung der Elemente zueinander beschrieben, indem herausgearbeitet wird, was das jeweils fokussierte Element über die anderen Elemente der beforschten Situation zu sagen hätte (vgl. Clarke 2012: 141). Diese Verbindungen können für ein und dasselbe Element in den verschiedenen Relationen sehr unterschiedlich sein.³⁸ Für die Analyse komplexer Subjektivierungen bietet dieses Herangehen an die Daten die Möglichkeit, die Komplexität, durch die das Forschungssetting gekennzeichnet ist, systematisch darzustellen und zu interpretieren, da die Bezüge und Abhängigkeiten sichtbar(-er) werden.

Neben den Situations-Maps eignen sich die clarkeschen Positions-Maps ebenfalls, um die Analyse voranzubringen. »Positions-Maps sind Analysetools, welche [...] auf die diskursiven Materialien angewendet werden, die mittels Feldforschung, teilnehmender Beobachtung und Interviews gesammelt wurden« (Clarke 2012: 165). Mit ihrer Hilfe sollen »die eingenommenen Positionen zu ihren eigenen Bedingungen, in ihren eigenen Worten und Perspektiven« und in ihrer Heterogenität dargestellt werden (ebd.). Als Position versteht Clarke hier im Anschluss an Foucault Diskurs-Positionen (vgl. Clarke 2012: 165).³⁹ Diese müssen nicht mit den Personen, Gruppen oder Institutionen einer untersuchten Situation korrelieren, sie werden auf Basis der eigenen Daten in einem generalisierten Sinne verwendet. Positions-Maps erfassen und visualisieren die verschiedenen sozialen Standorte einer Situation, die zu den wichtigsten Themen eingenommenen Positionen sowie »Orte diskursiven Schweigens« (ebd.; vgl. auch Clarke/Keller 2011: 121). Sie ermöglichen den Forschenden, Positionen zu erkennen, die keine Erwähnung finden und unter Umständen im Hinblick auf die weitere Datenerfassung lohnend sein könnten, erforscht zu werden. Es geht also darum, »das gesamte Spektrum diskursiver Positionen zu den Schlüsselthemen der Situation wiederzugeben«

38 Clarke empfiehlt das Herausarbeiten der Verbindungen der Elemente untereinander durch das Verfassen von Memos, die bspw. die zum Forschungszeitpunkt gültigen Diskurse für ein Element (in der Relation zu einem anderen) festhalten, wodurch »Bereiche des Schweigens zum Sprechen gebracht werden« (Clarke 2012: 141). Die Memos sollten insbesondere zu Beginn der Forschung provisorisch sein und Fragen zu Art und Umfang der sozialen Beziehungen aufwerfen. In ihrer im deutschsprachigen Raum 2012 erschienenen Monographie liefert Clarke viele graphische Beispiele für Maps, die als Orientierung dienen können (vgl. ebd.: 125ff.).

39 »[D]ie Trennung der Positionen von Personen sowie (individuellen und kollektiven) Institutionen ist wichtig, damit Komplexitäten und Verschiedenheiten besser abgebildet werden können.« (Clarke 2012: 170)

(Clarke/Keller 2011: 119, Herv. i.O.). Für die Analyse komplexer Subjektivierungen ist es dabei sinnvoll, die Positionen mit den untersuchten Subjektivierungen in Relation zu setzen, sodass deutlich wird, wer welche diskursive Position – die unter Umständen auch mit der Subjektivierung zusammenfallen kann – einnimmt. Auf diese Weise werden die diskursiven Konglomerate, die ›Figuren‹, deutlich sichtbar. Damit kann bis zu einem gewissen Grad eine Generalisierung der Subjektivierungen einhergehen, sodass eine dezidierte Auseinandersetzung notwendig ist, um vorschnelle, unterkomplexe Schlüsse zu vermeiden.

An die Grounded Theory anschließend, können die Maps dann als gesättigt betrachtet werden, wenn über einen längeren Zeitraum keine größeren Änderungen mehr nötig sind und die herausgearbeiteten Elemente (in ihren Relationen) die zentralen für die jeweilige Forschungsarbeit sind (vgl. Clarke 2012: 147). Bei sehr großen Forschungsfeldern kann es angezeigt sein, im Verlauf der Forschung die komplexen Subjektivierungen zu begrenzen, die in den Blick genommen werden. Die Auswahl dieser sollte anhand der bis dahin gewonnenen Erkenntnisse empiriebasiert getroffen werden. Die Begrenzung kann erforderlich werden, wenn etwa die Auswertung beträchtlicher Datenmengen notwendig wäre, die durch sehr große Forschungsfelder bzw. eine enorme Anzahl von relevanten menschlichen und nichtmenschlichen Elementen entstehen. Hier kann auf der Grundlage erster Auswertungsergebnisse die detailliertere Analyse auf ein Teilfeld des Forschungsprojekts angezeigt sein, welches dann im Hinblick auf komplexe Subjektivierungen und ihnen anhaftende Machtverhältnisse erforscht wird. Zeigt sich innerhalb einer beforschten Situation ein solches Teilfeld, so kann dies bereits ein erstes Ergebnis in Bezug auf die Herausarbeitung von Machtverhältnissen und die daraus resultierenden subjektivierenden Grenzziehungen sein.

Die Mapping-Ansätze von Clarke eignen sich für die Analyse komplexer Subjektivierungen besonders gut, da mithilfe der unterschiedlichen Maps herausgearbeitet werden kann, welche Kategorien, welche Dinge, Artefakte, welche Diskurse und Normen für komplexe Subjektivierungen relevant sind, um diese überhaupt beschreiben zu können. Indem die Relationen zueinander und die Diskurspositionen mithilfe der Maps visualisiert werden, lassen sich die implizierten Verbindungen und Machtverhältnisse aufzeigen. Auf diese Weise wird es möglich, Subjektivierungen in der ihnen angemessenen Komplexität zu erfassen.

5.1.5.3 Offenheit als Forschungshaltung, Reflexion als Forschungskompetenz

Für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen sind neben dem methodischen Wissen Offenheit und Reflexion zentrale Eigenschaft, die Forschende aufweisen sollten. (Qualitativ) Forschende können ihre im Feld erzeugten Wirkungen nicht abstellen, sie konstituieren dieses mit (vgl. Bonz/Eisch-Angus 2017: 48).

»Daher ist es notwendig, die eigenen Wirkungen ins Feld und das Ergriffenwerden von den im Feld wirkenden dynamischen Kräften in den Forschungsprozess einzubeziehen und zu beschreiben.« (Becker 2017: 199)

Mit Offenheit wird hier die Haltung der Forschenden gegenüber dem Forschungsfeld charakterisiert. Es geht darum, die eigenen Deutungsmuster zurückzustellen und die Datenerhebung mit einer gleichschwebenden Aufmerksamkeit⁴⁰ vorzunehmen, was sich konkret als Zurückhaltung bei Fragen und Äußerungen sowie jeder Einmischung zeigt. Dies verlangt den bewussten und reflektierten Einsatz des eigenen Wissens und die Distanz und Kontrolle dessen (vgl. Helfferich 2011: 116; Kleining 2001: 27). Es geht also darum, sowohl die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückzustellen, wie etwa Hoffmann-Riem (1980: 343) dies dargestellt hat, als auch die Relevanzsetzungen der Untersuchten bzw. des Forschungsfeldes in den Mittelpunkt zu stellen und ihnen viel Raum zu geben (vgl. Helfferich 2011: 114). Diese Offenheit gegenüber dem Forschungsfeld ist die Voraussetzung, um Neues entdecken zu können und den eigenen Blick für unerwartete Subjektivierungen bzw. die relevanten Elemente dieser erweitern zu können. Das offene Herangehen an den Forschungsgegenstand beugt dadurch der Gefahr vor, bei der Auswertung der Daten subsumptionslogisch vorzugehen und auf diese Weise lediglich erwartete und/oder zuvor bereits identifizierte Subjektpositionen vorzufinden, was insbesondere für die Beschreibung der diskursiven subjektivierenden Konglomerate, der »Figuren«, wichtig ist, um diese in ihren verschiedenen, von den Forschenden unter Umständen nicht intendierten Facetten greifen zu können.

Reflexionskompetenz meint in diesem Kontext die Bereitschaft, kritisch mit den eigenen Auffassungen und Konzepten umzugehen. Von Unger spricht von »forschungsethischer Reflexion«, die etwa den gewählten Feldzugang, die eigene Rolle im Feld oder auch die Datenerhebungen und -auswertungen impliziert (von Unger 2014: 21). Winker plädiert für eine kritische Reflexion der verwendeten Kategorien in der Fragestellung und der methodischen Erhebung im Hinblick auf die Reproduktion von Normen und Ausgrenzungen, die dort reproduziert werden könnten (vgl. Winker 2012: 19). Botzem bekräftigt in Bezug auf Interviews die hohe

40 Der Begriff der gleichschwebenden Aufmerksamkeit stammt ursprünglich aus der Psychoanalyse und geht auf Freud zurück. Er wird in einigen sozialwissenschaftlichen Publikationen zu Methodologie und Methoden verwendet, um die Haltung zu verdeutlichen, die den Forschenden abverlangt wird (vgl. Flick 1999; Helfferich 2011). Freud beschreibt als gleichschwebende Aufmerksamkeit die Haltung, »sich nichts Besonderes merken zu wollen und allem, was man zu hören bekommt, die nämliche ›gleichschwebende Aufmerksamkeit‹ [...] entgegenzubringen«, da sonst die Gefahr besteht, lediglich an die eigenen Referenzsysteme, an das eigene Vorwissen anzuschließen, ohne etwas neues, darüber hinausgehendes, wahrzunehmen (Freud 1999: 376).

Relevanz einer intensiven und kritischen Reflexion der gesamten Gesprächssituation im Anschluss an ein Interview (vgl. Botzem 2014: 73). Diese hohe Bedeutsamkeit der Reflexion lässt sich auf die gesamte empirische Erhebung übertragen. Es geht um »die bewusste Wahrnehmung, die kritische Reflexion und Kontrolle des eigenen Vorwissens, der eigenen selektiven Aufmerksamkeit«, um Schließungen zu vermeiden (Helfferich 2011: 117). In Bezug auf Herausforderungen, die sich im Kontext der Migrationsforschung durch die unumgängliche Verwendung von Kategorien in der Forschung stellen, habe ich aufgezeigt, dass eine kritische Reflexion der verwendeten Kategorien erforderlich ist (vgl. Behrens 2019: 70). Dies geht über den oben beschriebenen selbstkritischen Umgang mit den eigenen Deutungsmustern insofern hinaus, als es darum geht, sich bereits vorab, vor dem Beginn der Datenerhebung, mit den im Kontext der Forschung eigens verwendeten Kategorien unter dem Fokus ihrer subjektivierenden Inhalte zu befassen. Es sollte eine kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Rahmungen erfolgen, die die Forschung strukturieren (vgl. Bender 2010: 312). Das bedeutet, dass danach gefragt werden sollte, welche Kategorien und mit diesen verbundene Subjektivierungen vorgegeben werden, welche Optionen durch diese eröffnet oder verschlossen werden und wie der Umgang der Beforschten mit den durch die Forschenden vorgegebenen Kategorien ist (vgl. Behrens 2019: 71).

In der Ethnographie wurde zur Reflexion der Forschungssituation von Devreux das aus der Psychoanalyse stammende Konzept der Übertragung und Gegenübertragung ausgearbeitet, um sich mit den Effekten des eigenen Involviertseins zu beschäftigen (vgl. Devreux 2018, Original: 1967). Mit dem Begriff der Übertragung werden dabei die Gefühle und Regungen der Beforschten bezeichnet, auf die die Forschenden reagieren.⁴¹ Die Gegenübertragung umfasst Verhalten, Einstellungen und Impulse der Forschenden, die auf eben diese ihnen angetragenen Übertragungen reagieren (vgl. Rieken 2017: 180).⁴² »In psychoanalytischem Verständnis

41 Auf Freud Bezug nehmend definiert Mentzos Übertragung folgendermaßen: »Unter Übertragung versteht die Psychoanalyse zunächst Verzerrungen der Wahrnehmung und inadäquate Erlebens- und Verhaltensweisen innerhalb einer Beziehung. Zu diesen kommt es dadurch, daß Erlebens- und Verhaltensmuster, die aus früheren Erfahrungen stammen, reaktiviert werden. Die auftretenden Gefühle, Wünsche, Phantasien beziehen sich also in Wirklichkeit nicht auf die aktuelle Situation und die reale Bezugsperson, sondern gelten früheren Bezugspersonen [...]« (Mentzos 2019: 268)

42 »Unter Gegenübertragung versteht man die gefühlsmäßige Reaktion des Therapeuten auf den Patienten. Diese hängt erstens mit den Besonderheiten der vom Patienten entgegengebrachten Übertragung und zweitens mit Persönlichkeitstendenzen des Therapeuten selbst zusammen. [...] Bestimmte gefühlsmäßige Reaktionen des Therapeuten machen ihn auf die Besonderheiten des Patienten aufmerksam, die er sonst womöglich übersehen würde.« (Mentzos 2019: 269) In der ethnographischen Forschung muss statt von Therapeut*in oder Patient*in von Forscher*in und Beforschten gesprochen werden. Es geht also um die gefühlsmäßige Reaktion von Forschenden auf Beforschte.

handelt es sich bei sämtlichen Assoziationen [...] um ›Gegenübertragungen‹: Das Material löst in den Lesenden etwas aus.« (Bonz/Eisch-Angus 2017: 42) Die Reflexion der Gegenübertragung ist sinnvoll, weil dadurch der Gefahr vorgebeugt wird, sich in dieser einzurichten ohne sie kritisch im Hinblick auf die eigenen Anteile zu befragen. Dabei geht es nicht darum, die Gegenübertragung zu minimieren oder zu unterbinden, vielmehr ist das Ziel, die Dynamik einer Beziehung besser zu verstehen (vgl. Müller 2017: 175f.). »Zentral ist es, die eigenen Gegenübertragungsgefühle, Phantasien und Assoziationen wahrzunehmen und aufzuschreiben«, andernfalls besteht die Gefahr, Ängste abzuwehren und dadurch das eigene Einlassen zu erschweren (Nadig 2017: 159). So wird Verzerrungen, etwa in Form von Entwertungen oder Idealisierungen, entgegengewirkt (vgl. Bonz/Eisch-Angus 2017: 44). Forschungssituationen lassen sich dann in ihren Dynamiken besser einschätzen und das erhobene Datenmaterial stärker (auch) im Hinblick auf die eigene Wirkung im Feld sowie damit verbunden auf die komplexen Subjektivierungen kritisch hinterfragen. Clarke plädiert im Kontext der Reflexion dafür, die im Forschungsprozess gemachten Erfahrungen der Forschenden ebenso als Daten zu nutzen, die in den Maps verwendet werden (vgl. Clarke 2012: 122).⁴³ So können Forschende ihre eigene Relevanz für die Dynamiken im Feld berücksichtigen.

Beide Kompetenzen – Offenheit als Haltung und Reflexion als Vorgehen – stellen keine für die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen spezifischen Fähigkeiten dar. Sie sind vielmehr Kompetenzen, die Forschende grundsätzlich aufweisen sollten. Da die Untersuchung von Subjektivierungen und den in ihnen enthaltenen Machtverhältnissen vom Forschungsgegenstand her relativ vielschichtig angelegt ist und es darum geht, diese Komplexität nachzuzeichnen, sind die skizzierten Fertigkeiten hier allerdings von besonderer Bedeutung. Ich folge damit dem von Hark und Villa in Bezug auf den Feminismus formulierten Grundsatz, der meines Erachtens generell für die Forschung gilt, dass es vor allem dreierlei braucht: »Offenheit, Selbstreflexivität und die Bereitschaft, gegebenenfalls das zu verlernen, was wir für richtig angesehen hatten.« (Hark/Villa 2017: 99)

5.1.6 Subjektivierungsmethodologie: Ein Zwischenresümee

In den vorangegangenen Abschnitten wurde vor dem Hintergrund von Butlers Subjektivierungsansatz ein methodologischer Vorschlag zur Analyse komplexer Subjektivierungen und den diesen inhärenten Machtverhältnissen entfaltet. Es ist

43 Clarke erinnert daran, dass Forschende mit Ideen und Vorstellungen in die Forschung gehen, die als stillschweigende Hintergrundannahmen fungieren und den Forschungsprozess beeinflussen. »Ein Teil des Herstellungsprozesses von Situations-Maps besteht darin, zu versuchen, solche Informationen, Annahmen und so weiter offen zu legen und gegebenenfalls in die Maps aufzunehmen.« (Clarke 2012: 123)

deutlich geworden, dass hierfür vier Ableitungen notwendig sind, die sich auf die Analyse der inhaltlichen Aspekte komplexer Subjektivierungen beziehen. Um die gewonnenen Daten und Zwischenerkenntnisse systematisch miteinander in Bezug zu setzen, wurde die fünfte Ableitung formuliert, die das hierfür notwendige methodische Vorgehen beschreibt. Das methodologische Vorgehen, das an der Analyse sozialer Praktiken ausgerichtet ist, die besonders im Alltag anzutreffen sind, wird hier nun noch einmal verdichtet dargestellt:

- *Performative Anreden und Identitätsartikulationen:* Für die erste Ableitung werden die von Butler formulierten Elemente der Sprache, der Anrede, der Performativität und der Identität als in der Empirie gemeinsam in Form sozialer Praktiken auftretend, zusammengefasst. Beständig erfolgende performative Anreden und Identitätsartikulationen sind ein zentraler Aspekt komplexer Subjektivierungen, die in der Forschungspraxis als solche mithilfe qualitativer Forschungszugänge, insbesondere ethnographischer Methoden, ergründbar sind. Sie müssen innerhalb ihres Kontextes gemeinsam erschlossen werden, um dem relationalen Moment und den kontextspezifischen Bedeutungen von Sprache gerecht zu werden sowie ihre spezifische Wirkung erfassen zu können. Hierfür gilt es, unter Berücksichtigung der jeweiligen Reaktionen des Gegenübers, zum einen die explizit artikulierten Anreden und Identitätsartikulationen zu erheben und daraufhin zu befragen, welche Anreden bzw. Artikulationen existieren, von wem sie an wen gerichtet werden und welche subjektivierenden Orte dadurch besetzt werden. Zum anderen müssen die unartikulierten Anreden und Identitätsartikulationen, die Leerstellen, die nichtbenannten Orte, herausgearbeitet werden, die ebenfalls subjektivierend wirken (können). Dabei gilt es aufzuzeigen, von wem das subjektivierende Schweigen an wen gerichtet wird. Zentrale subjektivierende Anreden bzw. Identitätsartikulationen werden bedingt durch die Notwendigkeit der beständigen Reproduktion wiederholt auftreten. Indem ethnographische Zugänge die Rekonstruktion von Aspekten sozialer Wirklichkeit ermöglichen, zu denen über ›klassische‹ verbalisierende Erhebungsverfahren kein oder kaum Zugang besteht, sind sie zur Analyse komplexer Subjektivierungen zielführend. Zur Visualisierung der verschiedenen Facetten der Anreden und Identitätsartikulationen in ihren Verbindungen zu Subjektivierungen und ihren Verbindungen mit- und zueinander, eignen sich Situations- und Positions-Maps. Ihre Relationen und Abgrenzungen, ihre In-Verhältnis-Setzungen zueinander werden dann sichtbar. Durch die alleinige Analyse der sprachlich geäußerten Anreden und Identitätsartikulationen lassen sich nur bedingt komplexe Subjektivierungen erforschen, die Verknüpfung mit weiteren Elementen ist notwendig.
- *Subjektivierungsrelevante Normen und Diskurse:* Diskurse und die in ihnen enthaltenen Normen, die über die konkreten Subjektivierungen hinaus existieren,

werden in performativen Anreden und Identitätsartikulationen reproduziert und wirken darüber in komplexen Subjektivierungen rahmend und Intelligibilität ermöglichend. Sie müssen sprachlich artikuliert werden und auf etablierte Sprechweisen temporär zurückgreifen, um verständlich und wirkmächtig werden zu können, worüber ihre Machtwirkung analytisch erschließbar ist. Performative Anreden und Identitätsartikulationen werden vertiefend unter dem Fokus von wem sie an wen ex- oder implizit gerichtet werden und den dadurch eingenommenen (un-)benannten Orten auf die in ihnen enthaltenen Normen und Diskurse sowie machtdurchzogenen Denkweisen untersucht. Subjektivierungen werden dann in ihrer Komplexität als diskursive Konglomerate stärker sichtbar. Mithilfe diskursanalytischer Herangehensweisen und der clarqueschen Situations- und Positions-Maps lassen sich die Intelligibilitätsgrenzen und die dadurch entstehenden Rahmungen der komplexen Subjektivierungen relational in ihren Positionierungen zueinander herausarbeiten. Dabei sollte der Fokus auf der subjektivierenden Wirkung von Normen und Diskursen liegen, indem die transportierten diskursiven Inhalte, die hierfür eingesetzten Mittel, die sozialen Praktiken und die Relationen zu anderen Subjektivierungen in den Blick genommen werden. Reflektiert werden sollte auch die eigene Verstrickung der Forschenden in Normen und Diskurse, die ihnen das Denken (und Forschen) ermöglichen und das Verstehen der beforschten Situation (zu) erleichtern (scheinen). Insbesondere durch die analytische Reflexion der eigenen Irritationen und Befremdungen entsteht dabei die Möglichkeit Neues zu entdecken, das in den komplexen Subjektivierungen wirkmächtig ist.

- *Performative Körper*: Körper sind in der empirischen Analyse komplexer Subjektivierungen ein weiterer Bezugspunkt. In Körpern materialisieren sich die performativen Wiederholungen von Normen und Diskursen, sodass sie immer schon diskursiv bestimmt sind. Dabei handelt es sich um einen fortwährenden Prozess. Eine diskurslose sprachliche Bezugnahme auf Körper ist nicht möglich, Sprache und Materie sind untrennbar miteinander verbunden. Körper führen Anreden und Identitätsartikulationen und die mit diesen verbundenen Normen und Diskurse (an andere Körper gerichtet) performativ aus und werden dadurch verstehbar. Körperliche performative Vollzüge sind ungenau, in ihnen schwingt immer mehr mit als die Situation erfordert, sodass von ihnen ausgehend keine sicheren Rückschlüsse auf Normen, Diskurse, Subjektivierungen möglich sind, ohne die sprachlichen Äußerungen, die performativen Anreden und Identitätsartikulationen zu berücksichtigen. Sie können deshalb nicht als solche untersucht werden, sondern werden als die Erhebung und Analyse unterstützend einbezogen. Zudem sind sie zumeist in dingliche Arrangements eingebunden. Indem der Fokus auf die körperliche Ausgestaltung der normativen und diskursiven sprachlichen Bezugnahmen gerichtet wird, der Körper als Zeichenträger verstanden wird, als verkörpertes Wissen aufzeigend, in dem se-

dimentierte Subjektivierungen materialisiert sind, können Körper mittels ethnographischer, insbesondere beobachtender Verfahren und situationsanalytischer Zugänge beforscht werden. Dabei sollte in relational vorgehender Weise, und unter kritischer Reflexion der eigenen Deutungen im Hinblick auf alternative Deutungsmöglichkeiten, herausgearbeitet werden, welche Bezugnahmen erfolgen, welche (spezifischen) Bedeutungen sie haben – auch, wenn sie zunächst unverständlich erscheinen – und die damit vollzogenen Ein- und Ausschlüsse im Feld aufgezeigt werden.

- *Nichtmenschliche Elemente:* Als den Körper stützendes Beziehungsgeflecht von dem dieser zugleich abhängig ist, sind nichtmenschliche Elemente analytisch erforderlich, um das menschliche Leben und die damit verbundenen komplexen Subjektivierungen zu verstehen. In der Forschung müssen sie unter dem Aspekt ihres jeweiligen subjektivierungsrelevanten Beitrags zu den einzelnen analytisch fokussierten Subjektivierungen einbezogen werden. Es gilt, ethnographisch, durch beobachtende Verfahren, zu untersuchen, welche nichtmenschlichen Elemente in welcher Weise gewichtig sind, welche sozialen Bedeutungen sie haben, wie die nichtmenschlichen Elemente welche Subjektivierungen unterstützen und folglich Intelligibilität ermöglichen oder dieser entgegenwirken. Mithilfe der Situations- und Positions-Maps lässt sich relational abbilden, welche nichtmenschlichen Elemente für welche Subjektivierungen in welcher Weise relevant sind, sodass Zusammenhänge von Sprache, Körpern und nichtmenschlichen Elementen deutlich werden.
- *Alltägliche Situationen mappen:* Komplexe Subjektivierungen lassen sich als alltägliche Praktiken beschreiben und analytisch induktiv mithilfe der zuvor formulierten Ableitungen aus diesen rekonstruieren, weshalb sie den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden. Die bisher beschriebenen Aspekte als Anteile komplexer Subjektivierungen – performative Anreden und Identitätsartikulationen, normative Diskurse, performative Körper und nichtmenschliche Elemente sowie die jeweiligen Leerstellen – werden mithilfe von Situations- und Positions-Maps visualisiert und systematisch zueinander ins Verhältnis gesetzt. Indem die Maps eine Forschungssituation in angemessener Komplexität abbilden können, wird es möglich, die unterschiedlichen subjektivierungsrelevanten Aspekte in ihren Verbindungen, ihren Wirkungszusammenhängen und in ihren Verwiesenheiten aufeinander – in ihrem Konglomerat- oder Figur-Sein – nachzuzeichnen. Dadurch lassen sich die spezifischen Bedeutungen sowie der soziale Sinn analytisch erschließen und Subjektivierungen in ihrer Komplexität, in ihren Bezügen und Begrenzungen, darstellen. In der Analyse bedarf es dabei der Offenheit, die eigenen Deutungsmuster und das eigene (Vor-)Wissen kritisch zu reflektieren und stattdessen die Relevanzsetzungen des Forschungsfeldes in den Fokus zu rücken. Desgleichen erfordert die Analyse komplexer Subjektivierungen Re-

flexionskompetenz auf Seiten der Forschenden. Sie sollten kritisch mit ihren eigenen Auffassungen und Konzepten umgehen wie auch mit den Rahmungen, die sie vollziehen, etwa in den performativen Anreden oder Identitätsartikulationen, und die damit ermöglichten wie auch verhinderten Optionen und Wirkungen reflektieren. Hierfür kann eine Auseinandersetzung mit dem Modell der Übertragung und Gegenübertragung förderlich sein, wie sie etwa in der Ethnographie erfolgt.

Mit dem formulierten Vorgehen lassen sich Beschreibungen von komplexen Subjektivierungen anfertigen, die über das, was intersektionale Ansätze methodologisch leisten, weit hinausgehen. Wie deutlich wurde, bewegt sich das analytische Herangehen damit von klassisch linear orientierten Ansätzen weg und erfordert stattdessen ein stärker vernetztes Denken, das sich mithilfe der Situationsanalyse visualisieren lässt.

Mit dem Anlegen und Interpretieren von Situations- und Positions-Maps liegen noch keine Forschungsergebnisse zu komplexen Subjektivierungen und den ihnen inhärenten Machtverhältnissen im untersuchten Feld vor. Vor dem Hintergrund der in dieser Arbeit entwickelten neuen Perspektive auf komplexe Machtverhältnisse und der hierzu bislang noch ausstehenden Forschungserkenntnisse, ist es angemessen, zunächst kein kategorien- oder typenbildendes Verfahren heran zu ziehen (vgl. bspw. Kelle/Kluge 2010), sondern die Erkenntnisse der empirischen Untersuchung dezidiert und detailliert zu verschriftlichen. An das in den Ableitungen beschriebene ethnographische Herangehen anschließend, empfiehlt es sich deshalb, die Ergebnisse in einer Art »dichte Beschreibungen« darzustellen (vgl. Gertz 1983). Im Gegensatz zu einer Kategorienbildung, wie sie etwa die Grounded Theory vorschlägt (vgl. Breuer 2010: 53), ermöglicht dieses Vorgehen, Subjektivierungen tatsächlich in ihrer *Komplexität* beschreiben zu können. Auf diese Weise kann einerseits zum besseren Verständnis komplexer Machtverhältnisse in der Soziologie beigetragen werden. Andererseits kann eine politische Debatte über die herausgearbeiteten Phänomene angeregt und geeignete Maßnahmen entwickelt werden, um Veränderungen anzustoßen.

Anwenden lässt sich die entwickelte Subjektivierungsmethodologie überall dort, wo Menschen aufeinandertreffen, denn dort erfolgen komplexe Subjektivierungen. Wird Bourdieus Argumentation gefolgt, dass jedes Feld – oder mit Clarke jede Situation – eine eigene Logik aufweist, so gilt die Anwendbarkeit der Methodologie grundsätzlich für jeden Ort. Um die Subjektivierungen leichter empirisch erfassen zu können, könnte es interessant sein, Untersuchungen an Orten durchzuführen, an denen Handlungspraxen zur erfolgreichen Subjektivierung erlernt werden. Für die Analyse besonders geeignet scheinen deshalb zunächst Forschungsfelder, an denen dieses Erlernen explizit thematisiert wird. Dies können Institutionen wie Kindertagesstätten oder Grundschulen sein, in denen die

Neuhinzukommenden in Handlungspraxen eingeführt werden, die wiederum die Möglichkeit zur Subjektivierung bieten. Ähnliches gilt beispielsweise auch für Schiffebetriebe, Bundeswehrkasernen oder auch Messdiener. Gleichwohl sind auch andere Orte vorstellbar, an denen Handlungspraxen von ›Neulingen‹ erst erlernt werden müssen. Dies können Gruppen sein, die spezifische Verhaltensweisen der Gruppenmitglieder erwarten – was letztlich für jede Gruppe gilt, jedoch in unterschiedlicher Ausprägung vorzufinden sein wird. Besonders geeignet sind hier sicherlich solche Gruppierungen, die mit ihren speziellen Ritualen im Alltag (der Forschenden) wenig präsent sind, um die Befremdung leichter herstellen zu können. So dürften etwa Angehörige einer Ordensgemeinschaft, Burschenschaften, Hundertschaften der Polizei oder auch Schausteller für viele Forschende Gruppierungen sein, deren Handlungspraxen innerhalb ihrer jeweiligen Gruppen den Forschenden fremd genug sind, um – insbesondere dann, wenn neue Gruppenmitglieder hinzukommen – das Erlernen von Handlungspraxen und die damit verbundenen komplexen Subjektivierungen zu analysieren.

5.2 Zur Reichweite des Ansatzes: Über Begrenzungen und Anschlussmöglichkeiten

In der Wissenschaft werden Ansätze und Modelle entwickelt, die mal stärker, mal weniger stark, die Empirie abbilden können. Eine adäquate Wirklichkeitsabbildung ist ihnen jedoch nicht möglich, da letztlich alle Ansätze und Modelle, bedingt durch die enorme Komplexität sozialer Realitäten, reduktionistisch vorgehen müssen. Auf die vorliegende Methodologie zur Analyse komplexer Subjektivierungen trifft dies in gleicher Weise zu. Deshalb wird an dieser Stelle zum einen explizit auf die Reichweite des Ansatzes eingegangen, um Ausschlüsse und Leerstellen zu reflektieren. Zum anderen werden Anschlussmöglichkeiten anderer Theorien und Modelle an die in dieser Arbeit entworfene Methodologie aufgezeigt, denn »[j]ede Lösung eines Problems schafft neue, ungelöste Probleme«, die »um so interessanter [sind, M.B.], je schwieriger das ursprüngliche Problem war und je kühner der Lösungsversuch« (Popper 2004: 186).

5.2.1 Über Begrenzungen

Zu Beginn dieser Arbeit habe ich aufgezeigt, wie sehr Subjektkonzeptionen in ihrer jeweiligen historischen Zeit verhaftet sind (vgl. Kap. 2). Während frühe Ansätze von einem substanziellen Sein des Subjekts ausgingen, gilt das Subjekt gegenwärtig als gemacht und der Fokus liegt auf den Werdens-Prozessen. Subjekte werden als dynamisch, als ihre Gestalt verändernd, imaginiert. Sie sind weder statisch noch mit einer inneren Substanz behaftet. Ein methodologischer Ansatz, der auf einer Sub-

jektkonzeption basiert, schließt damit an die Epoche an, aus der das verwendete Subjektkonzept stammt. Seine Reichweite ist folglich begrenzt und an eine spezifische historische Konstellation gebunden. Ändern sich im Zeitverlauf die Vorstellungen dessen, was als legitimes Wissen anerkannt wird und damit verbunden auch die Auffassungen dessen, was das Subjekt charakterisiert, so verliert auch der methodologische Ansatz an Gültigkeit. Ein Ansatz zur Analyse komplexer Subjektivierungen kann dementsprechend nur so weit reichen, wie das Subjektkonzept reicht, auf das er rekurriert.

Der vorliegende Vorschlag zur Analyse komplexer Subjektivierungen wurde aus der Theorie entwickelt. Auf Basis der Leerstellen und Herausforderungen, die bestehenden intersektionalen Ansätzen inhärent sind, habe ich – Butlers Subjektkonzept heranziehend – vorgeschlagen, den analytischen Fokus auf komplexe Subjektivierungen anstelle von sich überkreuzenden, durchdringenden oder verschränkenden Kategorien zu richten (vgl. Kap. 3). Die darauf gründenden Ableitungen sind folglich top-down bzw. deduktiv entstanden. Die forschungspraktische Anwendung der entwickelten Methodologie steht noch aus. Ihre Reichweite muss sich letztlich an ihrer Brauchbarkeit für die und Nützlichkeit in der empirischen Forschungspraxis beurteilen lassen. Die Notwendigkeit einer Bottom-Up bzw. induktiven Erweiterung oder Anpassung einzelner Elemente kann auf der Basis empirischer Erfahrungen mit meinem Ansatz angezeigt sein.

Zudem kann die vorliegende Methodologie der Verwendung von Kategorien, wie sie in intersektionalen Studien gängig sind, etwa Geschlecht, Ethnizität oder Alter, nicht gänzlich entgehen. Diese sind notwendig, um Subjektivierungen zu vollziehen. Es sollte allerdings deutlich geworden sein, dass die den Kategorien zugrunde liegenden Subjektivierungen anders komplex sind, als sie in intersektionalen Debatten bislang konzipiert werden. Kategorien werden folglich auch in der Analyse von Subjektivierungen verwendet. Allerdings kann die alleinstehende Verwendung einer solchen Kategorie, ohne sie diskursiv zu beschreiben und die immanenten Relationen und Machtverhältnisse zu berücksichtigen, eine Subjektivierung nicht in ihrer Komplexität erfassen, es bedarf der ›Figuren‹.

Bedingt durch das methodische Herangehen in Form ethnographischer Datengewinnung beschränkt sich die Reichweite des Ansatzes zudem auf die Gegenwart. Historische Untersuchungen komplexer Subjektivierungen lassen sich auf der Basis der hier beschriebenen Methodologie nicht durchführen, da die hierfür notwendigen Forschungsdaten in der Regel nicht existieren. Vorliegende ethnographische Daten aus bereits durchgeführten Studien können aufgrund ihrer jeweiligen Spezifik unter dem Fokus komplexer Subjektivierungen vermutlich kaum Erkenntnisse liefern, da bereits bei der Datengewinnung Subjektivierungen explizit berücksichtigt bzw. fokussiert werden müssten.

Neben den Begrenzungen, die sich aus den theoretischen Grundlagen und dem Herangehen an die Entwicklung des Ansatzes ergeben, existieren ebenso innerhalb

dessen Beschränkungen. Offen bleibt im Rahmen dieser Arbeit etwa, wie das Mehr an Verkörperungen in seiner Relevanz erkannt und sinnvoll analytisch berücksichtigt werden kann, wie also die über die bisherige Lebenszeit manifestierten Subjektivierungen in die Untersuchungssituationen hineinwirken (vgl. Kap. 3). Auch die Relevanzen komplexer Subjektivierungen, die durch die Forschenden in ein Untersuchungsfeld eingebracht werden und dort ihre Wirksamkeit entfalten, können mit der vorliegenden Methode nicht vollständig reflektiert werden.

Der Fokus des Ansatzes liegt zudem auf der Analyse komplexer Subjektivierungen in Relation zu anderen komplexen Subjektivierungen, die sich innerhalb eines Forschungsfeldes aufspannen. Eine empirische Untersuchung, durch welche komplexen Subjektivierungen Individuen über längere Zeiträume ihre Identitätsdarstellungen erzeugen, wäre sicherlich aufschlussreich, denn »Subjekte sind adressierbar, haben einen Namen und eine Biografie, sie besitzen eine körperlich-leibliche Materialität und entwickeln einen spezifischen Habitus.« (Alkemeyer/Bröckling 2018: 17) Eine solche Untersuchung kann mit dem vorliegenden Ansatz jedoch nicht ohne Weiteres erfolgen.

Butlers bisheriges Werk ist zudem bereits gegenwärtig relativ umfassend. Sicherlich ließe sich auf viele ihrer Denkbewegungen noch detaillierter eingehen, ließen sich diese noch erschöpfender debattieren und umfassendere Schlussfolgerungen daraus ableiten, als es im Rahmen dieser Arbeit möglich ist. Wie bereits angeführt, bleiben Butlers psychoanalytische Bezüge hier weitgehend unberücksichtigt. Das zugrunde gelegte Subjektverständnis verbleibt damit in gewisser Weise unterkomplex. Wie diesem Desiderat entgegengewirkt werden könnte, wird weiter unten umrissen.

Bilanzierend lässt sich mit Ricken feststellen, dass die Analyse von Subjektivierungen *eine* Beobachtungsperspektive sozialen Geschehens darstellt, aus der manche Aspekte sichtbar werden und andere nicht (vgl. Ricken 2013b: 36). Dabei gilt für diesen Ansatz in gewisser Weise Foucaults Ausspruch, »[m]an frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht ich solle der gleiche bleiben« (Foucault 2015: 30): Er bedarf einer fortwährenden Anpassung an sich wandelnde Subjektkonzepte und aus der empirischen Anwendung erwachsender Veränderungen und Erweiterungen.

5.2.2 Anschlüsse an andere Ansätze: Möglichkeiten der Weiterentwicklung

Ausgehend von zwei interdisziplinär diskutierten Themen – Intersektionalität bzw. komplexe Machtverhältnisse und den Ansätzen Judith Butlers – ist diese Arbeit innerhalb eines sozialwissenschaftlichen Kontextes mit einem Fokus entstanden, der insbesondere soziologische Ansätze und Denkweisen berücksichtigt. Damit wird der hier propagierte methodologische Zugang zu komplexen Subjektivierungen eingeschränkt und auf sozialwissenschaftliche Erkenntnisse reduziert. Zwar

ist eine solche Reduktion notwendig, um ein Thema (wissenschaftlich) bearbeiten zu können. Zur Analyse komplexer Subjektivierungen im Sinne von Machtverhältnissen, die kein rein soziologischer Gegenstand sind, könnte jedoch auch ein stärker multiperspektivischer, interdisziplinärer methodologischer Ansatz gewinnbringend sein. Die starke sozialwissenschaftliche Perspektive dieser Arbeit stellt daher in gewisser Weise ein Manko dar. Über die verwendeten Zugänge hinaus könnten sowohl weitere soziologische Theorien als auch sozialwissenschaftliche Methoden Anschlussmöglichkeiten an die hier erarbeitete Methodologie zur Analyse komplexer Subjektivierungen bieten. Im Folgenden werden zunächst Ansätze sozial- und bildungswissenschaftlicher bzw. soziologischer Theorien und Methoden skizziert, die sich als anschlussfähig erweisen könnten, bevor der Blick dann noch über diese hinausgehend auf Anschlussmöglichkeiten an andere Disziplinen gerichtet wird.

5.2.2.1 Anerkennende Adressierungen und komplexe Subjektivierungen

Zur Erweiterung des vorliegenden Ansatzes zu diskutieren wäre, inwieweit an das von Reh und Ricken (2012) entfaltete und von Rose und Ricken (2018) weiterentwickelte Konzept der anerkennenden Adressierung methodologisch angeschlossen werden kann. Aus der Bildungsforschung kommend, entwickeln die Autor*innen einen Ansatz zur empirischen Erforschung von Subjektkonstitution, der Subjektivierung als in Praktiken vollzogenen Anerkennungsprozess versteht (Reh/Ricken 2012: 35).⁴⁴ Die methodologische Operationalisierung erfolgt bei Reh und Ricken mithilfe des Modells der Anerkennung nach Honneth, mit dem sie die konkrete Vollziehung von Praktiken der Subjektformung untersuchen, indem sie vorschlagen, sie »als grundsätzliche Struktur in und von Interaktion zu interpretieren« und zu untersuchen (ebd.: 42).⁴⁵ Dabei gehen sie davon aus, dass Anerkennungen sich als Adressierungen äußern (vgl. Reh/Ricken 2012: 43). Neben Sprechakten sollen

44 Die von Ricken entwickelte Anerkennungstheorie basiert auf der Annahme, dass Identität »nicht mehr als Selbsttransparenz und souveräne Autonomie, sondern als dezentrierte, relational bedingte Form der Selbstheit konzipiert werden muss« (Reh/Ricken 2012: 41; vgl. auch Ricken 2013a). Reh und Ricken erachten Subjektivierungen als den Praktiken inhärent (vgl. ebd.: 39).

45 Reh und Ricken schlagen hierfür vor, die Rahmungen der verschiedenen Ordnungen unter dem Fokus der Deutung der Situation, der beanspruchten normativen Horizonte wie auch den unterstellten und sichtbar vertretenen Normen der Anerkennbarkeit in den Blick zu nehmen. Um das In-Verhältnis-Setzen zu untersuchen, fragen sie danach, als wer jemand angesprochen wird, als wer sich diese Person positioniert und in welches Verhältnis die Person dadurch zu sich, den anderen und der Welt insgesamt gesetzt ist. Zur Analyse der performativen Effekte der Adressierung fokussieren sie, zu wem jemand durch die Adressierung und die Reaktion des Gegenübers wird, welche Möglichkeiten entstanden sind sowie den normativen Horizont (vgl. Reh/Ricken 2012: 44f.).

dabei auch körperliche Adressierungen wie Blicke, Gesten, Berührungen, Bewegungen, analysiert werden (vgl. Reh/Ricken 2012: 43). Reh und Ricken legen damit einen Ansatz vor, dessen Fokus »eine Analyseperspektive auf Interaktionen« entwirft, »die der Figurativität und Rekursivität sozialer Interaktion gerecht zu werden vermag« (ebd.: 51). Der Ansatz der Anerkennung bewegt sich verhältnismäßig nah an den oben formulierten methodologischen Ableitungen. Allerdings bleibt bei Reh und Ricken ihr zugrunde gelegtes Subjektverständnis unbenannt. Sie beschreiben etliche Aspekte, die sich auch in Butlers Arbeiten finden, beziehen sich jedoch kaum auf diese, sodass unklar bleibt, inwieweit sie Butler in ihrem Ansatz mitdenken.⁴⁶ Sie weisen darauf hin, dass »mit der Erfassung von Adressierungen ein Subjektivierungsprozess noch längst nicht angemessen beschrieben ist; vielmehr erlaubt erst die Verkettung von Adressierung und Re-Adressierung Aufschlüsse über das darin sich vollziehende Subjektivationsgeschehen« (Reh/Ricken 2012: 44). Dieser Aspekt wird in dieser Arbeit in Form des relationalen Vorgehens bereits berücksichtigt.

Erweitert wird der Adressierungsansatz von Rose und Ricken. Subjektivation ist für die Autor*innen ein performatives, sinnstiftendes Anerkennungsgeschehen, das auf einer relationalen Subjektconstitution basiert und als rekursiver Formations- und Transformationsprozess verstanden werden kann (vgl. Rose/Ricken 2018: 164). Die Adressierungsanalyse fragt danach, »wie Individuen überhaupt zu bestimmten Subjekten werden«, indem sie sowohl interaktive Prozesse in Bezug auf die situative und praktische Subjektconstitution als auch die zugehörigen Kategorien und kulturellen Deutungsmuster in ihrer gesellschaftlichen und historischen Situiertheit untersucht (ebd.: 160). Die Konstitution von Subjekten erfolgt in Praktiken. Rose und Ricken schlagen deshalb vor, Adressierungspraktiken in Alltagskommunikationen und -interaktion zu untersuchen, indem vier Dimensionen analysiert werden.⁴⁷ Es gilt, dazu zu forschen, »wie jemand von wem und vor wem als wer angesprochen wird und wie er oder sie damit umgeht, darauf reagiert und readressiert; zugleich wird aber damit auch danach gefragt, wer man in diesen Adressierungen und Readressierungen wird bzw. zu wem man gemacht

46 In seinem 2014 erschienenen Aufsatz nimmt Ricken explizit Bezug auf Butlers Ansätze (vgl. Ricken 2014: 124ff.).

47 Es wird erstens untersucht, wie »jemand als Angesprochener ausgewählt wird [...] und mit welchen Signalen auf diese Auswahl reagiert wird«, was Rose und Ricken als Selektion und Reaktion bezeichnen (Rose/Ricken 2018: 168). Zweitens werden die in den Adressierungen etablierten situativen Ordnungen rekonstruiert, was sie als Definition und Normation bezeichnen (vgl. ebd.). Indem drittens die Positionen und Relationen, die »zwischen den Beteiligten aufgespannt, verhandelt und verschoben werden«, in den Blick genommen werden, lassen sich die »Formen der Verhältnissetzung zu sich, zu den anderen und zu der Welt [...] rekonstruieren« (Rose/Ricken 2018: 168). Viertens werden abschließend mit der Valuation die in den Adressierungen ex- und impliziten Wertzuschreibungen fokussiert (vgl. ebd.).

wird und sich selbst macht« (Rose/Ricken 2018: 160; vgl. auch Rose 2019: 73ff.). Auch hier lassen sich Parallelen zu den oben formulierten Ableitungen herstellen, die vertiefend diskutiert werden könnten.

Damit ist die anerkennende Adressierung sowohl methodisch als auch in den an die Empirie gerichteten Fragen anschlussfähig an den hier skizzierten, ethnographisch geprägten Zugang zu komplexen Subjektivierungen. Die Arbeiten von Reh und Ricken sowie von Rose und Ricken weisen in eine ähnliche Richtung wie die in dieser Arbeit beschriebenen Ableitungen. Die theoretischen Ausgangspunkte des Ansatzes von Reh und Ricken sind jedoch anders gelagert als in der vorliegenden Arbeit. Während Reh und Ricken die Praxistheorien und insbesondere Honneth als theoretische Ausgangspunkte nehmen, um ihr Konzept zu entfalten und Interaktionen in schulischen Situationen analysierbar zu machen, ist diese Arbeit bei komplexen Machtverhältnissen im intersektionalen Sinne und den butlerischen Arbeiten gestartet. Indem der vorliegende Ansatz beispielsweise auch nicht-menschliche Akteure einbezieht, ist er umfassender als das Konzept von Reh und Ricken bzw. Rose und Ricken. Dennoch könnte eine weiterführende Auseinandersetzung mit deren Ansatz, insbesondere mit dem Konzept der Adressierung im Hinblick auf die Anschlussfähigkeit an die oben entwickelten methodologischen Ansätze, ergiebig für die Erforschung komplexer Subjektivierungen sein.

5.2.2.2 Identitäten und komplexe Subjektivierungen: Das Konzept der Artikulation

Spies legt mit dem Konzept der Artikulation⁴⁸ einen Ansatz vor, der eine Verknüpfung von Diskurs- und Biographieforschung vollzieht. Sie begreift biographische Erzählungen dabei als Positionierungen im Diskurs (vgl. Spies 2019: 90). Das durch Hall geprägte Konzept der Artikulation ermöglicht es, den Zusammenhang zwischen Diskurs und Subjekt zu konzipieren (vgl. Spies 2009: o.A.). Zentral ist hierfür der Identitätsbegriff. Für Hall ist Identität die Nahtstelle zwischen Diskursen, Praktiken und Subjektivierungsprozessen. Dabei wird temporär eine Verbindung mit den Subjektpositionen eingegangen, die aus den diskursiven Praktiken hervorgehen (vgl. ebd.). Laclau und Mouffe folgend, hat das Subjekt keine einheitliche Identität, sie ist fragmentiert (vgl. Spies 2009: o.A.). Um eine Identität erlangen zu können, ist es auf eine Differenzstruktur angewiesen. Spies schlägt des-

48 Das Konzept der Artikulation bezeichnet eine Praxis von Verknüpfungen und ist bereits bei Marx angelegt. Es legt den Fokus auf Verhältnisse, auf Relationen und Dynamiken, »vor allem auf die kontingente soziale Produktion von Differenz, markiert etwa durch ›Rasse‹, Nation, geographische Herkunft oder Geschlecht« (Hark/Villa 2017: 32). Durch die Verknüpfung kann eine Einheit hergestellt werden. Dabei handelt es sich nicht um eine einfache Verbindung, »die nur das schon Gegebene ausdrückt, vielmehr [entsteht, M.B.] eine Verknüpfung, durch die die Identität der verknüpften Elemente verändert wird« (ebd.). Diese ist jedoch weder notwendig noch dauerhaft.

halb vor, Biographien als kulturelle Identitäten, als Artikulationen im Sinne Halls zu verstehen, die eine zeitweise Identifikation mit einer bestimmten Position erfordern und/oder ermöglichen. »Denn beim Sprechen müssen Positionierungen eingenommen werden, wobei von Diskursen abhängig ist, *welche* Positionierungen zur Verfügung stehen. [...] Es ließe sich dann nicht nur rekonstruieren, welche Positionierungen eingenommen werden, sondern auch, *auf welche Art und Weise* dies geschieht.« (Ebd., Herv. i.O.)

Der von Spies vorgelegte Vorschlag zur Verbindung von Diskurs- und Biographieforschung mithilfe des Konzepts der Artikulation weist in seinen theoretischen Bezügen und in seiner inhaltlichen Konzeption Überschneidungen mit Butlers Konzept von Identität auf. Auch Butler erachtet Identitäten als Effekte von Diskursen, die als Reaktionen auf Anfragen von außen performativ dargestellt werden und sich über die Zeit psychisch manifestieren (vgl. Butler 2003b: 144). Im vierten Kapitel habe ich argumentiert, dass bei der Analyse von Identitäten untersucht werden sollte, welche identitären Ein- und Ausschlüsse erfolgen, um die Normen der Intelligibilität herausarbeiten zu können, die in der Forschungssituation wirkmächtig sind. Der Ansatz von Spies stellt unter diesem Aspekt eine interessante Ergänzung zu Butlers Denkweise dar. Für die im Rahmen dieser Arbeit angezielte Methodologie zur Analyse komplexer Subjektivierungen sind die Überlegungen von Spies jedoch zu stark auf Fragen der Identität fokussiert. Bei der Erforschung der ›Figuren‹ in einem Forschungsfeld kommt der (empfundene) Identität der Individuen eine untergeordnete Rolle zu. Zwar manifestieren sich Identitäten über die Zeit in Psyche und Körpern, jedoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass sie stets gleich bleiben (vgl. Kap. 1). Sie sind situativen, performativen sowie zeitlichen Wandeln unterlegen. Noch gründlicher auf seine Anschlussfähigkeit hin zu prüfen wäre das Hallsche Konzept der Artikulation im Hinblick auf seine Relevanz für die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen. Die Biographieforschung als methodischer Zugang kann die in dieser Arbeit als wesentlich erachteten Relationen, die mithilfe der Handlungen und Praktiken erzeugt werden, die performativen Akte, nur am Rande erfassen. Sie stellt dennoch eine interessante Ergänzung dar, insbesondere zur Vertiefung der Relevanz von Identitätsartikulationen für komplexe Subjektivierungen und die ihnen zugrundeliegenden Selbstverständnisse und -verhältnisse (s.u.).

5.2.2.3 Subjektivierungsheuristik: Neue Erkenntnisse eruieren?

Mit den in der ersten Ableitung formulierten Aspekten der Anreden wie auch der Identitätsartikulationen befasst sich Bosančić, der eine Subjektivierungsheuristik vorgelegt hat. Basierend auf Foucaults und Butlers Arbeiten und mit Rückgriff auf wissenssoziologisch-diskursanalytische Konzeptionen der Subjektivierung entwirft Bosančić einen Ansatz, der »die diskursiv konstituierten

Modellsubjekte und Subjektpositionen« rekonstruiert und empirisch untersucht, »wie sich die Betreffenden mit diesen Identitäts- und Selbst-Erwartungen auseinandersetzen« (Bosančić 2016: 114).⁴⁹ Subjektivierung versteht er dabei als Selbst-Positionierungsprozess, der tentativ, prekär, dynamisch und unabgeschlossen verläuft (vgl. ebd.: 108), aber auch als Konstitution der eigenen Selbst- und Weltverhältnisse von Subjekten durch die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Selbstdeutungsvorgaben als sozial erzeugten Identitäten (vgl. Bosančić 2013: 191).⁵⁰ Für ihn folgt daraus, »sowohl die diskursiven Anrufungen, als auch die individuellen Aneignungsweisen und die vielfältigen und komplexen Zusammenhänge und Beziehungen zwischen den Ebenen der Subjektpositionen und der Selbst-Positionierung empirisch in den Blick« zu nehmen, »um die diskursive Situiertheit menschlicher Selbstverhältnisse adäquat zu erfassen« (Bosančić 2016: 115). Dafür werden diskursiv konstituierte dominante Subjektpositionen identifiziert und anschließend untersucht, wie »die identitären Positionierungen im Modus der Selbst-Erzählungen mit ihnen in Zusammenhang stehen können« (Bosančić 2013: 195). Unberücksichtigt bleiben bei Bosančić die von Butler beschriebenen Aspekte der Intelligibilität und Anerkennbarkeit, die durch die Subjektivierung erst möglich werden, obwohl Bosančić selbst darauf hinweist, dass Subjektpositionen diskursiv konstituiert und durch Fremd-Identifizierungen beeinflusst sind (vgl. Bosančić 2016: 115). Bosančićs Selbst-Positionierungsprozess lässt zudem außer Acht, dass Individuen gezwungen sind, Subjektivierungsgelegenheiten zu ergreifen, um sozial anerkannt, um intelligibel zu werden und damit ein »lebbares Leben« (Butler 2016: 48) führen zu können. Auch die von Butler thematisierten performativen Aspekte bleiben unberücksichtigt. Dennoch könnte es aufschlussreich sein, Bosančićs Verknüpfung der Ebenen der Subjektpositionen und der Selbstpositionierungen im Hinblick auf analytische Möglichkeiten zu diskutieren, die über die mithilfe der Situations-Maps erfassbaren Aspekte hinausgehen.

49 Werden hingegen beispielsweise Expert*innen in Bezug auf ihre Berufsrolle befragt, so stellt dies für Bosančić keine Subjektivierungsanalyse dar (vgl. Bosančić 2016: 113). In methodologischer Hinsicht kann nicht von Subjektivierung gesprochen werden, »wenn die empirische Untersuchung lediglich individuumszentrierte Interview- oder Beobachtungsdaten zur Grundlage hat und davon ausgehend Subjektivierungsprozesse diagnostiziert würden, denn ohne die Kenntnis der zugrunde liegenden Subjektpositionen können die individuellen Aneignungsweisen und die dabei statthabenden Transformationsprozesse nur unzureichend plausibilisiert werden« (ebd.: 111).

50 In seiner 2014 erschienenen Arbeit definiert er Subjektivierung mit Keller als »den doppelten Prozess der *diskursiven Erzeugung von Subjektpositionen* und den *tatsächlichen Subjektivierungsweisen*« (Bosančić 2014: 93, Herv. i.O.).

5.2.2.4 Komplexe Subjektivierungen mithilfe der Biographieforschung untersuchen

Butler weist im Kontext der Subjektivierung darauf hin, dass Undurchsichtigkeit gegenüber sich selbst zur Selbstformierung gehört und die Geschichte des ›Ich‹ stets eine Geschichte seiner Beziehungen ist (vgl. Butler 2007: 30, 56f.). Für die empirische Forschung bedeutet dies, dass Selbstauskünfte im Sinne der retrospektiven Erzählung der eigenen Lebensgeschichte (unter einem bestimmten Aspekt), wie sie etwa die Biographieforschung⁵¹ einholt, nur einen kleinen Teil dessen aufzeigen können, was das ›Ich‹ ausmacht. Um komplexe Subjektivierungen und die in diese eingelassenen Machtverhältnisse zu untersuchen, ist das in den Mittelpunkt stellen Einzelner daher weniger zielführend. Wird Butlers Hinweis der Undurchsichtigkeit gegenüber sich selbst ernst genommen, kann die Biographieforschung, wie auch Interviewtechniken allgemein, lediglich ergänzend zu anderen Erhebungsmethoden herangezogen werden, solange der analytische Fokus auf die Komplexität der Subjektivierungen und die damit verbundenen Machtverhältnisse innerhalb eines Forschungsfeldes gerichtet ist. Werden Subjektivierungen als soziale Orte verstanden, die von Individuen bewohnt werden können, als »bewohnbare Zonen«, wie Villa schreibt (Villa 2010: 259), so lassen sich Daten, die in biographischen Interviews gewonnen wurden, nicht einfach zur Analyse von Subjektivierungen verwenden, da sie die Dynamiken des untersuchten Feldes nicht wiedergeben können. Relationen, wie sie etwa mithilfe ethnographischer Zugänge erschließbar werden, können mittels biographischer Ansätze nicht in der gleichen Weise aufgezeigt werden. Wird jedoch der analytische Fokus auf komplexe Subjektivierungen über die Lebensspanne gerichtet, bzw. einen Teil dieser, werden also geronnene Subjektivierungen untersucht, die sich über die Zeit in den Körpern und – mit dem Fokus auf Biographien – in den Köpfen manifestiert haben, bietet die Biographieforschung durchaus Anschlussmöglichkeiten an die Analyse komplexer Subjektivierungen. Sie kann dann aufzeigen, welche »bewohnbaren Zonen« (ebd.) sich dem interviewten Gegenüber im Verlauf des Lebens erschlossen haben und in der Interviewsituation als erzählrelevant erachtet werden. Dafür kann beispielweise der von Tuider entwickelte Ansatz herangezogen werden, der sich

51 »Die Biografieforschung eröffnet den Sozialwissenschaften einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit, bei dem die Individualität des Akteurs berücksichtigt bleibt und diese Individualität sozial verursacht und strukturiert gedacht wird.« (Lamnek 2010: 594) Zugleich findet die gegenseitige Konstitution, die Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft Berücksichtigung (vgl. Rosenthal 2014: 511). Biographie wird dabei als soziales Konstrukt verstanden, welches soziale Wirklichkeit als Erfahrungs- und Erlebnisraum der Individuen konstituiert, und im dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Erlebnissen gesellschaftliche Muster zum Arrangieren anbietet und darin auf kollektive Regeln, Diskurse und Rahmenbedingungen verweist (vgl. Rosenthal 1995: 12; Rosenthal 2014: 511; vgl. auch Schütze 1976; Schütze 1983).

mit Subjektivierungen im Kontext der Verbindung von Diskursanalyse und Biographieforschung auseinandersetzt und diese systematisch verknüpft (vgl. Tuider 2007: o.A.). Tuider zeigt auf, dass Diskurse und biographische Erzählungen miteinander korrespondieren, indem sich Diskurse in biographischen Schilderungen ablagern und von diesen durchdrungen sind (vgl. ebd.). Das bedeutet, dass biographische Erzählungen vor dem Hintergrund wirkmächtiger Diskurse erfolgen. Mit der Verschränkung von Diskurs- und Biographieforschung lässt sich klären, »wie die diskursiv hergestellten Subjektpositionen nicht nur diskursiv gefüllt, sondern auch gefühlt und gelebt werden. D.h.: Die biographischen Erzählungen zeigen die individuellen Sinnproduktionen und -repräsentationen im Kontext diskursiver Regime auf.« (Ebd.) Darauf weist auch Spies hin (vgl. Spies 2019: 92f.). Tuider plädiert in der Folge dafür, Diskurse als Artikulationen zu denken, die sich in biographischen Erzählungen repräsentieren, indem sie subjektkonstituierende Effekte hervorbringen.⁵² Aufgefasst als performative Identitätsartikulationen, von denen ich im Kontext der Ableitungen spreche, lassen sich Biographien dann heranziehen, um komplexe Subjektivierungen zu beforschen.

5.2.2.5 Subjektivierende Habitus: Aspekte aus Bourdieus Theorie der Praxis berücksichtigen

Sicherlich wäre es ebenfalls sinnvoll und fruchtbar, Bourdieus Arbeiten – etwa seinen Habitus-Ansatz, mit dem er eine Vorstellung vom sozialen Handeln zu entwickeln versucht, die der Logik der Praxis gerecht wird, sowie seine Ansätze zu den verschiedenen Kapitalarten ökonomisches, soziales, kulturelles und symbolisches Kapital – im Hinblick auf die Relevanz für komplexe Subjektivierungen und ihre Analyse zu diskutieren.⁵³ Bourdieu interessiert sich auf der Basis seines theoretischen Konstrukts für Subjektivierungsformen und -praktiken (vgl. bspw. Bourdieu 1987; Bourdieu 1997; Bourdieu 2005). Er hat jedoch kein ausdrückliches Subjekt-konzept vorgelegt, wenn auch sich sein Habitus-Ansatz durchaus als solches auffassen lässt. Er beschreibt Habitus als »Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken« (Bourdieu 2009: 165, Herv. i.O.). Habitus sind also »als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen [zu verstehen, M.B.], die

52 »Geben die Biographien Aufschluss über die diskursiven Effekte, d.h. darüber, wie sich Subjektivierungsweisen verkörpern, so stellen Diskurse eher die Matrix erzählter Biographien dar.« (Tuider 2007: o.A.)

53 Reckwitz schlägt vor, Bourdieu und Butler »gewissermaßen wie zwei Seiten der gleichen Medaille« zu lesen, sodass es das Ziel wäre, »eine Praxistheorie, die systematisch Reproduktion und kulturellen Wandel zu erfassen vermag«, zu entwickeln (Reckwitz 2004: 48; vgl. auch Reckwitz 2011). Dies stellt sicherlich ein interessantes Projekt dar. Vor dem Hintergrund meines Fokus auf die Analyse komplexer Subjektivierungen ist dieser Vorschlag jedoch zu spezifisch auf die Weiterentwicklung der Praxistheorien ausgerichtet.

objektiv ›geregelt‹ und ›regelmäßig‹ sein können, ohne im Geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein« (ebd.). Bourdieus Fokus liegt damit auf den wiederkehrenden Wiederholungen von Praktiken, wie er sie etwa in seiner Studie zur kabyllischen Gesellschaft aufzeigt (vgl. Bourdieu 2000).

Mit der stärkeren Ausrichtung ihres Fokus auf Veränderungen, scheint in Butlers Performativitätsansatz eine Ergänzung ihres Denkens – insbesondere ihres Entwurfs zu Identität (vgl. Kap. 4) – durch Bourdieus Perspektive möglich: So weist Bourdieu darauf hin, dass sich die Habitus in Abhängigkeit von neuen Erfahrungen unaufhörlich ändern. »Die Dispositionen sind einer Art ständiger Revision unterworfen, die aber niemals radikal ist, da sie sich auf der Grundlage von Voraussetzungen vollzieht, die im früheren Zustand verankert sind.« (Bourdieu 2001: 207) Es wäre folglich zu diskutieren, inwieweit hier Anschlussmöglichkeiten an Butler bestehen und welchen Mehrwert der vorliegende Ansatz zur Untersuchung komplexer Subjektivierungen dadurch gewinnen könnten. Auch Bourdieus Vorstellung der Inkorporierung von Handlungen durch stetige Wiederholung bietet Anschlussmöglichkeiten an Butlers Körperkonzept und an ihre Identitätsvorstellung, die beide in der Analyse komplexer Subjektivierungen relevant sind. Für Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt konstatiert Villa, dass Bourdieu und Butler einige zentrale Argumente zur Wirkungsweise dieser teilen, etwa die »sprachliche bzw. diskursive Verfasstheit, ihre ›unbemerkte‹ Wirkmächtigkeit qua Naturalisierung und ihre Verortung in Herrschaftsformen, die eng mit der sozialen Logik personaler Anerkennungsmodi verwoben sind« (Villa 2011: 52). Auch hier bieten sich Anschlussmöglichkeiten, um eine Analyse komplexer Subjektivierungen sinnvoll zu ergänzen und ihnen zugrunde liegende Macht- und Herrschaftsverhältnisse noch umfassender herausarbeiten zu können.

5.2.2.6 Psychoanalytische Zugänge: Übertragungen und Gegenübertragungen in Subjektivierungen

Um den vorliegenden Ansatz interdisziplinär zu ergänzen und zu erweitern, ließen sich psychoanalytische Zugänge hinzuziehen. In Kapitel 2.2 habe ich darauf hingewiesen, dass in Butlers bisherigem Werk auch psychoanalytische Aspekte berücksichtigt sind, die im Rahmen dieser Arbeit nur bedingt einbezogen wurden. Butlers psychoanalytischer Fokus liegt auf Denkweisen und Begrifflichkeiten wie der Melancholie und Trauer als zentrale Deutungsmuster politischer und kultureller Machtgefüge und Vermittlungsmomente gesellschaftlicher Normen und Subjektivität (vgl. Redecker 2011: 87). Sie beschäftigt sich dabei mit den Mechanismen, die sie für den Prozess der Subjektivierung als relevant begreift. So erachtet sie die (verdeckte) Melancholie als charakteristisch für die Subjektivierung.⁵⁴ Butler kon-

54 Sie schreibt beispielsweise im Kontext der Anrufungen etwas ironisch: »Wer braucht Althusser oder die Polizei, wo die rasende Rede des melancholischen Selbst schon die Macht zur

zipiert die Melancholie mit Freud als eine Reaktion auf einen Verlust, der verleugnet wird und so im Selbst erhalten bleibt und dabei zugleich auch etwas erzeugt (vgl. Butler 2001: 126). In Bezug auf die Performativität denkt sie diese als Identifikation, die sich durch Imitation vollzieht (vgl. Redecker 2011: 91). Um eine soziale Existenz führen zu können, ist dies notwendig. Durch die melancholische Verwerfung entsteht ein intelligibles Subjekt. Indem erst durch diese Verwerfungen die Möglichkeit besteht, eine soziale Existenz zu erlangen, entsteht zugleich »eine von Melancholie betroffene Gesellschaftlichkeit, ein Zusammenleben, in dem ein Verlust nicht betrauert werden kann, weil er als Verlust nicht anerkannt werden kann, weil das, was verloren wurde, niemals eine Existenzberechtigung hatte« (Butler 2001: 28f.).⁵⁵ Psychoanalytische Zugänge sind damit für Butlers Denken prinzipiell relevant.

Im Hinblick auf die empirische Analyse komplexer Subjektivierungen und die in diesen enthaltenen Machtverhältnisse ließen sich insbesondere die implizit erfolgenden Abgrenzungen, die mit den Subjektivierungen vollzogen werden, unter dem Aspekt der durch Verleugnung entstandenen Melancholie über- und weiterdenken. Abgrenzungen – sowohl solche die in den performativen Anreden an ein Gegenüber gerichtet werden als auch solche, die in den Identitätsartikulationen geäußert werden – ließen sich dann als Subjektivierungsangebote bzw. -darstellungen deuten, die (auch) Auskunft über die eigenen, nicht betrauerbaren Verwerfungen geben, die wiederum nicht losgelöst von gesellschaftlichen Normen und Diskursen betrachtet werden können.

Hieran ließe sich mit dem Modell der Übertragung und Gegenübertragung anschließen, auch unter Berücksichtigung der Debatten der sog. intersubjektiven Wende (vgl. Ermann 2016; Altmeyer/Thomä 2016). Devreux hat das Modell bereits Ende der 1960er Jahre als relevanten Fokus für die Ethnopsychanalyse herangezogen und später in die Ethnographie adaptiert (vgl. Devereux 2018). Der Ansatz der Übertragung und insbesondere der Gegenübertragung wurde weiter oben zur Reflexion der eigenen Wirkung im Forschungsfeld wie auch des analytischen

Selbstausslöschung besitzt?» und nimmt damit Bezug auf Freuds Über-Ich-Funktion, die dieser als »die Verinnerlichung und Verwandlung des verlorenen Anderen in eine Stimme des Vorwurfs [denkt, M.B.], eine Stimme, die genau das ausspricht, was das Ich gegenüber dem Anderen ausgesprochen hätte, wäre dieser noch da, um die Vorwürfe des Verlassenen anzuhören« (Butler 2010: 161).

- 55 Butler formuliert diesen Gedanken als Frage. Sie nutzt die fragende Form als stilistisches Mittel, tätigt jedoch eine Aussage, die in diesem Zitat als solche stehen soll. In Bezug auf das soziale Dasein schreibt sie: »Angerufen durch einen verletzenden Namen erhalte ich ein soziales Dasein, und weil ich eine gewisse unumgängliche Verhaftung mit meinem Dasein habe, weil sich ein gewisser Narzißmus jeder existenzverleihenden Bedingungen bemächtigt, begrüße ich schließlich die mich verletzenden Bedingungen, denn sie konstituieren mich sozial.« (Butler 2001: 99)

Vorgehens bei der Auswertung der ethnographisch gewonnenen Daten empfehlen, um die Dynamiken der komplexen Subjektivierungen besser zu verstehen und Verzerrungen entgegenzuwirken. Wird davon ausgegangen, dass Übertragungen, verstanden als ein Wiederhall früherer (verdrängter) Erfahrungen und Beziehungen, und Gegenübertragung, als die im Gegenüber dadurch ausgelöste Reaktion, beständig in Interaktionen erfolgen (die auch an ein imaginiertes Gegenüber gerichtet sein können), so kann angenommen werden, dass diese auch in Subjektivierungsprozessen wirkmächtig sind. Übertragungen und Gegenübertragungen werden dann etwa in den performativen Anreden oder den Identitätsartikulationen vollzogen. Dies erschwert die Analyse von Subjektivierungen, da mithilfe von ethnographischen oder diskursanalytischen Zugängen diese in psychoanalytischen Ansätzen zentralen Phänomene nicht erfassbar sind. Eine dezidierte Auseinandersetzung mit den Effekten von Übertragung und Gegenübertragung im Kontext komplexer Subjektivierungen und damit verbundener Machtverhältnisse wäre dafür erforderlich. Dies würde die Komplexität des hier skizzierten Analysemodells zwar erhöhen, würde zugleich aber auch die Chance bieten, jene Prozesse, die intra-individuell erfolgen und inter-individuell wirken, genauer zu erfassen als es durch den hier beschriebenen Zugang zu komplexen Subjektivierungen bereits möglich wird.

Komplexen Subjektivierungen auf die Spur kommen: Ein Resümee

»Gehe nicht, wohin der Weg führen mag,
sondern dort hin, wo kein Weg ist, und hin-
terlasse eine Spur.«
(Jean Paul)

Jede ernsthafte Auseinandersetzung mit einem soziologischen Gegenstand ist eine Spurensuche, denn »[d]ie Ausgangsposition des Sozialwissenschaftlers und des Psychologen ist praktisch immer durch das Fehlen des Vertrautseins mit dem, was tatsächlich in dem für die Studie ausgesuchten Bereich des Lebens geschieht, gekennzeichnet« (Blumer 1973: 118). Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Frage danach, wie sich komplexe Machtverhältnisse empirisch untersuchen lassen. Dabei wurde bereits zu Beginn deutlich, dass sich Macht nicht einfach als Macht an sich untersuchen lässt. Zur Beantwortung der Ausgangsfrage war es notwendig, den Spuren zu folgen, die Macht hinterlässt, wenn sie indirekt, über etwas anderes in Erscheinung tritt, sich mit etwas verbindet und dabei zu einem festen, dem direkten Verständnis häufig verborgenen Bestandteil dessen wird, unter dem sie dann wie verschüttet oder zugewachsen zu sein scheint.

Um diese Spuren frei zu legen und ihnen folgen zu können, um aufzeigen zu können, wie es gelingen kann, komplexe Machtverhältnisse zu beforschen und hierfür systematisch einen methodologischen Ansatz zu entwickeln, wurde die interdisziplinär geführte und in der Soziologie breit erörterte Debatte um Intersektionalität als Ausgangspunkt gewählt. In der Auseinandersetzung mit Intersektionalität ist deutlich geworden, dass es sich bei den Debatten um eine vielschichtige Diskussion handelt, die noch keineswegs abgeschlossen ist. Die im *ersten Kapitel* beschriebenen Konzeptionen, die aus verschiedenen Theorietraditionen und gesellschaftlichen Hintergründen stammen sowie interkontinental entwickelt wurden, haben sich in der Auseinandersetzung um Machtverhältnisse, die in sozialen Kategorien artikuliert werden, beständig verändert. Ihre Spur, die sich in den frühen Debatten um die Situation von Schwarzen Frauen im US-Kontext bzw. im deutschsprachigen Kontext um Frauen mit Behinderung sowie Frauen mit Migrationsgeschichte, zunächst als schmaler Trampelpfad zeigte, ist zu einem breiten

Weg geworden, der innerhalb der Wissenschaft in den Mainstream der Frauen- und Geschlechterforschung führt und auf politischer Ebene zur Verankerung des intersektionalen Gedankens in der UN-Menschenrechtsresolution mündete (vgl. Yuval-Davis 2009: 51).

Durch die vielfältigen Perspektiven und Optionen, die der intersektionale Gedanke bietet und die sich etwa in den Diskussionen um die relevanten Kategorien, die gesellschaftstheoretische Verortung wie auch die Verwendung passgenauer Modelle oder Metaphern zeigen, wird einerseits sein Potenzial deutlich. Er bietet vielfältige Anschlussmöglichkeiten und kann Sichtweisen unterschiedlicher Disziplinen integrieren (vgl. Bührmann 2009: 37). Andererseits lässt er sich auch als vage, als unterbestimmt und als Chiffre für vielfältige Formen von Machtwirkungen kritisieren (vgl. Kerner 2009: 45). Infolgedessen ist in den Debatten gegenwärtig offen, ob Intersektionalität als Theorie, als Konzept, als Interpretationsstrategie oder als Paradigma gelten soll (vgl. Walgenbach 2011: 114f.). Der Begriff ist letztlich mit Vieldeutigkeit überladen. Eine grundlagentheoretische wie auch anwendungs- und gestaltungsorientierte konzeptionelle Ausarbeitung von Intersektionalität bzw. komplexen Machtverhältnissen steht noch aus (vgl. Riegraf 2010: 41). Umstritten ist nach wie vor, nach welchen Kriterien Kategorien für eine Analyse ausgewählt werden sollen und was genau damit dann thematisiert wird (vgl. Kerner 2011).

Als bedeutendes Verdienst der Debatten um Intersektionalität ist die anhaltende Erweiterung des theoretischen wie auch analytischen Fokus auf das Zusammenwirken von Kategorien zu nennen. Es konnte gezeigt werden, dass es nicht genügt, einzelne Kategorien in den Blick zu nehmen, um Machtverhältnisse aufzuzeigen, die sich etwa als soziale Ungerechtigkeiten oder als Diskriminierungen äußern, um ihnen in der Folge entgegenwirken zu können. Die Diskussion um Intersektionalität hat folglich die Komplexität von Machtverhältnissen in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Allerdings hat die in dieser Arbeit vorgenommene Rahmung intersektionaler Ansätze auch gezeigt, dass nach wie vor viele offene Fragen existieren und theoretische und methodologische Desiderate bestehen: Die Debatten um Intersektionalität wurden insbesondere als theoriebildende Diskussionen geführt. In der empirischen Anwendung zeigen sich Herausforderungen, die bislang in der theoretischen Rückbindung zu wenig berücksichtigt wurden. So ist nach wie vor unklar, was genau aus dem empirischen Forschungsmaterial herausgearbeitet werden soll. Aus den bisherigen Erörterungen zu Intersektionalität lässt sich nicht ableiten, wie komplexe Machtverhältnisse in der Empirie konkret untersucht werden können – bisher existieren keine (sozialwissenschaftlichen) Kategorien, die den intersektionalen Gedanken so klar beschreiben können, dass sie analytisch anhand empirischer Daten erschlossen werden könnten, um die Dynamiken, die Verwobenheiten, die komplexen Machtverhältnisse, auf die Intersektionalität rekurriert, herausarbeiten zu können. Werden Kategorien jedoch einzeln

analysiert, steht dies dem intersektionalen Gedanke entgegen. Die Dynamiken dieser werden dann verkannt und Machtsysteme bleiben in der Analyse verborgen, sodass letztlich (tendenziell) altbekannte Probleme reproduziert werden. Außerdem unterliegt die empirische Forschung dem Spannungsfeld der Kontingenz der Kategorien sowie der Gefahr der Essentialisierung, die diesen inhärent ist. Diese Herausforderung, die sich sowohl in theoretischer als auch empirischer Ver- bzw. Anwendung von Kategorien stellt, wurde für die Analyse komplexer Machtverhältnisse produktiv aufgegriffen. Deutlich geworden ist hierbei, dass es (augenblicklich) einer produktiven Wegbewegung von Kategorien als Ausgangspunkt der empirischen Analyse bedarf. Die zunächst so vielversprechend erscheinende Spur intersektionaler Ansätze führt damit zwar in die richtige Richtung, denn sie führt zu komplexen Machtverhältnissen. In der dezidierten Auseinandersetzung mit dem in den intersektionalen Debatten fokussierten Gegenstand zeichnet sich dieser jedoch in gewisser Weise als falsche Fährte ab. Ich habe deshalb dafür plädiert, für die Beantwortung der Frage danach, wie sich komplexe Machtverhältnisse empirisch untersuchen lassen, den Fokus nicht weiter auf die ›klassische‹ Intersektionalität zu richten.

Eine vielversprechende(-re) Spur, um komplexe Machtverhältnisse empirisch erforschen zu können, stellt die Auseinandersetzung mit Subjektivierungen im butlerschen Sinne dar. Um Machtverhältnisse in ihrer Komplexität erfassen und beschreiben zu können, habe ich vorgeschlagen, in der Empirie Subjektivierungen zu beforschen. Der Fokus wurde damit auf die Grundlage von Kategorien gerichtet, auf das, was diese erst ermöglicht: die Subjektivierungen. Um das butlersche Subjektivierungskonzept soziologisch verorten zu können und seine Relevanz für die (empirische) Erforschung von Machtverhältnissen zu verdeutlichen, erfolgte zunächst eine geschichtliche Einordnung und In-Verhältnis-Setzung von Butlers Ansatz zu anderen Subjektkonzepten.

In dieser historisch angelegten Betrachtung des Subjekts im *zweiten Kapitel* wurde deutlich, dass die Vorstellungen davon, was das Subjekt charakterisiert, epochenspezifisch sind. Denkweisen (über das Subjekt) gehen Hand in Hand mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, sodass das Subjekt fortwährend einen Wandel seiner Gestalt vollzieht. Während es in der Frühen Moderne als autonom, sich selbst gegenüber transparent und als seine Grundlage in sich findend imaginiert wurde, rückte der Fokus in der Moderne stärker auf das Subjekt als Träger kultureller Formen. Gegenwärtig wird es als in einem sozialen Gefüge verhaftet gedacht und es wird debattiert, inwieweit das Subjekt dann überhaupt autonom sein kann.

Mit dem sodann erfolgten Rückgriff auf den Subjekt-Ansatz von Judith Butler basiert die vorliegende Arbeit auf einem Subjektkonzept, das Subjektivierung als einen fortwährenden dynamischen Prozess begreift. Indem Butler lange tradierte Grundannahmen der Philosophie überdenkt und sich von der Idee des autono-

men Subjekts distanziert, kann sie mithilfe des dekonstruktivistischen Vorgehens die Konstitutionsprozesse von Subjekten unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Verhältnisse aufzeigen. Das Subjekt, auf dessen Grundlage Butler ihre Ansätze entwickelt, ist für sie der Effekt diskursiver Bedeutungszuschreibungen und Normen der symbolischen Ordnung. Indem Individuen »sprachliche Kategorien, Platzhalter, in Formierung begriffene Strukturen« (Butler 2001: 15) besetzen, werden sie intelligibel und erlangen Handlungsfähigkeit. Bedingt durch die normative und diskursive Macht, die den subjektivierenden Kategorien, Platzhaltern, in Formierung begriffenen Strukturen, den zu besetzenden Orten oder Stellen inhärent ist, geht die Subjektbildung mit einer Unterwerfung unter die Macht einher, die Butler mit Foucault denkt. Macht ist die Möglichkeitsbedingung um eine soziale Existenz zu erlangen (vgl. Butler 2011: 12f.) und für Butler untrennbar mit Wissen verbunden, das sich etwa in Normen und Diskursen zeigt. Sie ist Begriffen anhaftend und muss kontinuierlich wiederholt werden, wodurch sie fortgeschrieben wie auch ihr widerstanden werden kann. Damit kommt Sprache in Butlers Subjektivierungsansatz eine zentrale Funktion zu. Erst mittels Sprache, die stets kontextspezifisch in ihren präzisen Bedeutungen ist und deren Bedeutung nur in Relation zu anderen Bedeutungen erschlossen werden kann, kann das Individuum überhaupt zum Subjekt werden. Sie ermöglicht ihm eine soziale Existenz, erfordert zugleich aber auch seine Unterordnung unter die implizierte Macht, die ermächtigend sein kann oder Verletzungen erzeugt. Sprache schafft in Form von Anreden die Anerkennung von Möglichkeiten und die Anerkennung der Existenz oder verwirft bzw. verwehrt diese (vgl. Butler 2006: 70). Das Streben nach sozialer Anerkennung, nach Existenz, führt dann zur Unterwerfung unter und dem Agieren mit und in sozialen Kategorien, Normen und Diskursen und der diesen inhärenten Macht, ermöglicht zugleich aber auch Handlungsfähigkeit. Die Konstitution des Subjekts kann dabei immer nur innerhalb gegebener Rahmen und Diskurse in Relation zu anderen erfolgen, wodurch sie kontextabhängig ist und sich keine grundsätzlichen Aussagen darüber treffen lassen, was jemand ist – es ist ein beständiges Zum-Subjekt-Werden.

Aufgegriffen wurde in dieser Arbeit ebenfalls, dass das Subjekt für Butler auch ein Modell für Intelligibilität ist (vgl. Butler 2011: 12f.). Bedingt durch den performativen Charakter der machtdurchzogenen Subjektivierungen kann Butler eine essentialistische Konzeption von Subjektivierungen vermeiden. Es ist ein permanenter Prozess der niemals abgeschlossen ist, sodass die Wirkungen von Sprache, von Diskursen auf den Körper und die Materialisierungen, die dadurch entstehen, niemals ganz vollendet sind (vgl. Butler 1997: 21). Eine reine Bezugnahme auf den Körper, die nicht zugleich eine Formierung dieses Körpers wäre, ist für Butler unmöglich, wodurch sie sich gegen Ansätze wendet, die den Körper als der Sprache vorgängig erachten. Dieses Argument wendet sie auch auf das Geschlecht an und erachtet es als aktives performatives Tun, als permanentes Werden (vgl. Butler 2003a: 49). Körper sind erst dann lebensfähig, wenn sie kulturell intelligibel, sozial

verständlich werden. Dabei hat sich auch gezeigt, dass Körper für ihr Überleben zugleich auf ihre Umwelt, auf Maschinen und die Gesellschaft angewiesen sind.

Für die Gegenwart bietet Butlers Subjektivierungsansatz eine geeignete Rahmung zur Beschreibung und Analyse komplexer gesellschaftlicher Phänomene. Bei ihr zeichnet sich eine vielversprechende Spur ab, um komplexe Machtverhältnisse zu untersuchen, indem diese als in Subjektivierungen in Erscheinung tretend empirisch analysiert werden. Die Spurensuche scheint sich also von Intersektionalität weg zu bewegen, sie gabelt sich quasi unerwartet und führt mit den Diskussionen um Intersektionalität einerseits und den Debatten um Subjektivierungen andererseits in verschiedene Richtungen.

Gleichwohl können Spuren an anderer Stelle wieder zusammenstoßen, um dann gemeinsam in die gleiche Richtung zu steuern. Im *dritten Kapitel* ist deutlich geworden, dass (intersektionale) Kategorien als Teil des butlerschen Subjektivierungskonzepts gedacht werden müssen. Ich habe dadurch eine Perspektivänderung auf komplexe Machtverhältnisse vollzogen: Mit Butler lässt sich das Subjekt als Individuum in Struktur denken. Ihr Subjektkonzept impliziert einerseits gesellschaftliche Strukturen, wie sie in der Soziologie häufig unter den Begriffen ›Meso- und ›Makroebene‹ gefasst werden, wenn sie Subjekte als sprachliche Kategorien oder auch als Platzhalter und in Formierung befindliche Strukturen beschreibt (vgl. Butler 2001: 15). Andererseits wurde deutlich, dass Butlers Subjektbegriff ebenfalls Individuen einschließt, die den Ort oder die Stelle des Subjekts besetzen (vgl. ebd.). Eine Analyse von Subjektivierungen nimmt dann stets Individuum und Struktur gemeinsam in den Blick, denn Individuen werden erst dann erkennbar, wenn sie die subjektivierenden Orte besetzen, denen gesellschaftliche Strukturen inhärent sind. Sie sind fest miteinander verbunden. Strukturen werden mithilfe von Subjektivierungen (re-)produziert und verändert und Individuen lassen sich erst als Subjekte empirisch erforschen, sie sind zuvor nicht erkennbar. Analytische Trennungen von Individuen und Strukturen, wie sie auch in intersektionalen Ansätzen immer wieder erfolgen, lassen sich vor dem Hintergrund von Butlers Arbeiten nicht weiter aufrechterhalten. Für die Analyse komplexer Machtverhältnisse ergibt sich daraus eine veränderte Perspektive: Subjekte müssen als Ganzes untersucht werden.

Dies wurde ebenfalls in der Auseinandersetzung mit der Verortung von Intersektionalität im butlerschen Subjektkonzept deutlich. Kategorien in ihren Verschränkungen, Überkreuzungen, Durchdringungen, in denen Intersektionalität agiert, sind ein Teil der butlerschen Subjektivierungen. Durch sie werden die Subjektivierungen geäußert. Kategorien werden relevant, wenn sich Subjektivierungen vollziehen. Erst durch den Vollzug der Subjektivierungen wird es möglich, intersektionale Ansätze zu konzipieren – sie fokussieren *einen* Aspekt von Subjektivierungen. Ich habe deshalb argumentiert, dass (intersektionale)

Kategorien die subjektivierenden Orte sind, die von Individuen besetzt werden, um intelligibel – und damit überhaupt beforschbar – zu werden.

So wie Kategorien nur in Abgrenzung und Relation zu weiteren Kategorien beschrieben werden können, sind Subjektivierungen und die dadurch entstehenden Subjekte durch ein permanentes kontextspezifisches Werden gekennzeichnet – beide können folglich kontextspezifische Variationen aufweisen. Es ist deutlich geworden, dass es nicht möglich ist, eine grundsätzliche Bestimmung dessen vorzunehmen, was eine Kategorie wie auch eine Subjektivierung ist, was sie definiert. Die Kontextspezifik muss beständig mitberücksichtigt werden. Individuen besetzen dann temporär gesellschaftlich erzeugte Positionen, die mithilfe von Kategorien geäußert werden und in denen Normen, Diskurse, Machtverhältnisse wirken, um subjektiviert zu werden und intelligibel zu sein. Die Relevanz dieser kann folglich ausschließlich kontextspezifisch in ihrer Prozesshaftigkeit herausgearbeitet werden. Grundsätzliche Aussagen sind nicht möglich. Ich habe deshalb die Prozesshaftigkeit als methodologisches Merkmal der Analyse komplexer Subjektivierungen bezeichnet, die darüber hinaus relational erschlossen werden müssen.

Um dem Verfügtsein der Subjektivierungen gerecht zu werden, die in den intersektionalen Debatten von den einzelnen Kategorien ausgehend beschrieben werden, habe ich mit Butler dafür plädiert, Kategorien nicht mehr isoliert zu betrachten. Eine analytische Trennung in einzelne Kategorien würde bedeuten, dass zeitgleich verschiedene Subjektivierungen erfolgen müssten, Individuen mehrere subjektivierende Orte besetzen und eine Pluralität von Identifizierungen aufweisen müssten, wenn mehrere Kategorien wirkmächtig sind. Da dies weder Butlers Subjektkonzept entspricht, noch sozialen Realitäten gerecht würde, wurde Butlers Beispiel aufgegriffen, durch das sie ihren Subjektivierungsansatz konkretisiert. Anhand der ›guten Mutter‹ bzw. des ›tüchtigen Arbeiters‹ (vgl. Butler 2003a: 213) habe ich aufgezeigt, dass sich mit Butler Subjektivierungen als *Konglomerat von Kategorien und Diskursen* auffassen lassen, die auch als eine Art ›Figur‹ imaginiert werden können. Dies ermöglicht, Subjektivierungen als Ganzes, in ihren konkreten, spezifischen empirischen Erscheinungen, zu fokussieren. Sie werden in alltäglichen Situationen und Interaktionen mit dem ihnen impliziten Sinn sichtbar. Die subjektivierenden Orte oder Positionen, von denen Butler spricht und die von Individuen immer wieder neu besetzt werden müssen, die diskursiv geprägten Subjektivierungen des Alltags, werden dann analytisch in den Blick genommen.

An diese Argumentation anschließend habe ich die Perspektivänderung auch sprachlich vollzogen: Der Fokus liegt nicht länger auf komplexen Machtverhältnissen, die es empirisch zu erschließen gilt, sondern auf *komplexen Subjektivierungen, denen Machtverhältnisse inhärent sind* und deren Bedeutung in Relation zu anderen komplexen Subjektivierungen erschlossen werden muss. Dies ermöglicht, den Herausforderungen, vor denen Intersektionalität steht, aus einer veränderten

Perspektive und mit anderen Herangehensweisen zu begegnen, Machtverhältnisse präziser und differenzierter analysieren zu können und auf diese Weise neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Zur methodologischen Umsetzung dessen habe ich im *vierten Kapitel* Butlers bisherige Werke unter dem Fokus direkter und indirekter methodologischer und/oder methodischer Folgerungen für die Analyse von komplexen Subjektivierungen und den in ihnen enthaltenen Machtverhältnissen betrachtet. Entlang der für die Subjektivierung wesentlichen Themen wurden ihre theoriegeleiteten Konzepte im Hinblick auf die Anwendung in der empirischen Forschungspraxis diskutiert. Dabei fanden sich nur wenige konkrete Hinweise für die Empirie. Es wurde deutlich, dass Subjekte nicht direkt als Subjekte untersucht werden können. Erst durch die beständigen performativen Wiederholungen, die zur Subjektivierung unerlässlich sind und die sich über die machtdurchzogenen Normen, Diskurse und ihnen immanenten Kategorien ausdrücken, werden Subjektivierungen sicht- und erfassbar und alsdann auch über diese empirisch untersuchbar. Macht zeigt sich in Normen, Diskursen, Kategorien, in sozialen Praktiken und sprachlichen Handlungen sowie im Wissen der Subjekte und wird über die beständige Wiederholung reproduziert. Eine Analyse der Macht bzw. der Form die diese annimmt, ist Butler zufolge durch die Untersuchung der sprachlich reproduzierten oder performativ wiederholten Normen und Diskurse möglich (vgl. Butler 2007: 164). Die empirische Untersuchung von Diskursen, die die konkreten Subjektivierungen in ihrer Zeitlichkeit übersteigen, ist allerdings kein leichtes Unterfangen. Butler charakterisiert sie als in ihrer Wiederholung kaum erkennbar, sodass sie in ihrer Wirkung erfasst werden müssen, mithilfe derer Orientierung in der Welt möglich wird (vgl. Butler 2006: 55).

Zwar formuliert Butler auch im Hinblick auf Normen lediglich vage methodologisch relevante Hinweise. Wie deutlich geworden ist, beschreibt sie Normen jedoch – anders als Diskurse – als in sozialen Praktiken und Handlungen erkennbar. In ihrer beständigen (sprachlichen) Anwendung bzw. ihrer Verkörperung bilden sie die Basis der Intelligibilität, sind jedoch schwer einzeln auszumachen, da sie als (implizites) Konglomerat auftreten. Butler schlägt deshalb vor, sie in ihren Effekten zu betrachten, die sich etwa über Handlungsrituale zeigen können (vgl. Butler 2001: 112). Es wird dann möglich aufzuzeigen, was in einem Forschungskontext als sozial (il-)legitim gilt, welche Möglichkeiten und Grenzen ein Setting bietet und was anerkenbar ist bzw. davon ausgeschlossen bleibt. Wie beschrieben kommt der Sprache dabei eine zentrale Funktion zu. Über Sprache werden machtdurchgezogene Normen, Diskurse, Kategorien performativ zitiert, sie ermöglicht und begrenzt das Denken, ermöglicht Subjektivierungen, organisiert soziale Wirklichkeit und symbolische Ordnungen. Sprache wird in Form von Anreden geäußert, die Konventionen zitieren und dadurch Subjektivierungen eröffnen, andere verschließen und so Handlungsfähigkeit herstellen oder vorenthalten (vgl. Butler 2006: 15). Auch

Identitätskategorien, die zumeist als Bekenntnis auf eine Anfrage von außen verwendet werden (können), über die Zeit als Selbstidentitäten angeeignet werden und nur in Abgrenzung zu dem, was sie ausschließen definiert werden können, sind sprachlich bestimmt. Ohne Sprache sind keine Bezugnahmen möglich, sodass Sprache immer auch das Benannte zugleich erzeugt – wie Butler dies etwa in Bezug auf Körper ausführt.

Sprache wirkt über den Moment hinaus und lässt sich empirisch erfassen, bedarf dabei allerdings einer Reflexion in Bezug auf die mit ihr transportierten (kontextspezifischen) Bedeutungen, denn in ihrer Wirkung sind Anreden schwer rekonstruierbar. Empirisch besser beobachten lassen sich performative Wiederholungen, in denen die machtdurchzogenen Normen, Diskurse und Kategorien sprachlich-physisch aufgeführt werden, sodass Subjekte intelligibel werden. Dabei sind Veränderungen möglich, die gesellschaftlichen Wandel erzeugen (können), indem unbewusste oder bewusste Verschiebungen in den performativen Zitaten erfolgen. Durch die Manifestierung der Wiederholungen im Körper, die über die Zeit durch die fortlaufenden performativen Darstellungen erzeugt wird, mittels derer zugleich Relationen zu anderen performativen Darstellungen hergestellt werden, werden sie sichtbar.

Für Butler sind die performativen Praktiken stets geschlechtlich konnotiert, da das Geschlecht die diskursive Basis der Subjektivierung darstellt. Soziale Anerkennung als Subjekt wird möglich, die jedoch nicht direkt untersucht werden kann, sondern aus sprachlichen Äußerungen, Handlungspraktiken und körperlichen Materialisierungen rekonstruiert werden muss. Dabei sind auch nichtmenschliche Dimensionen konstitutiv für die Subjektivierung, wie Butler aufzeigt (vgl. Butler 2016: 173). Sie lassen sich empirisch in ihren Verbindungen, Unterschieden und Kontinuitäten, Relationen und Beziehungen zu menschlichen Körpern untersuchen – Aspekte die bei Butler grundsätzlich für die Subjektivierung zentral sind.

Subjekte können nicht ohne Differenzierung entstehen, wie deutlich geworden ist. Bei Butler finden sich jedoch keine konkreten Hinweise, wie analytisch vorgegangen werden kann, um diese zu erforschen. Ihr Œuvre bietet eine gute Grundlage um zu erläutern, wie sich Subjektivierungen und damit die Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse immer wieder vollziehen, aber auch (kleine) Veränderungen entstehen. Ihr Hinweis auf ihr eigenes dekonstruktivistisches Vorgehen ermöglicht zwar die kritische Hinterfragung von Begrifflichkeiten und eine veränderte Wiederverwendung dieser, für eine sozialwissenschaftlich-orientierte empirische Untersuchung, die Subjektivierungen und die ihnen inhärenten Machtverhältnisse in den Blick nehmen will, bedarf es allerdings eines anderen Zugangs. Damit reißt die Spur, wie Machtverhältnisse empirisch untersucht werden können, an dieser Stelle in gewisser Weise wieder ab. Jedoch endet der Weg zur Methodologie hier nicht. Vielmehr galt es, Butler in die Forschungspraxis zu überführen und ihre theoretischen Ansätze für diese methodologisch begründet nutzbringend

zu machen. Im Rahmen dieser Arbeit wurden deshalb ihre Denkbewegungen in eine sozialwissenschaftliche Methodologie übersetzt und unter Berücksichtigung ergänzender (soziologischer) Arbeiten an den ›klassischen‹ sozialwissenschaftlichen Methodenkanon angeschlossen. Dadurch ist eine neue, aufschlussreiche Perspektive auf die lange geführten Debatten um komplexe Machtverhältnisse und die damit verbundenen theoretischen und insbesondere methodologischen Herausforderungen entstanden.

Um komplexe Subjektivierungen empirisch untersuchen zu können, wurden im *fünften Kapitel* fünf Ableitungen aus den zuvor bei Butler diskutierten Ansätzen formuliert, die das methodologische und methodische Vorgehen beschreiben. Dafür wurden die im vierten Kapitel bereits skizzierten forschungspraktischen (sozialwissenschaftlichen) Folgerungen berücksichtigt. Vier der fünf formulierten Ableitungen fokussieren die empirisch relevanten inhaltlichen Aspekte zur Analyse der Machtverhältnisse, die in Form komplexer Subjektivierungen sichtbar werden. Mithilfe des als fünfte Ableitung formulierten Vorgehens wird es möglich, die im Rahmen der Untersuchung gewonnenen Daten und Zwischenerkenntnisse systematisch aufeinander zu beziehen. Die Analyse ist durch ein iterativ-zyklisches Vorgehen gekennzeichnet. Dabei wurde deutlich, dass Subjektbeschreibungen Komplexitätsbeschreibungen sind (vgl. Saar 2013: 25). Die entwickelte Subjektivierungsmethodologie ist für ein weites Anwendungsspektrum konzipiert. Sie kann dort in der empirischen Forschung verwendet werden, wo Menschen aufeinandertreffen, denn überall dort erfolgen Subjektivierungen, die sich analytisch erschließen lassen.

Mit der ersten Ableitung wurde die Relevanz der Analyse der beständig erfolgenden *performativen Anreden und Identitätsartikulationen* für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen als zentraler Aspekt dargelegt. Sie werden durch den Einsatz ethnographischer Methoden beforscht und mithilfe von Situations- und Positions-Maps visualisiert. Es gilt, sie innerhalb des Kontextes zu erschließen, in dem sie erfolgen, um ihre kontextspezifischen Bedeutungen wie auch ihre Relationalität zu berücksichtigen und die damit verbundene jeweilige spezifische Wirkung zu erfassen. Deutlich wurde in der ersten Ableitung ferner, dass einerseits explizit artikulierte Anreden und Identitätsartikulationen – und die jeweiligen Reaktionen des Gegenübers darauf – erfasst werden müssen. Andererseits sollten zugleich aber auch die unartikulierten Anreden und Identitätsartikulationen sowie nicht benannte Orte aufgezeigt werden, die ebenfalls subjektivierend wirken. Beantwortet werden kann mithilfe der Untersuchung der performativen Anreden und Identitätsartikulationen, welche Anreden von wem an wen gerichtet und welche Orte dadurch besetzt werden.

Relevant für die Untersuchung komplexer Subjektivierungen ist desgleichen die Beforschung *subjektivierungsrelevanter Normen und Diskurse*, die in den performativen Anreden und Identitätsartikulationen über die Sprache reproduziert wer-

den. Das Vorgehen zur empirischen Analyse dieser wurde in der zweiten Ableitung formuliert. Indem die performativen Anreden und Identitätsartikulationen mittels eines diskursanalytischen Herangehens einerseits und der ergänzenden Visualisierung durch Mapping andererseits in Bezug auf die in ihnen enthaltenen Normen und Diskurse untersucht werden, lassen sich die Grenzen der Intelligibilität und die damit verbundenen Rahmungen machtdurchzogener komplexer Subjektivierungen in ihren Positionierungen zueinander relational herausarbeiten. Hierbei besteht die Möglichkeit, neben den rekonstruierenden Erkenntnissen in den Subjektivierungen auch Neues zu entdecken, das in diesen wirkmächtig ist, indem eigene Irritationen und Befremdungen reflektiert werden, die während der Forschung auftreten.

In der dritten Ableitung wurde die Relevanz *performativer Körper* für die empirische Untersuchung komplexer Subjektivierungen deutlich. Dadurch, dass eine sprach- und diskurslose Bezugnahme auf den Körper nicht möglich ist, sind Körper stets diskursiv geformt. In Körpern materialisieren sich über die Zeit die performativen Wiederholungen von Normen und Diskursen. Sie führen Anreden und Identitätsartikulationen performativ aus, richten diese an andere Körper. Allerdings lassen sich aus den körperlich vollzogenen Performanzen alleine keine sicheren Rückschlüsse auf Normen, Diskurse und Subjektivierungen ziehen. Durch die vorangegangenen Materialisierungen schwingt in ihnen immer mehr mit als in einer beforschten Situation für die jeweilige Subjektivierung relevant wäre. Sie sind ungenau. Körper werden in ihrer Performativität deshalb als die Analyse ergänzend berücksichtigt, die – wie die Anreden und Identitätsartikulationen auch – durch ethnographische Methoden und den situationsanalytischen Ansatz auf ihre subjektivierungsrelevanten Aspekte hin erforscht werden können. Deutlich geworden ist dabei ebenfalls, dass es auch hier eines relationalen Vorgehens bedarf, um aufzeigen zu können, welche Bezugnahmen erfolgen, welche Bedeutungen diesen zugrunde liegen und welche Ein- und Ausschlüsse darüber vollzogen werden. Dabei müssen die eigenen Deutungsmuster kritisch reflektiert sowie der eigene Fokus und das empirisch erhobene Material auf alternative Deutungsmöglichkeiten hin untersucht werden.

Für die Analyse komplexer Subjektivierungen relevant sind außerdem *nicht-menschliche Elemente*. Sie stellen ein den Körper stützendes Beziehungsgeflecht dar. Körper sind von diesen abhängig. Wie aufgezeigt wurde, sind nichtmenschliche Elemente für (die Analyse von) Subjektivierungen bedeutsam, um diese verstehen zu können. Durch die Verwendung ethnographischer Methoden wird herausgearbeitet, welche nichtmenschlichen Elemente welchen subjektivierungsrelevanten Beitrag in der Forschungssituation leisten, wie sie unterstützend oder negierend in Subjektivierungen wirken und dadurch Intelligibilität ermöglichen oder diese verhindern. Die Verwendung von Situations- und Positions-Maps ermöglicht dabei die relationale Visualisierung der für die unterschiedlichen Subjektivierungen

relevanten nichtmenschlichen Elemente in ihrer ermöglichenden oder auch verhindernden Weise.

Die fünfte Ableitung erläutert den *Mapping-Ansatz*, der für die Analyse zentral ist. Ausgehend von den alltäglichen Praktiken werden die komplexen Subjektivierungen durch die performativen Anreden und Identitätsartikulationen, Normen und Diskurse, Körper in ihrer Performativität sowie die nichtmenschlichen Elemente induktiv rekonstruiert und mittels Situations- und Positions-Maps visualisiert. Dadurch wird es möglich, Forschungssituationen in einer dem Forschungsgegenstand gerechter werdenden Komplexität abbilden zu können, wodurch sich die verschiedenen subjektivierungsrelevanten Aspekte in ihren Verbindungen und in ihren Verwiesenheiten aufeinander aufzeigen lassen. Spezifische Bedeutungen und der soziale Sinn können dann analytisch erschlossen werden. Offenheit gegenüber der kritischen Reflexion des eigenen (Vor-)Wissens, der eigenen Deutungsmuster und der Berücksichtigung von Relevanzsetzungen, die aus dem Forschungsfeld stammen, sind dabei zentral. Darüber hinaus bedarf es der kritischen Hinterfragung der in der Forschung und Auswertung genutzten eigenen Auffassungen, Konzepte und Rahmungen. Diese erfolgen etwa in eigenen, während der Forschung notwendigerweise vollzogenen, performativen Anreden oder Identitätsartikulationen und sollten im Hinblick auf die dadurch ermöglichten oder verhinderten Optionen und Wirkungen auf Seiten des Forschungsfeldes reflektiert werden. Hilfreich kann hierfür das Aufgreifen des Modells der Übertragung und Gegenübertragung sein, das nicht nur in der Psychoanalyse, sondern auch in der Ethnographie genutzt wird. Die auf diese Weise gewonnenen Erkenntnisse ermöglichen die Darstellung der Subjektivierungen in ihrer Komplexität sowie ihren Bezügen und Begrenzungen. Sie ermöglichen, die verschiedenen subjektivierungsrelevanten Aspekte stärker vernetzt darzustellen.

Damit liegen noch keine vollständigen Forschungsergebnisse zu komplexen Subjektivierungen und den ihnen inhärenten Machtverhältnissen im analysierten Feld vor. Aus der erschlossenen Grundlage werden *komplexe Beschreibungen von Subjektivierungen* als eine Art »dichte Beschreibung« angefertigt, wie Geertz (1983) vorgeschlagen hat. Dies hat den Vorteil, die realen Komplexitäten der Subjektivierungen abbilden zu können, ohne dabei allzu reduktionistisch vorzugehen. Es ermöglicht ein vertieftes Verständnis komplexer Subjektivierungen und vor allem der ihnen anhaftenden Machtverhältnisse, auf dessen Grundlage dann politische Debatten und/oder Maßnahmen zur Veränderung dieser angeregt werden können.

Die Spurensuche endet an dieser Stelle vorerst. Es hat sich gezeigt, dass diese Arbeit keine gänzliche Wegbewegung von Kategorien vollzieht, sie zeigt vielmehr einen veränderten Weg auf, wie empirisch sinnvoll und ertragreich mit der alltäglichen Relevanz und Wirkung von Kategorien umgegangen werden kann, wenn der analytische Fokus auf der Wirkung komplexer Machtverhältnisse liegt. Die Frage, wie komplexe Machtverhältnisse empirisch untersucht werden können, führt

somit zu den Grundlagen intersektionaler Ansätze und Denkweisen, zu Subjektivierungen als komplexen gesellschaftlichen Prozessen, mittels derer Machtverhältnisse beständig (re-)produziert werden. Der vorliegende Ansatz für die empirische Untersuchung kann sich dieser Vielschichtigkeit annähern, ihr begegnen und sie beforschen. Die Idee, Machtverhältnisse als komplexe Subjektivierungen zu begreifen und als diskursive Konglomerate, als ›Figuren‹, empirisch zu untersuchen, ermöglicht das fokusoffene Herangehen an die Forschung. Der ›Schritt zurück‹, den ich im Rahmen dieser Arbeit vollzogen habe, indem ich Butlers Arbeiten auf Intersektionalität angewendet und daraus methodologische Konsequenzen erarbeitet habe, gestattet es, sich mit diesem Thema aus einer neuen Perspektive zu beschäftigen. Es wird möglich, das Herangehen vieler empirischer Studien, die sich mit Macht- und/oder Ungleichheitsverhältnissen beschäftigen und ihren Fokus entweder auf Benachteiligungen und Diskriminierungen richten, oder aber Privilegien in den Blick nehmen, zu umgehen. Die Analyse komplexer Subjektivierungen ermöglicht, beides in dem Maße einzubeziehen, wie es in der Empirie vorgefunden wird und analytisch relevant ist. Zudem wird es möglich, weitere Faktoren zu erforschen, die bei der Subjektivierung und damit verbunden auch bei der (Re-)Produktion von Kategorien relevant sind. Zur Beforschung von Machtverhältnissen können Kategorien und Strukturen zwar auch isoliert diskutiert und untersucht werden, wie dies bislang zumeist der Fall ist, die Rekonstruktion ihres gesamten Wirkens, ihrer gesamten Dynamik, ist damit jedoch nicht durchführbar, wie deutlich geworden ist. Diese Arbeit wirkt diesem bestehenden Desiderat entgegen und leistet damit einen Beitrag dazu, Subjektivierungen in der nötigen Komplexität, die sich sowohl in theoretischen Konzeptionen als auch der Empirie ergibt, zu analysieren. Wird eine große Anzahl von Forschungen mit der hier beschriebenen Methode durchgeführt, können die Vielfalt, die Unbestimmtheit und möglicherweise auch die Mechanismen, die dazu führen, wie und warum die subjektivierenden Kategorien so und nicht anders gefüllt und performativ dargestellt werden, sichtbar(-er) gemacht werden. Damit wäre schon viel gewonnen: Der Fokus würde dann auf die Mechanismen, die greifen und die Logiken, die wirken, und nicht mehr auf die Kategorien und ihre Wechselwirkungen gerichtet.

Der vorliegende Ansatz stellt damit einen neuen Zugang zu einem alten Thema dar, er vollzieht durch die Verknüpfung intersektionaler Denkweisen mit Butlers Subjektivierungsansatz eine Perspektiverweiterung, die in der empirischen Umsetzung eine ganzheitlichere Analyse von Machtverhältnissen ermöglicht, indem diese als komplexe Subjektivierungen erschlossen werden. Wie deutlich geworden sein dürfte, handelt es sich dabei um ein vielschichtiges methodologisches und methodisches Vorgehen. Es gibt keine einfache Lösung, um Machtverhältnisse empirisch zu untersuchen. »Mit Komplexität muss man immer rechnen.« (Kerner 2009: 389)

Dank

Eine Spur zu finden und ihr zu folgen ist nicht immer ein leichtes Unterfangen. Es braucht Ortskenntnisse, Zuversicht, Kondition, Kontinuität, festes Schuhwerk und mitunter auch archäologische Kompetenzen. Viele Menschen haben dazu beigetragen, dass ich diese Spurensuche durchführen, erfolgreich beenden und dabei eine eigene neue Spur hinterlassen konnte. Mein Dank gilt zuerst meinem Erstbetreuer Wolf-Dietrich Bukow, der diese Arbeit durch wertvolle Anregungen und kritische Nachfragen unterstützt und begleitet hat, und mir immer wieder das Gefühl vermittelt hat, dass es sich um eine lohnenswerte Suche handelt, die ich zu Ende bringen sollte. Weiterhin danke ich Julia Reuter, die die Zweitbetreuung übernommen hat, und damit als Spurenleserin meiner frischen Fährte einen wichtigen Anteil am Erscheinen dieser Arbeit hatte, sowie Lisa Rosen und Claudia Nikodem für ihr Engagement im Promotionsverfahren. Dazu beigetragen, dass ich diese Arbeit erfolgreich abschließen konnte, haben außerdem Lisa Ordemann, Wiebke Hortsch, Karoline Spelsberg-Papazoglou, Judith Steinbeck, Bernd Barenberg, Petra Ganß und Christian Kappe, die mich durch kritische Lektüre der Arbeit, das Einnehmen einer Außenperspektive, inspirierende Gespräche sowie Ermutigungen verschiedenster Art darin unterstützt haben, dass ich mich trotz mancher Irrwege nicht von meiner Suche habe abbringen lassen. Ganz besonders danke ich Angela Knode für ihre Geduld und ihre emotionale Unterstützung, insbesondere in den Krisen, die das Schreiben einer Dissertation mit sich bringt, aber auch für die Lektüre verschiedenster Kapitel in unterschiedlichsten Versionen und das intensive Lektorat dieser Arbeit. Ohne sie wären Teile der Spur womöglich versandet.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1973): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Adusei-Poku, Nana (2012): Intersektionalität: »E.T. nach Hause telefonieren?«, in: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte Nr. 16-17, www.bpb.de/apuz/130420/intersektionalitaet-e-t-nach-hause-telefonieren?p=all vom 19.10.2016.
- AG Postkoloniale Migration(en) und Antirassismus im Studienwerk der Heinrich-Böll-Stiftung (2014): RCG. Magazin zu Intersektionalität, https://heimatunde.boell.de/sites/default/files/rcg_magazin_komplett2014_10_11_1.pdf vom 19.10.2016.
- Alkemeyer, Thomas (2013): »Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umrisse einer praxeologischen Analytik«, in: ders.; Budde, Gunilla; Freist, Dagmar (Hg.): Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld (transcript), S. 33-68. DOI: 10.14361/transcript.9783839419922.33
- Alkemeyer, Thomas; Bröckling, Ulrich (2018): »Jenseits des Individuums. Zur Subjektivierung kollektiver Subjekte. Ein Forschungsprogramm«, in: dies.; Peter, Tobias (Hg.): Jenseits der Person. Zur Subjektivierung von Kollektiven. Bielefeld (transcript), S. 17-31. DOI: 10.14361/9783839438428-002
- Alkemeyer, Thomas; Budde, Gunilla; Freist, Dagmar (Hg.) (2013): Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/transcript.9783839419922
- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg (VSA).
- Altmeyer, Martin; Thomä, Helmut (Hg.) (2016): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Amann, Klaus; Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Anthias, Floya; Yuval-Davis, Nira (1983): »Contextualising feminism: Ethnic, gender and class divisions«, in: feminist review, Jg. 15, Nr. 1, S. 62-75. DOI: 10.1057/fr.1983.33

- Athanasiou, Athena; Butler, Judith (2014): Die Macht der Enteigneten. Das Performative im Politischen. Zürich/Bern (diaphanes).
- Aulenbacher, Brigitte (2010): »Intersektionalität – Die Wiederentdeckung komplexer sozialer Ungleichheiten und neue Wege in der Geschlechterforschung«, in: dies.; Meuser, Michael; Riegraf, Birgit (Hg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden (Springer VS), S. 211-224. DOI: 10.1007/978-3-531-92045-0_12
- Austin, John L. (2002): Zur Theorie der Sprechakte (How to do Things with Words). 2. Aufl. Stuttgart (Reclam).
- Barthes, Roland (1964): Mythen des Alltags. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bath, Corinna; Meißner, Hanna; Trinkaus, Stephan; Völker, Susanne (2013): Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen. Münster (LIT).
- Baudrillard, Jean (2001): Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a.M. (Campus).
- Bauman, Zygmunt (2016): Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bauman, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg (Hamburger Edition).
- Beale, Frances (1979): »Double Jeopardy. To Be Black and Female«, in: Cade, Toni (Hg.): The Black Woman. An Anthology. New York (New American Library), S. 90-100.
- Beaufays, Sandra (2009): »Verstehen«, in: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.): Bourdieu Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart (J.B. Metzler), S. 240-244.
- Beauvoir, Simone de (2002): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2004): Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Becker, Birgit (2017): »Deutungen. Wer oder was prägt die Interpretation?«, in: Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion; Sülzle, Almut (Hg.): Ethnographie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden (Springer VS), S. 199-206.
- Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.) (2010): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erweiterte und durchgesehene Aufl. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-92041-2
- Becker-Schmidt, Regina (2010): »Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen- und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben«, in: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erweiterte u. durchgesehene Aufl. Wiesbaden (VS), S. 65-74. DOI: 10.1007/978-3-531-92041-2_8

- Becker-Schmidt, Regina (2007): »Class«, »gender«, »ethnicity«, »race«. Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli; Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a.M. (campus), S. 56-83.
- Becker-Schmidt, Regina (1987): »Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften«, in: Unterkirchen, Lilo; Wagner, Ina (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien (ÖGB), S. 10-25.
- Beckmann, Sabine (2011): »Intersektionale Perspektiven auf Care in Frankreich – methodologische Überlegungen zu migrantischer Sorgearbeit in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung«, in: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 3, Nr. 3 (Budrich), S. 24-38.
- Beckmann, Sabine; Ehnis, Patrick (2011): »Intersektionale Perspektiven auf die geschlechtliche Arbeitsteilung – Schweden und Frankreich im Vergleich«, in: Smykalla, Sandra; Vinz, Dagmar (Hg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 200-215.
- Beer, Raphael (2016): Erkenntnis und Gesellschaft. Zur Rekonstruktion des Subjekts in emanzipatorischer Absicht. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-10447-4_3
- Behrens, Melanie (2019): »Zur Reproduktion von Kategorisierungen in der Migrationsforschung«, in: Klomann, Verena; Frieters-Reermann, Norbert; Genenger-Stricker, Marianne; Sylla, Nadine (Hg.): Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklogiken und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen. Wiesbaden (Springer VS), S. 63-73. DOI: 10.1007/978-3-658-20692-5_5
- Bender, Désirée (2010): »Die machtvollen Subjektconstitution in biographischen Interviews: methodische Reflexionen und eine kritische Auseinandersetzung mit theoretischen Voraussetzungen der Methodologie des narrativbiographischen Interviews nach Fritz«, in: ZQF, Jg. 11, Nr. 2, S. 293-318.
- Berger, Maxi (2013): »Autonome Subjekte und der Vorrang des Objekts. Überlegungen zu einer Implikation von Praxistheorien«, in: Alkemeyer, Thomas; Budde, Gunilla; Freist, Dagmar (Hg.) (2013): Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld (transcript), S. 313-328. DOI: 10.14361/transcript.9783839419922.313
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (2010): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 23. Aufl. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen (Stauffenburg).

- Bitzan, Maria; Kaschuba, Gerrit; Stauber, Barbara (2018): »Wir behandeln alle gleich«. Herausfordernde Wechselwirkungen zwischen Konstruktion und Deonstruktion. Überlegungen zu Fallstricken in Gleichstellungspolitik und Praxisforschung«, in: Bauer, Gero; Ammicht-Quinn, Regina; Hotz-Davies, Ingrid (Hg.): Die Naturalisierung des Geschlechts. Zur Beharrlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit. Bielefeld (transcript), S. 201-220. DOI: 10.14361/9783839441107-012
- Blumer, Helmut (1973): »Der methodische Standort des symbolischen Interaktionismus«, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek (rororo), S. 80-146. DOI: 10.1007/978-3-663-14511-0_4
- Böhle, Fritz; Porschen, Stephanie (2011): »Körperwissen und leibliche Erkenntnis«, in: Keller, Reiner; Meuser, Michael (Hg.): Körperwissen. Wiesbaden (Springer VS), S. 53-68. DOI: 10.1007/978-3-531-92719-0_3
- Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina (2017): »Sinn und Subjektivität. Traditionen und Perspektiven des Methodeninstruments Ethnopschoanalytische Deutungswerkstatt/Supervisionsgruppe für Feldforscher*innen«, in: dies.; Hamm, Marion; Sülzle, Almut (Hg.): Ethnographie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden (Springer VS), S. 27-58. DOI: 10.1007/978-3-658-15838-5_1
- Bosančić, Saša (2019): »Die Forschungsperspektive der Interpretativen Subjektivierungsanalyse«, in: Geimer, Alexander; Amling, Steffen; Bosančić, Saša (Hg.): Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse. Wiesbaden (Springer VS), S. 43-64. DOI: 10.1007/978-3-658-22313-7_3
- Bosančić, Saša (2016): »Zur Untersuchung von Subjektivierungsweisen aus wissenssoziologisch-diskursanalytischer Perspektive. Methodologische Überlegungen«, in: ders.; Keller, Reiner (Hg.): Perspektiven Wissenssoziologischer Diskursforschung. Wiesbaden (Springer VS), S. 95-119. DOI: 10.1007/978-3-658-13610-9_6
- Bosančić, Saša (2014): Arbeiter ohne Eigenschaft. Über die Subjektivierungsweisen angelernter Arbeiter. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-06411-2_7
- Bosančić, Saša (2013): »Subjektivierungsweisen als diskursive und kommunikative Identitätskonstruktionen«, in: Keller, Reiner; Knoblauch, Hubert; Reichertz, Jo (Hg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden (Springer VS), S. 185-206. DOI: 10.1007/978-3-531-19797-5_8
- Bosch, Aida (2012): »Sinnlichkeit, Materialität, Symbolik. Die Beziehung zwischen Mensch und Objekt und ihre soziologische Relevanz«, in: Moebius, Stephan;

- Prinz, Sophia (Hg.): Das Design der Gesellschaft. Zur Kulturosoziologie des Designs. Bielefeld (transcript), S. 49-70. DOI: 10.14361/transcript.9783839414835.49
- Bosch, Aida (2010): Konsum und Exklusion. Eine Kulturosoziologie der Dinge. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839413265
- Botzem, Sebastian (2014): »Strategisches Erzählen – Strategisches Befragen: Macht und Reflexivität in Expert*inneninterviews mit Finanzeliten«, in: von Unger, Hella; Narimani, Petra; M'Bayo, Rosaline (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden (Springer VS), S. 59-76. DOI: 10.1007/978-3-658-04289-9_4
- Bourdieu, Pierre (2009): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. 2. Aufl. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (2000): Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Konstanz (UVK).
- Bourdieu, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1997): Das Elend der Welt. Konstanz (UVK).
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und »Klassen«. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude (1973): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc J.D. (2006): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Bozay, Kemal (2012): »Probleme und Ursachen der Re-Ethnisierung und Selbstethnisierung im Klassenzimmer«, in: Fereidooni, Karim (Hg.): Das interkulturelle Lehrerzimmer. Perspektiven neuer deutscher Lehrkräfte auf den Bildungs- und Integrationsdiskurs. Wiesbaden (Springer VS), S. 117-124. DOI: 10.1007/978-3-531-94344-2_10
- Brah, Avtar (1996): *Cartographies of Diaspora: Contesting Identities*. London (Routledge).
- Braun, Lily (2010): Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite. Bremen (Europäischer Hochschulverlag).

- Breuer, Franz (2010): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. 2. Aufl. unter Mitarbeit von Barbara Dieris und Antje Lettau. Wiesbaden (VS).
- Bröckling, Ulrich (2012): »Der Ruf des Polizisten. Die Regierung des Selbst und ihre Widerstände«, in: Keller, Reiner; Schneider, Werner; Viehöver, Willy (Hg.): *Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 131-144. DOI: 10.1007/978-3-531-93108-1_7
- Bronner, Kerstin (2010): »Intersektionalität in der Forschungspraxis – zum Potential eines intersektionellen Forschungsblicks für die empirische Analyse«, in: Riegel, Christine; Scherr, Albert; Stauber, Barbara (Hg.): *Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte*. Wiesbaden (Springer VS), S. 253-270. DOI: 10.1007/978-3-531-92587-5_13
- Bublitz, Hannelore (2008a): »Macht«, in: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich J. (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar (J.B. Metzler), S. 273-277.
- Bublitz, Hannelore (2008b): »Subjekt«, in: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich J. (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart (J.B. Metzler), S. 293-296.
- Bublitz, Hannelore (2002): *Judith Butler zur Einführung*. Hamburg (Junius).
- Bührmann, Andrea D. (2009): »Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität« in: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, Jg. 1, Nr. 2 (Budrich), S. 28-44.
- Bürger, Peter (1998): *Das Verschwinden des Subjekts. Eine Geschichte der Subjektivität von Montagne bis Barthes*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Budde, Jürgen (2013): »Intersektionalität als Herausforderung für eine erziehungswissenschaftliche soziale Ungleichheitsforschung«, in: Siebold, Susanne; Schneider, Edina; Busse, Susann; Sandring, Sabine; Schippling, Anne (Hg.): *Prozesse sozialer Ungleichheit. Bildung im Diskurs*. Wiesbaden (Springer VS), S. 245-257. DOI: 10.1007/978-3-531-18988-8_21
- Bukow, Wolf-Dietrich (2016): »Ein modernisierter Rassismus als Wegbereiter eines urbanen Antiziganismus«, in: Behrens, Melanie; Bukow, Wolf-Dietrich; Cudak, Karin; Strünck, Christoph (Hg.): *Inclusive City. Überlegungen zum gegenwärtigen Verhältnis von Mobilität und Diversität in der Stadtgesellschaft*. Wiesbaden (Springer VS), S. 323-349. DOI: 10.1007/978-3-658-09539-0_19
- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): *Feindbild: Minderheit. Zur Funktion von Ethnisierung*. Opladen (Leske + Budrich). DOI: 10.1007/978-3-322-95737-5
- Bukow, Wolf-Dietrich; Llaryora, Roberto (1988): *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten*. Opladen (Westdeutscher Verlag).

- Bukow, Wolf-Dietrich; Spindler, Susanne (2006): Die biographische Ordnung der Lebensgeschichte – Eine einführende Diskussion«, in: Bukow, Wolf-Dietrich; Ottersbach, Markus; Tuidier, Elisabeth; Yildiz, Erol (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden (VS), S. 19-35. DOI: 10.1007/978-3-531-90071-1_2
- Burzan, Nicole (2015): Quantitative Methoden kompakt. Konstanz (UVK).
- Butler, Judith (2018): »Politik, Körper, Vulnerabilität. Ein Gespräch mit Judith Butler«, in: Posselt, Gerald; Schönwälder-Kuntz, Tatjana; Seitz, Sergej (Hg.): Judith Butlers Philosophie des Politischen. Kritische Lektüren. Bielefeld (transcript), S. 299-321. DOI: 10.14361/9783839438466-014
- Butler, Judith (2016): Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (2012): »Kann man ein gutes Leben im schlechten führen?«, www.fr-online.de/kultur/judith-butlers-dankesrede-kann-man-ein-gutes-leben-im-schlechten-fuehren-,1472786,17255122.html vom 18.03.2019.
- Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt a.M. (Campus).
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (2007): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (2006): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (2005): Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (2003a): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (2003b): »Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität«, in: Kraß, Andreas (Hg.): Queer Denken. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 144-168.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Butler, Judith (1993): »Kontingente Grundlagen: der Feminismus und die Frage der ›Postmoderne««, in: Benhabib, Seyla; Butler, Judith; Cornell, Drucilla; Fraser, Nancy (Hg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M. (Fischer), S. 31-58.
- Butler, Judith; Athanasiou, Athena (2014): Die Macht der Enteigneten. Das Performative im Politischen. Zürich/Bern (diaphanes).
- Butler, Judith; Spivak, Gayatri C. (2007): Sprache, Politik, Zugehörigkeit. Zürich (diaphanes).

- Callon, Michel; Latour, Bruno (2006): »Die Demontage des großen Leviathans: Wie Akteure die Makrostruktur der Realität bestimmen und Soziologen ihnen dabei helfen«, in: Belliger, Andréa; Krieger, David J. (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld (transcript), S. 75-102.
- Cassirer, Ernst (2007): Die Philosophie der Aufklärung. Hamburg (Felix Meiner). DOI: 10.28937/978-3-7873-2038-7
- Castro Varela, María do Mar; Mecheril, Paul (Hg.) (2016): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839436387
- Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2006): »Postkoloniale feministische Theorie und soziale Gerechtigkeit«, in: Degener, Ursula; Rosenzweig, Beate (Hg.): Die Neuverhandlung sozialer Gerechtigkeit. Feministische Analysen und Perspektiven. Wiesbaden (VS), S. 97-114. DOI: 10.1007/978-3-531-90382-8_6
- Chebout, Lucy (2011): »Wo ist Intersectionality in bundesdeutschen Intersektionalitätsdiskursen? – Exzerpte aus dem Reisetagebuch einer Traveling Theory«, in: Smykalla, Sandra; Vinz, Dagmar (Hg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 46-60.
- Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden (Springer VS).
- Clarke, Adele E.; Keller, Reiner (2011): »Für mich ist die Darstellung der Komplexität der entscheidende Punkt«. Zur Begründung der Situationsanalyse. Adele E. Clarke im Gespräch mit Reiner Keller«, in: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): Grounded Theory Reader. 2. akt. u. erw. Aufl. Wiesbaden (Springer VS), S. 109-131. DOI: 10.1007/978-3-531-93318-4_6
- Combahee River Collective (1981): »A Black Feminist Statement«, in: Anzaldúa, Cherríe; Moraga, Gloria (Hg.): This Bridge Called My Back. Writings By Radical Women of Colours. New York (Kitchen Table: Women of Colour Press), S. 210-218.
- Collins, Patricia Hill (1991): Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment. New York (Routledge). DOI: 10.1086/229850
- Crenshaw, Kimberlé (2010): »Die Intersektion von ›Rasse‹ und Geschlecht demarginalisieren: Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht, der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik«, in: Lutz, Helma; Herrera Vivar, María T.; Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden (VS), S. 33-54. DOI: 10.1007/978-3-531-92555-4_2
- Crenshaw, Kimberlé (1995): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics and Violence against Women of Color«, in: Crenshaw, Kimberlé; Gotanda, Neil; Peller, Gary; Thomas, Kendall (Hg.): Critical Race Theory. The Key Writings that formed the movement. New York, S. 357-383.

- Dahrendorf, Ralf (1957): Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft. Stuttgart (Enke).
- Dausien, Bettina (2001): »Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlecht im Kontext der Biographieforschung«, in: Feministische Studien. Rekonstruktive Geschlechterforschung, Jg. 19, Nr. 2, S. 57-73.
- Davis, Angela (1982): Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Berlin (Elefanten Press).
- Davis, Kathy (2010): »Intersektionalität als ›Buzzword‹: Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: ›Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?‹«, in: Lutz, Helma; Herrera Vivar, Maria T.; Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden (VS), S. 55-68.
- Davis, Kathy (2008): »Intersectionality in Transatlantic Perspective«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 19-35.
- Degele, Nina (2005): »Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies«, in: Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien, Jg. 11, Nr. 17, S. 15-39.
- Degele, Nina; Winker, Gabriele (2011): »Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung«, in: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 21, Nr. 1, S. 69-90. DOI: 10.1007/s11609-011-0147-y
- Degele, Nina; Winker, Gabriele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld (transcript).
- Degele, Nina; Winker, Gabriele (2008): »Praxeologisch differenzieren. Ein Beitrag zur intersektionalen Gesellschaftsanalyse«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. 1. Aufl. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 194-209.
- Degele, Nina; Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse, www.tuhh.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf vom 21.10.2014.
- Deleuze, Gilles (2007): Differenz und Wiederholung. 3. Aufl. Paderborn (Wilhelm Fink).
- Demirovic, Alex (2003): »Kritische Gesellschaftstheorie und Gesellschaft«, in: ders. (Hg.): Modelle kritischer Gesellschaftstheorie. Traditionen und Perspektiven der Kritischen Theorie. Stuttgart (J. B. Metzler), S. 10-27. DOI: 10.1007/978-3-476-02788-7_1
- Derrida, Jaques (1976): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Devereux, Georges (2018): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Gießen (Psychosozial-Verlag).

- Diaz-Bone, Rainer (2013): »Situationsanalyse – Strauss meets Foucault?«, www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1928/3466 vom 10.06.2019.
- Dietrich, Anette (2007): Weiße Weiblichkeiten. Konstruktionen von »Rasse« und Geschlecht im deutschen Kolonialismus. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839408070
- Distelhorst, Lars (2009): Judith Butler. Paderborn (Wilhelm Fink/UTB).
- Duden (2007): Das große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter. 4. akt. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (Dudenverlag).
- Duden (2001): Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Die Geschichte der deutschen Wörter bis zur Gegenwart. 3., völlig neu bearbeitete und erw. Aufl., Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (Dudenverlag).
- Duden, Barbara (1993): »Die Frau ohne Unterleib«, in: Feministische Studien, Jg. 11, Nr. 2, S. 24-33. DOI: 10.1515/fs-1993-0204
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Durkheim, Émile (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Durkheim, Émile (1984): Erziehung, Moral und Gesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Elias, Norbert (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Enzensberger, Hans-Magnus (2002): »Selbstgespräch eines Verwirrten«, in: Das Gedicht. Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik, Jg. 10, Nr. 10, S. 111.
- Eppstein, Thomas; Kiesel, Doron (2012): »Intersektionalität, Inklusion, und Soziale Arbeit – ein kongeniales Dreieck«, in: Balz, Jürgen; Benz, Benjamin; Kuhlmann, Carola (Hg.): Soziale Inklusion. Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden (Springer VS), S. 95-111. DOI: 10.1007/978-3-531-19115-7_6
- Erel, Umut; Haritaworn, Jinthana; Gutiérrez Rodríguez, Encarnación; Klesse, Christian (2007): »Intersektionalität oder Simultanität!? – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – Eine Einführung«, in: Hartmann, Jutta; Klesse, Christian; Wagenknecht, Peter; Fritzsche, Bettina; Hackmann, Kristina (Hg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität, Macht. Wiesbaden (VS), S. 239-251. DOI: 10.1007/978-3-531-90274-6_16
- Eribon, Didier (2018): Rückkehr nach Reims. 17. Aufl. Frankfurt a.M. (edition suhrkamp).
- Ermann, Michael (2016): Der Andere in der Psychoanalyse. Die intersubjektive Wende. 2. Aufl. Stuttgart (Kohlhammer).
- Fanon, Frantz (1967): Black Skin, White Masks. New York (Grove Press).

- FeMigra (1998): »Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation«, https://www.nadir.org/nadir/archiv/Feminismus/GenderKiller/gender_5.html vom 22.11.2016.
- Fenstermaker, Sarah; West, Candace (2001): »Doing Difference« revisited. Probleme, Aussichten und Dialoge in der Geschlechterforschung«, in: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Nr. 41, S. 236-249.
- Fenstermaker, Sarah; West, Candace (1995): »Doing Difference«, in: *Gender and Society*, Jg. 9, Nr. 1, S. 8-37. DOI: 10.1177/089124395009001002
- Ferree, Myra Marx (2010): »Die diskursiven Politiken feministischer Intersektionalität«, in: Lutz, Helma; Herrera Vivar Maria T.; Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden (VS), S. 69-82. DOI: 10.1007/978-3-531-92555-4_4
- Finzsch, Norbert; Velke, Marcus (Hg.) (2016): *Queer | Gender | Historiographie. Aktuelle Tendenzen und Projekte*. Münster (LIT).
- Flick, Uwe (1999): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Flick, Uwe (1996): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Foucault, Michel (2015): *Archäologie des Wissens*. 17. Aufl. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (2005): *Analytik der Macht*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1994a): »Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts«, in: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Aufl. Weinheim (Beltz Athenäum), S. 243-250.
- Foucault, Michel (1994b): »Wie wird Macht ausgeübt?«, in: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Aufl. Weinheim (BELTZ Athenäum), S. 251-261.
- Foucault, Michel (1993): »Technologien des Selbst«, in: Luther, Martin H. (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt a.M. (S. Fischer), S. 24-62.
- Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin (Merve).
- Foucault, Michel (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Fraser, Nancy (2003): »Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. Umverteilung, Anerkennung und Beteiligung«, in: dies.; Honneth, Axel (Hg.): *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 13-128.

- Freud, Sigmund (2016): *Das Unbehagen in der Kultur*. Stuttgart (Reclam). DOI: 10.14220/9783737006415
- Freud, Sigmund (1999): »Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung«, in: *Gesammelte Werke – Chronologisch geordnet*, Bd. VIII: *Werke aus den Jahren 1909 – 1913*. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Frerichs, Petra (1997): *Klasse und Geschlecht 1. Arbeit. Macht. Anerkennung. Interessen*. Opladen (Leske + Budrich). DOI: 10.1007/978-3-322-99350-2
- Freudenschuß, Magdalena (2011): »Wider die Verletzbarkeit. Der printmediale Prekarisierungsdiskurs als Abwehrstrategie«, in: *Feministische Studien*, Jg. 29, Nr. 2, S. 217–231. DOI: 10.1515/fs-2011-0206
- Ganz, Kathrin (2012): »Die Artikulation von Differenz. Subjektpositionen, Intersektionalität und Hegemonie«, in: Dzudzek, Iris; Kunze, Caren; Wullweber, Joscha (Hg.): *Diskurs und Hegemonie. Gesellschaftskritische Perspektiven*. Bielefeld (transcript), S. 127–149. DOI: 10.14361/transcript.9783839419281.127
- Garcia, Tristan (2018): *Wir*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs (Prentice Hall).
- Garske, Pia (2013): »Intersektionalität als Herrschaftskritik? Die Kategorie ›Klasse‹ und das gesellschaftskritische Potenzial der Intersektionalitäts-Debatte«, in: Kallenberg, Vera; Meyer, Jennifer; Müller, Johanna M. (Hg.): *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven auf alte Fragen*. Wiesbaden (Springer VS), S. 245–263. DOI: 10.1007/978-3-531-93168-5_12
- Gebauer, Gunter (2017): »Performativität«, in: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie*. Band 1: *Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden (Springer VS), S. 85–90.
- Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (1998): *Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Geertz, Clifford (1983): *Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Geiger, Theodor (1962): *Arbeiten zur Soziologie: Methode, moderne Großgesellschaft, Rechtssoziologie, Ideologiekritik*. Neuwied a. Rhein (Luchterhand).
- Geimer, Alexander; Amling, Steffen (2019): »Subjektivierung als rekonstruktive Sozialforschung vor dem Hintergrund der Gouvernmentality und Cultural Studies. Eine Typologie der Relation zwischen Subjektnorm und Habitus als Verhältnisse der Spannung, Passung und Aneignung«, in: Geimer, Alexander; Amling, Steffen; Bosančić, Saša (Hg.): *Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse*. Wiesbaden (Springer VS), S. 19–42. DOI: 10.1007/978-3-658-22313-7_2
- Geipel, Karen; Mecheril, Paul (2014): »Postsouveräne Subjektivität als Bildungsziel? Skeptische Anmerkungen«, in: Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hg.): *(Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag*. Judith Butlers Konzept der Sub-

- jektivation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen (Barbara Budrich), S. 35-54. DOI: 10.2307/j.ctvdfodpb.5
- Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.) (2013): *Techniken der Subjektivierung*. München (Wilhelm Fink).
- Gerhard, Ute (1990): *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Gildemeister, Regine (2010): »Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung«, in: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. erweiterte u. durchgesehene Aufl. Wiesbaden (VS), S. 137-145. DOI: 10.1007/978-3-531-91972-0_17
- Gildemeister, Regine; Wetterer, Angelika (1992): »Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung«, in: Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.): *Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg i.Br. (Kore), S. 201-254
- Girola, Claudia (2013): »Zwischen erlittener und konstruierter Liminalität. Der Subjektivierungsprozess von obdachlosen Menschen in Frankreich«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): *Techniken der Subjektivierung*. München (Wilhelm Fink), S. 285-297. DOI: 10.30965/9783846754849_021
- Girtler, Roland (2001): *Methoden der Feldforschung*. 4. Aufl. Stuttgart (UTB).
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2008): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. 2., korrigierte Aufl. Bern (Huber).
- Goethe, Johann W. von (1986): *Faust. Der Tragödie erster Teil*. Stuttgart (Reclam).
- Goffman, Erving (1983): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München (Piper).
- Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Goffman, Erving (1963): *Behaviour in Public Places. Notes on the Social Organisation of Gatherings*. New York (The Free Press).
- Gottschall, Karin (2000): *Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen (Leske + Budrich). DOI: 10.1007/978-3-663-11418-5
- Graf, Julia; Ideler, Kristin; Klinger, Sabine (Hg.) (2013): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen (Barbara Budrich Verlag). DOI: 10.3224/86649464
- Gugutzer, Robert (2017): »Leib und Körper als Erkenntnissubjekte«, in: ders.; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und methodische Zugänge*. Wiesbaden (Springer VS), S. 381-394. DOI: 10.1007/978-3-658-04138-0_27
- Gugutzer, Robert (Hg.) (2006): *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839404706

- Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.) (2017a): Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-04136-6
- Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.) (2017b): Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-04138-0
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): »Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen?«, in: Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (Hg.): Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld (transcript), S. 77-100. DOI: 10.14361/transcript.9783839414378.77
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierungen. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen (Leske + Budrich). DOI: 10.1007/978-3-663-10382-0_6
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): »Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau ... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung«, in: Fischer, Ute L.; Kampshoff, Marita; Keil, Susanne; Schmitt, Mathilde (Hg.): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen (Leske + Budrich), S. 163-190. DOI: 10.1007/978-3-322-92562-6_9
- Habermas, Jürgen (2011a): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Habermas, Jürgen (2011b): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Hackler, Ruben (2013): »Subjektivierung in der Rechtsprechung? Vom *forum internum* zur (Sozial-)Psychologie des Richters im Straf- und Zivilrecht um 1900«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): Techniken der Subjektivierung. München (Wilhelm Fink), S. 133-148. DOI: 10.30965/9783846754849_010
- Häder, Michael (2010): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. 2. überarb. Aufl. Wiesbaden (VS).
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen (Leske + Budrich). DOI: 10.1007/978-3-322-97160-9
- Hahn, Hans Peter (2018): »Dinge als Herausforderung – Einführung«, in: ders.; Neumann, Friedemann (Hg.): Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten. Bielefeld (transcript), S. 9-32. DOI: 10.14361/9783839445136-002

- Hajek, Katharina; Kinzel, Katherina (2009): »Das Geschlecht kommt selten allein«, in: Linksnet. Für Linke Politik und Wissenschaft, www.linksnet.de/de/artikel/24049 vom 21.10.2016.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg (Argument).
- Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M. (Campus).
- Haraway, Donna (1988): »Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies*, Jg. 14, Nr. 3, S. 575-599. DOI: 10.2307/3178066
- Hardmeier, Sibylle (2011): »Intersektionalität – Zur empirisch-quantitativen Operationalisierung des Konzepts«, in: Smykalla, Sandra; Vinz, Dagmar (Hg.): *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 112-127.
- Hark, Sabine (2017): *Koalitionen des Überlebens. Queere Bündnispolitik im 21. Jahrhundert*. Göttingen (Wallstein Verlag).
- Hark, Sabine (1993): »Queer Interventionen«, in: *Feministische Studien*, Jg. 11, Nr. 2, S. 103-109. DOI: 10.1515/fs-1993-0211
- Hark, Sabine; Villa, Paula-Irene (2017): *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839436530
- Hark, Sabine; Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839431443
- Hausen, Karin (2007): »Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Hark, Sabine (Hg.): *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie*. Wiesbaden (VS), S. 173-196.
- Hauskeller, Christine (2000): *Das paradoxe Subjekt. Unterwerfung und Widerstand bei Judith Butler und Michel Foucault*. Tübingen (edition diskord).
- Häußling, Roger (2010): »Relationale Soziologie«, in: Stegbauer, Christian; Häußling, Roger (Hg.): *Handbuch Netzwerkforschung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 63-87. DOI: 10.1007/978-3-531-92575-2_7
- Heinlein, Michael; Dimbath, Oliver; Schindler, Larissa; Wehling, Peter (Hg.) (2016): *Der Körper als soziales Gedächtnis*. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-09743-1
- Helduser, Urte; Marx, Daniela; Paulitz, Tanja; Pühl, Katharina (Hg.) (2004): *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt a.M. (Campus).
- Helfferich, Cornelia (2011): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. 4. Aufl. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-92076-4

- Henecka, Hans P. (2006): Grundkurs Soziologie. 8. Aufl. Konstanz (UVK).
- Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (2011): Intersektionalität revidiert. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/transcript.9783839414378
- Hess, Sabine (2005): Globalisierte Hausarbeit. Au Pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-663-10179-6
- Hieber, Lutz; Villa, Paula-Irene (2007): Images von Gewicht. Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839405048
- Hirschauer, Stefan (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 43, Nr. 3, S. 170-191. DOI: 10.1515/zfs0z-2014-0302
- Hirschauer, Stefan (2001a): »Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung«, in: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 208-235.
- Hirschauer, Stefan (2001b): »Ethnographisches Schreiben und die Schwierigkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, in: Zeitschrift für Soziologie, 30. Jg., Nr. 6, S. 429-451. DOI: 10.1515/zfs0z-2001-0602
- Hoffarth, Britta (2018): »Zur Produktivität von Techniken des Körpers: Eine Diskussion gouvernementalitätstheoretischer und intersektionaler Zugänge«, in: Open Gender Journal, Jg. 2. DOI: 10.25595/432
- Hoffarth, Britta (2016): »Migrationsforschung als Subjektivierungsforschung«, in: Arslan, Emre; Bozay, Kemal (Hg.): Symbolische Ordnung und Bildungungleichheit in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden (Springer VS), S. 71-86. DOI: 10.1007/978-3-658-13703-8_5
- Hoffmann, Nicole (2018): Dokumentenanalyse in der Bildungs- und Sozialforschung. Überblick und Einführung. Weinheim (Beltz Juventa).
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim (2004): »Was ist normal in einer individualisierten Gesellschaft?«, in: Swiss Journal of Sociology, 30. Jg., Nr. 1, S. 5-20.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): »Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie: der Datengewinn«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, Nr. 2, S. 339-372.
- Holder, Patricia (2009): »Hexis«, in: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.): Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart (J. B. Metzler), S. 124-127.
- hooks, bell (1989): Talking Back. Thinking Feminist. Thinking Black. Boston (South End Press).
- Hornscheidt, Antje (2007): »Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung«, in: dies.; Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Palm,

- Kerstin (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen (Barbara Budrich), S. 65-105. DOI: 10.2307/j.ctvddzkr.5
- Horsley, Sarah K. (1999): »Sojourner Truth«, in: Pusch, Luise F.; Grettner, Susanne (Hg.): Berühmte Frauen. Frankfurt a.M./Leipzig (Insel Verlag), S. 287.
- Husmann-Kastein, Jana (2006): »Schwarz-Weiß. Farb- und Geschlechtssymbolik in den Anfängen der Rassenkonstruktionen«, in: Tißberger, Martina; Dietze, Gabriele; Hrzán, Daniela; Husmann-Kastein, Jana (Hg.): Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Frankfurt a.M. (Peter Lang), S. 43-60.
- Jäger, Margarete; Jäger, Sigfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-90387-3
- Jäger, Siegfried (2014): »Sprachwissenschaft«, in: Kammler, Clemens; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich J. (Hg.): Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Sonderausgabe. Stuttgart (J.B. Metzler), S. 341-346.
- Jäger, Siegfried (2006): »Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse«, in: Keller, Reiner; Hirsland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1. Theorien und Methoden. 2. aktualisierte u. erweiterte Aufl. Wiesbaden (VS), S. 83-114.
- Jäger, Siegfried (1999): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg (Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung).
- Kaminski, Andreas (2013): »Wie subjektivieren Prüfungstechniken? Subjektivität und Möglichkeit bei William Stern und Martin Heidegger«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): Techniken der Subjektivierung. München (Wilhelm Fink), S. 173-187. DOI: 10.30965/9783846754849_013
- Kammler, Clemens (2008): »Einführung: Konzeptualisierungen der Werke Foucaults«, in: ders.; Parr, Rolf; Schneider, Ulrich J. (Hg.): Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart (J.B. Metzler), S. 9-11. DOI: 10.1007/978-3-476-01378-1_2
- Kamper, Dietmar; Wulf, Christoph (Hg.) (1982): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2. überarbeitete Aufl. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-92366-6
- Keller, Reiner (2014): »Assoziationen. Über Subjektprobleme des Poststrukturalismus und die Perspektive der Wissenssoziologischen Diskursanalyse«, in: Pöferl, Angelika; Schroer, Norbert (Hg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 67-94. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_5

- Keller, Reiner (2013): »Das Wissen der Wörter und Diskurse. Über Sprache und Wissen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse«, in: Viehöfer, Willy; Keller, Reiner; Schneider, Werner (Hg.): Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden (Springer VS), S. 21-49. DOI: 10.1007/978-3-658-00493-4_2
- Keller, Reiner (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-92058-0
- Keller, Reiner (2008): Michel Foucault. Konstanz (UVK).
- Keller, Reiner (2007a): Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung«, in: FQS, Jg. 8, Nr. 2, Art. 19, www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/243/538 vom 01.02.2019.
- Keller, Reiner (2007b): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3. aktualisierte Aufl. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-90567-9
- Keller, Reiner (2006): »Wissenssoziologische Diskursanalyse«, in: ders.; Hirsland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöfer, Willy (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1. Theorien und Methoden. 2. aktualisierte u. erweiterte Aufl. Wiesbaden (VS), S. 115-146.
- Keller, Reiner (1997): »Diskursanalyse«, in: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen (Leske + Budrich), S. 309-333. DOI: 10.1007/978-3-663-11431-4_12
- Keller, Reiner; Hirsland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöfer, Willy (2006): »Zur Aktualität sozialwissenschaftlicher Diskursanalyse – Eine Einführung«, in: dies. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1. Theorien und Methoden. 2. aktualisierte u. erweiterte Aufl. Wiesbaden (VS), S. 7-30.
- Keller, Reiner; Meuser, Michael (Hg.) (2011): Körperwissen. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-92719-0
- Keller, Reiner; Truschkat, Inga (Hg.) (2013): Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-93340-5
- Kerchner, Brigitte (2011): »Diskursanalyse der Intersektionalität«, in: Smykalla, Sandra; Vinz, Dagmar (Hg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 144-161.
- Kerner, Ina (2011): »Komplexitätsproduktion. Über Intersektionalität«, in: Binder, Beate; Jähnert, Gabriele; Kerner, Ina; Kilian, Eveline; Nickel, Hildegard M. (Hg.): Travelling Gender Studies. Grenzüberschreitende Wissens- und Institutionentransfers. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 184-202.

- Kerner, Ina (2009): »Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus«, in: *Feministische Studien*, Jg. 27, Nr. 1, S. 36-50. DOI: 10.1515/fs-2009-0105
- King, Deborah (1992): »Mehrfache Unterdrückung, vielfältiges Bewußtsein: Der Kontext eines schwarzen Feminismus«, in: *Frauenkollektiv* (Hg.): ;Basta! Frauen gegen Kolonialismus. Berlin, Amsterdam (Edition ID-Archiv), S. 176-212.
- King, Vera (2008): »Jenseits von Herkunft und Geschlechterungleichheit? Biographische Vermittlungen von class, gender und ethnicity in Bildungs- und Identitätsbildungsprozessen«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): *ÜberKreuzungen. Ungleichheit, Fremdheit, Differenz*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 87-111.
- Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hg.) (2014): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen (Barbara Budrich Verlag). DOI: 10.2307/j.ctvdfdpb
- Kleining, Gerhard (2001): »Offenheit als Kennzeichen entdeckender Forschung«, in: *Kontrapunkt. Jahrbuch für kritische Sozialwissenschaft und Philosophie*, Nr. 1, S. 27-36, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-8518> vom 11.01.2019.
- Klinger, Cornelia (2006): »Das unmögliche weibliche Subjekt und die Möglichkeiten feministischer Subjektkritik«, in: Keupp, Heiner; Hohl, Joachim (Hg.): *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne*. Bielefeld (transcript), S. 99-117. DOI: 10.14361/9783839405628-004
- Klinger, Cornelia (2003): »Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht«, in: Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 14-48.
- Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (2007): »Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmung von Klasse, Geschlecht, ›Rasse‹/Ethnizität«, in: dies.; Sauer, Birgit (Hg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a. M./New York (Campus), S. 19-41.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2017): »Intersektionalität und das Problem epistemischer Pfadabhängigkeit«, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, Jg. 41, Nr. 2, S. 7-24.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): »Zur Bestimmung und Abgrenzung von ›Intersektionalität‹. Überlegungen zu Interferenzen von ›Geschlecht‹, ›Klasse‹ und anderen Kategorien sozialer Teilung« in: *Erwägen Wissen Ethik*, Jg. 24, Nr. 3, S. 341-354.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012a): »Traveling Theories: Anmerkungen zur neueren Diskussion über ›Race, Class and Gender‹«, in: dies.: *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 403-427. DOI: 10.1007/978-3-531-94139-4_15
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012b): »›Intersectional Invisibility‹. Anknüpfungen und Rückfragen an ein Konzept der Intersektionalitätsforschung«, in: dies. (Hg.):

- Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung. Wiesbaden (Springer VS), S. 461-482. DOI: 10.1007/978-3-531-94139-4_17
- Knapp, Gudrun-Axeli (2012c): »Die vergessene Differenz«, in: dies. (Hg.): Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung. Wiesbaden (Springer VS), S. 101-125. DOI: 10.1007/978-3-531-94139-4_4
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008a): »Verhältnisbestimmungen: Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 138-170.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008b): »Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik«, in: Wilz, Sylvia M. (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden (VS), S. 291-322. DOI: 10.1007/978-3-531-90831-1_10
- Knapp, Gudrun-Axeli (2005): »Intersectionality« – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender«, in: Feministische Studien, Jg. 23, Nr. 1, S. 68-81. DOI: 10.1515/fs-2005-0107
- Kniffki, Johannes; Zifonun, Dariuš (2014): »Subalterne Subjektivität? Zur kollektiven Handlungs- und Diskursfähigkeit von Dominierten«, in: Pöferl, Angelika; Schröer, Norbert (Hg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 199-222. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_11
- Knoblauch, Hubert (2014): »Das Subjekt des kommunikativen Handelns«, in: Pöferl, Angelika; Schröer, Norbert (Hg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 37-48. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_3
- Koch, Dietmar; Bort, Klaus (Hg.) (1990): Kategorien und Kategorialität. Historisch-systematische Untersuchungen zum Begriff der Kategorie im philosophischen Denken. Würzburg (Königshausen & Neumann).
- Koller, Hans-Christoph (2014): »Zur Bedeutung von Butlers Subjekttheorie für die Erforschung biographischer Bildungsprozesse«, in: Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen (Barbara Budrich), S. 21-33. DOI: 10.2307/j.ctvdfodpb.4
- Kolnberger, Thomas (2018): »Zwischen Mensch und Ding«, in: Hahn, Hans Peter; Neumann, Friedemann (Hg.): Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten. Bielefeld (transcript), S. 327-348. DOI: 10.14361/9783839445136-017
- Krüger-Potratz, Marianne; Lutz, Helma (2002): »Sitting at a crossroads – rekonstruktive und systematische Überlegungen zum wissenschaftlichen Umgang

- mit Differenzen«, in: *Journal für Internationale und Interkulturelle Vergleichende Erziehungswissenschaft*, Jg. 8, Nr. 2, S. 81-92.
- Kudszus, Hans (2002): *Das Denken bei sich. Aphorismen*, 4. Aufl. Köln (Matto Verlag Albrecht Pfundt).
- Küsters, Ivonne (2009): *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. 2. Aufl. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-91440-4
- Lamnek, Siegfried (2010): *Qualitative Sozialforschung*. 5. überarb. Aufl. Weinheim/Basel (BELTZ).
- Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (2011): »Intersektionalität als kritisches Werkzeug der Gesellschaftsanalyse. Ein E-Mail-Interview mit Nina Degele und Gabriele Winker«, in: Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld (transcript); S. 55-75. DOI: 10.14361/transcript.9783839414378.55
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Leiprecht, Rudolf; Lutz, Helma (2009): »Rassismus – Sexismus – Intersektionalität«, in: Melter, Claus; Mecheril, Paul (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach/Ts. (Wochenschauverlag), S. 179-198.
- Leiprecht, Rudolf; Lutz, Helma (2005): »Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht«, in: Leiprecht, Rudolf; Kerber, Anne (Hg.) *Schule in der Einwanderungsgesellschaft*. Schwalbach/Ts. (Wochenschauverlag), S. 218-234.
- Lenz, Ilse (2010): »Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit«, in: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. erweiterte u. durchgesehene Aufl. Wiesbaden (VS), S. 158-165.
- Lenz, Ilse (2008): »Klassen-Ethnien-Geschlechter?«, in: dies. (Hg.): *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. 1. Aufl. Wiesbaden (VS), S. 447-454.
- Lindemann, Gesa (2017): »Leiblichkeit und Körper«, in: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden (Springer VS), S. 57-66.
- Lindemann, Gesa (1993): »Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechterkonstruktion«, in: *Feministische Studien*, Jg. 11, Nr. 2, S. 44-54. DOI: 10.1515/fs-1993-0206
- Link, Jürgen; Loer, Thomas; Neuendorff, Hartmut (Hg.) (2003): »Normalität« im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg (Synchron).
- Link, Jürgen (1983): »Was ist und was bringt Diskurstaktik«, in: *kultuRRévolution*, Nr. 2, S. 60-66.
- Lorey, Isabell (2012a): *Die Regierung der Prekären*. Wien (Turia + Kant).

- Lorey, Isabell (2012b): »Konstituierende Kritik. Die Kunst, den Kategorien zu entgehen«, in: Mennel, Birgit; Nowotny, Stefan; Raunig, Gerald (Hg.): Kunst der Kritik. Wien (Turia + Kant), S. 47-64.
- Lorey, Isabell (2011): »Streit um Differenz, revisited. Kontingente Grundlagen und gründendes Entgehen«, in: Binder, Beate; Kerner, Ina; Kilian, Eveline; Jähner, Gabriele; Nickel, Hildegard M. (Hg.): Travelling Gender Studies. Grenzüberschreitende Wissens- und Institutionentransfers. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 203-219.
- Lorey, Isabell (2008): »Kritik und Kategorie. Zur Begrenzung politischer Praxis durch neuere Theoreme der Intersektionalität, Interdependenz und Kritischen Weißseinsforschung«, in: Demirović, Alex (Hg.): Kritik und Materialität. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 132-148.
- Lorey, Isabell (1996): Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juristischen Machtmodells: Judith Butler. Tübingen (edition diskord).
- Lorey, Isabell (1993): »Der Körper als Text und das aktuelle Selbst: Butler und Foucault«, in: Feministische Studien, Jg. 11, Nr. 2, S. 10-23. DOI: 10.1515/fs-1993-0203
- Ludwig, Gundula (2012): »Hegemonie, Diskurs, Geschlecht. Gesellschaftstheorie als Subjekttheorie, Subjekttheorie als Gesellschaftstheorie«, in: Dzudzek, Iris; Kunze, Caren; Wullweber, Joscha (Hg.): Diskurs und Hegemonie. Gesellschaftskritische Perspektiven. Bielefeld (transcript), S. 105-126. DOI: 10.14361/transcript.9783839419281.105
- Lüders, Christian (2007): »Beobachten im Feld und Ethnographie«, in: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst; Stinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg (rowohlt), S. 384-401.
- Lutz, Helma; Herrera Vivar, Maria Teresa; Supik, Linda (Hg.) (2010): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-92555-4
- Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen (Barbara Budrich). DOI: 10.2307/j.ctvmx3jq7
- Lutz, Helma (2001): »Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender«, in: dies.; Wenning, Norbert (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen (Leske + Budrich), S. 215-230. DOI: 10.1007/978-3-663-11705-6_12
- Lutz, Helma (1992): »Sind wir uns immer noch fremd?«, in: Widersprüche, Nr. 45, S. 79-90.
- Lutz, Helma; Wenning, Norbert (2001): »Differenzen über Differenzen – Einführung in die Debatten«, in: dies. (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Diffe-

- renz in der Erziehungswissenschaft. Opladen (Leske + Budrich), S. 11-24. DOI: 10.1007/978-3-663-11705-6_1
- Maihofer, Andrea (2002): »Geschlecht und Sozialisation«, in: *Erwägen Wissen Ethik*, Jg. 13, Nr.1, S. 13-26.
- Maihofer, Andrea (2001): »Dialektik der Aufklärung – Die Entstehung der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativen Geschlechterdifferenz und der Rassentheorie im 18. Jahrhundert«, in: Hobuß, Steffi; Schües, Christina; Zimnik, Nina; Hartmann, Birgit; Patrut, Iulia (Hg.): *Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht*. Frankfurt a.M. (Campus), S. 113-132.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt a.M. (Ulrike Helmer).
- Marx, Karl; Engels, Friedrich (1848): *Manifest der Kommunistischen Partei*. Reprint der Ausgabe London 1848. Trier (Karl-Marx-Haus).
- Mauss, Marcel (1989): *Soziologie und Anthropologie*. Band 2. Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellungen, Körpertechniken, Begriff der Person. Frankfurt a.M. (Fischer).
- McCall, Leslie (2005): »The complexity of intersectionality«, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, Jg. 30, Nr. 3, S. 1771-1800. DOI: 10.1086/426800
- Meißner, Hanna (2012): *Butler*. Stuttgart (Reclam).
- Meißner, Hanna (2010): *Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx*. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/transcript.9783839413814
- Mentzos, Stavros (2019): *Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven*. 25. Aufl. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Meulenbelt, Anja (1988): *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus*. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Meyer-Drawe, Käthe (2013): »Vom ›Hänschen klein‹ zum ›kleinen Hans‹. Prüfen als Subjektivierungstechnik«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): *Techniken der Subjektivierung*. München (Wilhelm Fink), S. 163-172. DOI: 10.30965/9783846754849_012
- Miller, Daniel (2010a): *Der Trost der Dinge*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Miller, Daniel (2010b): *Stuff*. Cambridge/Malden (Polity Press).
- Motakef, Mona (2017): »Diskursanalytische Verfahren«, in: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie*. Band 2: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden (Springer VS), S. 443-456.
- Mosse, George L. (2006): *Die Geschichte des Rassismus in Europa*. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Müller, Frank (2017): »Die Bedeutung von Gegenübertragungen in der Dynamik von Forschungsbeziehungen«, in: Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina; Hamm,

- Marion; Sülzle, Almut (Hg.): Ethnographie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden (Springer VS), S. 163-177.
- Müller, Jan (2013): »Anerkennung« und »Anrufung«. Figuren der Subjektivierung«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): Techniken der Subjektivierung. München (Wilhelm Fink), S. 61-78. DOI: 10.30965/9783846754849_006
- Münst, Senganata (2008): »Intersektionalität als Perspektive der Migrationsforschung«, in: Femina Politica, Jg. 12, Nr. 1, S. 41-54.
- Murard, Numa (2013): »Individuum, Subjekt und *somebody*. Subjektivierung als Körpererfahrung«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): Techniken der Subjektivierung. München (Wilhelm Fink), S. 203-212. DOI: 10.30965/9783846754849_015
- Nadig, Maya (2017): »Das sind keine wissenschaftlichen Gespräche, was hier läuft...«. Ethnopsychoanalyse als reflektierter Beziehungsprozesse«, in: Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion; Sülzle, Almut (Hg.): Ethnographie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden (Springer VS), S. 141-166.
- Nohl, Arnd-Michael (2012a): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. 4. überarbeitete Aufl. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-19421-9
- Nohl, Arnd-Michael (2012b): »Be-Dingte-Bildung? Pragmatistische und empirische Überlegungen zur Bildung mit materiellen Artefakten«, in: Miethe, Ingrid; Müller, Hans-Rüdiger (Hg.): Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen (Barbara Budrich), S. 227-245. DOI: 10.2307/j.ctvd7w919.15
- Nohl, Arnd-Michael; Wulf, Christoph (2013): »Die Materialität pädagogischer Prozesse zwischen Mensch und Ding«, in: ZfE, Jg. 16, Nr. 2, S. 1-13. DOI: 10.1007/s11618-013-0406-0
- Oehler, Klaus (1984): Aristoteles. Kategorien, übersetzt und erläutert. Berlin (Akademie).
- Opp, Karl-Dieter (2014): Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theoriebildung und praktischen Anwendung. 7. Aufl. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-01911-2
- Ortlepp, Anke; Ribbat, Christoph (Hg.) (2009): Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände. Stuttgart (Franz Steiner Verlag).
- Parmentier, Michael (2001): »Dinghermeneutik«, in: Rittelmeyer, Christian; ders. (Hg.): Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), S. 104-125.
- Patzelt, Werner J. (1987): Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags. München (Fink).

- Perinelli, Massimo (2009): *Fluchtlinien des Neorealismus. Der organlose Körper der italienischen Nachkriegszeit, 1934-1949*. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839410882
- Perko, Gudrun (2005): *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. Köln (PapyRossa Verlag).
- Plessner, Helmut (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin (de Gruyter). DOI: 10.1515/9783110845341
- Poferl, Angelika; Schröer, Norbert (2014): »Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Eine Einleitung«, in: dies. (Hg.) *Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie*. Wiesbaden (Springer VS), S. 1-22. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_1
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Pollak, Alexander (2002): »Kritische Diskursanalyse – ein Forschungsansatz an der Schnittstelle von Linguistik und Ideologiekritik«, in: *ZfAL*, Nr. 36, S. 33-48.
- Popper, Karl (2004): *Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung*. München (Piper).
- Purtschert, Patricia; Meyer, Katrin (2010): »Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität«, in: *Feministische Studien*, Jg. 28, Nr. 1, S. 130-142. DOI: 10.1515/fs-2010-0113
- Quadflieg, Dirk (2008): »Sprache und Diskurs. Von der Struktur zur différence«, in: Moebius, Stephan; Reckwitz, Andreas (Hg.): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 93-107.
- Reckwitz, Andreas (2017): »Subjektivierung«, in: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): *Handbuch Körpersoziologie*. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. Wiesbaden (Springer VS), S. 125-130.
- Reckwitz, Andreas (2011): »Habitus oder Subjektivierung? Subjektanalyse nach Bourdieu und Foucault«, in: Šuber, Daniel; Schäfer, Hilmar; Prinz, Sophia (Hg.): *Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens*. Konstanz (UVK), S. 39-61.
- Reckwitz, Andreas (2008a): *Subjekt*. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839405703
- Reckwitz, Andreas (2008b): »Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik«, in: ders.: *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*. Bielefeld (transcript), S. 47-67. DOI: 10.14361/9783839409176-002
- Reckwitz, Andreas (2008c): »Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation«, in: Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan; Lindemann, Gesa (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 188-209.

- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist (Velbrück Wissenschaft).
- Reckwitz, Andreas (2004): »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler«, in: Hörning, Karl H.; Reuter, Julia (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld (transcript), S. 40-54. DOI: 10.14361/9783839402436-003
- Redecker, Eva von (2011): Zur Aktualität von Judith Butler. Einleitung in ihr Werk. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-93350-4
- Reh, Sabine; Ricken, Norbert (2012): »Das Konzept der Adressierung. Zur Methodologie einer qualitativ-empirischen Erforschung von Subjektivierung«, in: Miethe, Ingrid; Müller, Hans-Rüdiger (Hg.): *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Opladen (Barbara Budrich), S. 35-56. DOI: 10.2307/j.ctvd7w919.5
- Reichertz, Jo (2014): »Von Menschen und Dingen. Wer handelt hier eigentlich?« in: Poferl, Angelika; Schröer, Norbert (Hg.): *Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie*. Wiesbaden (Springer VS), S. 95-120. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_6
- Rerrich, Maria S. (2006): Die ganze Welt zu Hause. Cosmopolite Putzfrauen in privaten Haushalten. Hamburg (Hamburger Edition).
- Reuter, Julia (2011): Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/transcript.9783839415269
- Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/9783839400845
- Reuter, Julia; Berli, Oliver (2016): »Dinge befremden – Eine Abschweifung«, in: dies. (Hg.): *Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur*. Wiesbaden (Springer VS), S. 1-9. DOI: 10.1007/978-3-658-10451-1_1
- Ricken, Norbert (2014): »Adressierung und (Re-)Signifizierung. Anmerkungen zum Zusammenhang von sozialer Herkunft und schulischer Leistung aus praktiken-theoretischer Perspektive«, in: Kleiner, Bettina; Rose, Nadine (Hg.): *(Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung*. Opladen (Barbara Budrich), S. 119-133. DOI: 10.2307/j.ctvdfodpb.9
- Ricken, Norbert (2013a): »Anerkennung als Adressierung. Über die Bedeutung von Anerkennung für Subjektivierungsprozesse«, in: Alkemeyer, Thomas; Budde, Gunilla; Freist, Dagmar (Hg.): *Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld (transcript), S. 69-99. DOI: 10.14361/transcript.9783839419922.69
- Ricken, Norbert (2013b): »Zur Logik der Subjektivierung. Überlegungen an den Rändern eines Konzepts«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken,

- Norbert (Hg.): *Techniken der Subjektivierung*. München (Wilhelm Fink), S. 29-47. DOI: 10.30965/9783846754849_004
- Ricken, Norbert; Balzer, Nicole (Hg.) (2012): *Judith Butler: Pädagogische Lektüren*. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-531-94368-8
- Riegel, Christine (2012): »Intersektionalität in der Sozialen Arbeit«, in: Bütow, Birgit; Munsch, Chantal (Hg.): *Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 40-60.
- Riegraf, Birgit (2010): »Intersektionen von Ungleichheiten und Differenzen: Kursbestimmung im Nebel zwischen Gesellschaftstheorie und politischem Gestaltungsanspruch«, in: Böllert, Karin; Oelkers, Nina (Hg.): *Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation*. Wiesbaden (VS), S. 39-55. DOI: 10.1007/978-3-531-92200-3_4
- Rieken, Bernd (2017): »Gegenübertragungsprobleme in psychoanalytischer Praxis, Ausbildung und ethnologischer Feldforschung«, in: Bonz, Jochen; Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion; Sülzle, Almut (Hg.): *Ethnographie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden (Springer VS), S. 179-197.
- Röhl, Tobias (2016): »Tabula rasa – Wie man die schulische Wandtafel und andere alltägliche Dinge beforschen kann«, in: Reuter, Julia; Berli, Oliver (Hg.): *Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur*. Wiesbaden (Springer VS), S. 115-122. DOI: 10.1007/978-3-658-10451-1_12
- Rommelspacher, Birgit (2011): »Was ist eigentlich Rassismus?«, in: Melter, Claus; Mecheril, Paul (Hg.): *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. 2. Aufl. Schwalbach (Wochenschauverlag), S. 25-38.
- Rommelspacher, Birgit (2009): »Intersektionalität – über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen«, in: Kurz-Scherf, Ingrid; Lepperhoff, Julia; Scheele, Alexandra (Hg.): *Feminismus. Kritik und Intervention*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 81-96.
- Rommelspacher, Birgit (1995): *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin (Orlanda Frauenverlag).
- Rose, Nadine (2019): »Erziehungswissenschaftliche Subjektivierungsforschung als Adressierungsanalyse«, in: Geimer, Alexander; Amling, Steffen; Bosančić, Saša (Hg.): *Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse*. Wiesbaden (Springer VS), S. 65-85. DOI: 10.1007/978-3-658-22313-7_4
- Rose, Nadine (2012): »Subjekt, Bildung, Text. Diskurstheoretische Anregungen und Herausforderungen für biographische Forschung«, in: Mieth, Ingrid; Müller, Hans-Rüdiger (Hg.): *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie*. Op-laden (Barbara Budrich), S. 111-126. DOI: 10.2307/j.ctvd7w919.9

- Rose, Nadine; Ricken, Norbert (2018): »Interaktionsanalyse als Adressierungsanalyse – eine Perspektive der Subjektivationsforschung«, in: Heinrich, Martin; Wernet, Andreas (Hg.): *Rekonstruktive Bildungsforschung. Zugänge und Methoden*. Wiesbaden (Springer VS), S. 159-175. DOI: 10.1007/978-3-658-18007-2_11
- Rosenthal, Gabriele (2014): »Biographieforschung«, in: Baur, Nina; Blasius, Jörg (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 509-520. DOI: 10.1007/978-3-531-18939-0_35
- Rosenthal, Gabriele (2011): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 3. aktualisierte u. ergänzte Aufl., Weinheim/München (Juventa).
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M. (Campus).
- Ruffing, Reiner (2010): *Michel Foucault*. 2. Aufl. Paderborn (Wilhelm Fink).
- Ruokonen-Engler, Minna-Kristina (2006): »Differenzen im Kontext. Biographieanalytische Perspektiven auf Intersektionalität und Subjektkonstitution«, in: Bilden, Helga; Dausien, Bettina (Hg.): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen, S. 199-218. DOI: 10.2307/j.ctvb7jtd.13
- Russel, Bertrand (1999): *Philosophie des Abendlandes. Ihr Zusammenhang mit der politischen und der sozialen Entwicklung*. 8. Aufl. München/Wien (Europaverlag).
- Saar, Martin (2013): »Analytik der Subjektivierung. Umriss eines Theorieprogramms«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): *Techniken der Subjektivierung*. München (Wilhelm Fink), S. 17-27. DOI: 10.30965/9783846754849_003
- Saïd, Edward (1998): »Traveling Theory«, in: Ganahl, Reiner (Hg.): *Imported. A Reading Seminar*. London (Central Books), S. 157-181.
- Sarasin, Philipp (2005): *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg (Junius).
- Sauer, Birgit; Wöhl, Stefanie (2008): »Governing intersectionality. Ein kritischer Ansatz zur Analyse von Diversitätspolitiken«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 249-273.
- Scambor, Elli (2016): *Die intersektionelle Stadt. Geschlecht, Migration und Milieu als Achsen der Ungleichheit einer Stadt*, in: Behrens, Melanie; Bukow, Wolf-Dietrich; Cudak, Karin; Strünck, Christoph (Hg.): *Inclusive City. Überlegungen zum gegenwärtigen Verhältnis von Mobilität und Diversität in der Stadtgesellschaft*. Wiesbaden (Springer VS), S. 79-95. DOI: 10.1007/978-3-658-09539-0_5
- Scambor, Elli; Zimmer, Fränk (2012a): »Intersectional Map«, in: dies. (Hg.): *Die intersektionelle Stadt. Geschlechterforschung und Medienkunst an den Achsen der Ungleichheit*. Bielefeld (transcript), S. 23-42. DOI: 10.14361/transcript.9783839414156.23

- Scambor, Elli; Zimmer Fränk (2012b): »Intersektionale Analyse in der Praxis. Grundlagen und Vorgangsweisen bei der Analyse quantitativer Daten aus der Intersectional Map«, in: dies.: (Hg.): Die intersektionelle Stadt. Geschlechterforschung und Medienkunst an den Achsen der Ungleichheit. Bielefeld (transcript), S. 43-78. DOI: 10.14361/transcript.9783839414156.43
- Schäfers, Bernd (2016): »Lexikon II. Soziales Handeln und seine Grundlagen: Normen, Werte, Sinn«, in: Korte, Hermann; Schäfers, Bernd (Hg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 23-48. DOI: 10.1007/978-3-658-13411-2_2
- Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A Philosophical Account of the Costitution of Social Life and Change. (The Pennsylvania State University Press).
- Scheffer, Thomas (2017): »Materialanalyse praxeologischer Körpersoziologie« in: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden (Springer VS), S. 487-506.
- Scheibelhofer, Paul (2011): »Intersektionalität, Männlichkeit und Migration – Wege zur Analyse eines komplizierten Verhältnisses«, in: Hess, Sabine; Langreiter, Nikola; Timm, Elisabeth (Hg.): Intersectionality Revisited: Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld (transcript), S. 149-173. DOI: 10.14361/transcript.9783839414378.149
- Schindler, Larissa (2017): »Beobachten«, in: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele; Meuser, Michael (Hg.): Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden (Springer VS), S. 395-407. DOI: 10.1007/978-3-531-92719-0_16
- Schindler, Larissa (2011): »Teaching by Doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen«, in: Keller, Reiner; Meuser, Michael (Hg.): Körperwissen. Wiesbaden (Springer VS), S. 324-339.
- Schlatter Gentinetta, Christina (2004): »Signifikationen des Körpers: Zur produktiven Macht des ärztlichen Blickes«, in: Frey Steffen, Therese; Rosenthal, Caroline; Väh, Anke (Hg.): Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik. Würzburg (Königshausen & Neumann Verlag), S. 163-172.
- Schmidt, Robert (2013): »Zur Öffentlichkeit und Beobachtbarkeit von Praktiken der Subjektivierung«, in: Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): Techniken der Subjektivierung. München (Wilhelm Fink), S. 93-105. DOI: 10.30965/9783846754849_008
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Schmitz, Hermann (1965): System der Philosophie. Band II/1: Der Leib. Bonn (Bouvier).

- Schrader, Kathrin (2013): Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Bielefeld (transcript). DOI: 10.14361/transcript.9783839423523
- Schröer, Norbert (2014): »Warum sollte die hermeneutische Wissenssoziologie an der Rekonstruktion des subjektiven Sinns festhalten?«, in: Pöferl, Angelika; Schröer, Norbert (Hg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 51-65. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_4
- Schultz, Dagmar (1990): »Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit ›den Anderen‹ in der feministischen Forschung weißer Frauen«, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis. Geteilter Feminismus. Rassismus, Antisemitismus, Fremdenhaß, Jg. 13, Nr. 27, S. 45-57.
- Schultz, Ulrike (2011): »Intersektionalität, Ethnie und Geschlecht: Umsetzungen in der qualitativen Sozialforschung«, in: Smykalla, Sandra; Vinz, Dagmar (Hg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 128-143.
- Schulz, Walter (1979): Ich und Welt. Philosophie der Subjektivität. Pfullingen (Neske).
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Schütze, Fritz (1983): »Biographieforschung und narratives Interview«, in: Neue Praxis, Jg. 13, Nr. 3, S. 283-293.
- Schütze, Fritz (1976): »Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung«, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. München (Fink), S. 159-260.
- Schwinn, Thomas (2007): »Komplexe Ungleichheitsverhältnisse: Klasse, Ethnie und Geschlecht«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli; Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a.M. (campus), S. 271-286.
- Scott, Joan W. (2003): »Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse«, in: Kimmich, Dorothee; Renner, Rolf G.; Stiegler, Bernd (Hg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Stuttgart (Reclam), S. 416-440.
- Soeffner, Hans-Georg (2014): »Zwischen Selbstmythisierung und Entmythologisierung. Metamorphosen des abendländischen Ichs«, in: Pöferl, Angelika; Schroer, Norbert (Hg.): Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 23-35. DOI: 10.1007/978-3-658-02521-2_2
- Spies, Tina (2019): »Subjekt und Subjektivierung. Perspektiven (in) der Biographieforschung«, in: Geimer, Alexander; Amling, Steffen; Bosančić, Saša (Hg.): Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Sub-

- jektivierungsprozesse. Wiesbaden (Springer VS), S. 87-110. DOI: 10.1007/978-3-658-22313-7_5
- Spies, Tina (2009): »Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht. Zur Verknüpfung von Diskurs- und Biografieforschung mithilfe des Konzepts der Artikulation«, in: FQS, Jg. 10, Nr. 2, www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1150/2760 vom 04.01.2018.
- Thole, Werner (2010): »Ethnographie des Pädagogischen. Geschichte, konzeptionelle Kontur und Validität einer erziehungswissenschaftlichen Ethnographie«, in: Heinzel, Friederike; Thole, Werner; Cloos, Peter, Köngeter, Stefan (Hg.): »Auf unsicherem Terrain«. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden (VS), S. 17-38. DOI: 10.1007/978-3-531-92138-9_2
- Thürmer-Rohr, Christina (2004): »Mittäterschaft von Frauen. Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung«, in: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden (VS), S. 85-90. DOI: 10.1007/978-3-322-99461-5_11
- Tuider, Elisabeth (2007): »Diskursanalyse und Biografieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen«, in FQS, Jg. 8, Nr. 2, www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/249/549 vom 02.01.2018.
- Unger, Hella von (2014): »Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen«, in: dies.; Narimani, Petra; M'Bayo, Rosaline (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden (Springer VS), S. 15-40. DOI: 10.1007/978-3-658-04289-9_2
- Viehöver, Willy; Keller, Reiner; Schneider, Werner (Hg.) (2013): Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden (Springer VS). DOI: 10.1007/978-3-658-00493-4
- Villa, Paula-Irene (2011): »Symbolische Gewalt und ihr potenzielles Scheitern. Eine Annäherung zwischen Butler und Bourdieu«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS), Jg. 36, Nr. 4, S. 51-69. DOI: 10.1007/s11614-011-0003-5
- Villa, Paula-Irene (2010): »Subjekte und ihre Körper. Kulturosoziologische Überlegungen«, in: Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.): Kulturosoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden (VS), S. 251-274. DOI: 10.1007/978-3-531-92300-0_11
- Villa, Paula-Irene (2008): »Körper«, in: Baur, Nina; Korte, Hermann; Löw, Martina; Schroer, Markus (Hg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden (Springer VS), S. 201-217.
- Villa, Paula-Irene (2006a): »Scheitern – ein produktives Konzept zur Neuorientierung der Sozialisationsforschung?«, in: Bilden, Helga; Dausien, Bettina (Hg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Op-laden (Barbara Budrich), S. 219-238. DOI: 10.2307/j.ctvb7jtd.14

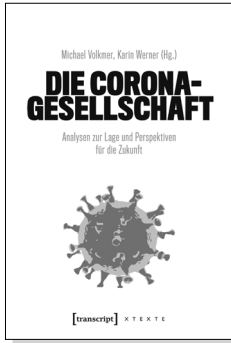
- Villa, Paula-Irene (2006b): »Dekonstruktion«, in: Behnke, Joachim; Gschwend, Thomas; Schindler, Delia; Schnapp, Kai-Uwe (Hg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren. Baden-Baden (Nomos), S. 93-102.
- Villa, Paula-Irene (2006c): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. 3. akt. Aufl. Wiesbaden (VS). DOI: 10.1007/978-3-531-90127-5
- Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler. Frankfurt a.M. (Campus).
- Völker, Susanne (2012): »Prekäre Leben (be-)schreiben. Klassifikationen, Affekte, Interferenzen«, in: Bath, Corinna; Meißner, Hanna; Trinkaus, Stephan; Völker, Susanne (Hg.): *Geschlechter Interferenzen. Verletzbarkeit, Handlungsfähigkeit und Wissen*. Münster (LIT), S. 209-253.
- Wagner, Peter (2006): »Die Soziologie der Moderne und die Frage nach dem Subjekt«, in: Keupp, Heiner; Hohl, Joachim (Hg.): *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne*. Bielefeld (transcript), S. 165-185. DOI: 10.14361/9783839405628-007
- Waldschmidt, Anne (2014): »Macht der Differenz – Perspektiven der Disability Studies auf Diversität, Intersektionalität und soziale Ungleichheit«, in: *Soziale Probleme*, Jg. 25, Nr. 2, S. 173-192.
- Walgenbach, Katharina (2014a): *Heterogenität, Intersektionalität, Diversity in der Erziehungswissenschaft*. Stuttgart (Barbara Budrich/UTB).
- Walgenbach, Katharina (2014b): »Intersektionale Subjektpositionen – Theoretische Modelle und Perspektiven«, in: Philipp, Simone; Meier, Isabella; Apostolovski, Veronika; Starl, Klaus; Schmidlechner, Karin M. (Hg.): *Intersektionelle Benachteiligung und Diskriminierung – Soziale Realitäten und Rechtspraxis*. Baden-Baden (Nomos), S. 73-88. DOI: 10.5771/9783845245836-73
- Walgenbach, Katharina (2012a): »Intersektionalität als Analyseperspektive heterogener Stadträume«, in: Scambor, Elli; Zimmer, Fränk (Hg.): *Die intersektionelle Stadt. Geschlechterforschung und Medienkunst an den Achsen der Ungleichheit*. Bielefeld (transcript), S. 81-92. DOI: 10.14361/transcript.9783839414156.81
- Walgenbach, Katharina (2012b): »Intersektionalität – Eine Einführung«, [http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung/vom 15.06.2019](http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung/vom.15.06.2019).
- Walgenbach, Katharina (2011): »Intersektionalität als Analyseparadigma kultureller und sozialer Ungleichheiten«, in: Bilstein, Johannes; Ecarius, Jutta; Keiner, Edwin (Hg.): *Kulturelle Differenzen und Globalisierung. Herausforderungen für Erziehung und Bildung*. Wiesbaden (Springer VS), S. 113-130. DOI: 10.1007/978-3-531-92859-3_7
- Walgenbach, Katharina (2007): »Gender als interdependente Kategorie«, in: dies.; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Antje; Palm, Kerstin (Hg.): »Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und

- Heterogenität. Opladen/Farmington Hills (Barbara Budrich), S. 23-64. DOI: 10.2307/j.ctvddzkr.4
- Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Antje; Palm, Kerstin (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen (Barbara Budrich).
- Weber, Martina (2009): »Das Konzept ›Intersektionalität‹ zur Untersuchung von Hierarchisierungsprozessen in schulischen Interaktionen«, in: Budde, Jürgen; Willems, Katharina (Hg.): Bildung als sozialer Prozess. Heterogenitäten, Interaktionen, Ungleichheiten. Weinheim/München, S. 73-91.
- Weber, Martina (2003): Heterogenität im Schulalltag. Konstruktionen ethnischer und geschlechtlicher Unterschiede. Opladen (Leske + Budrich). DOI: 10.1007/978-3-663-10300-4_3
- Weber, Max (2010): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Frankfurt a.M. (Zweitausendeins).
- Weber, Max (2002): Schriften 1894-1922. Stuttgart (Kröner).
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen (Mohr).
- Weinbach, Christine (2008): »›Intersektionalität‹: Ein Paradigma zur Erfassung sozialer Ungleichheitsverhältnisse? Einige systemtheoretische Zweifel«, in: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): ÜberKreuzungen. Ungleichheit, Fremdheit, Differenz. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 171-193.
- Weiß, Anja (2001): Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. Wiesbaden (Westdeutscher Verlag).
- Wetterer, Angelika (2010): »Konstruktionen von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit« in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erweiterte u. durchgesehene Aufl. Wiesbaden (VS), S. 126-136. DOI: 10.1007/978-3-531-91972-0_16
- Wiede, Wiebke (2014): »Subjekt und Subjektivierung«, in: Docupedia-Zeitgeschichte, S. 1-20, https://docupedia.de/images/a/ab/Subjekt_und_Subjektivierung.pdf vom 18.03.2019.
- Winker, Gabriele (2012): »Intersektionalität als Gesellschaftskritik«, in: Widersprüche, Jg. 32, Nr. 126, S. 13-26.
- Young, Iris M. (1996): »Fünf Formen der Unterdrückung«, in: Pauer-Stuber, Herlinde; Nagel-Docekal, Herta (Hg.): Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 99-139.
- Yuval-Davis, Nira (2009): »Intersektionalität und feministische Politik«, in: Feministische Studien, Jg. 27, Nr. 1, S. 51-66. DOI: 10.1515/fs-2009-0106
- Zander, Michael (2017): »Was ist problematisch an Intersektionalität?«, in: Psychologie und Gesellschaftskritik, Jg. 41, Nr. 2, S. 47-65.
- Ziegler, Dieter (2009): Die industrielle Revolution. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).

Zima, Peter V. (2000): Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne. Tübingen/Basel (UTB).

Zirfas, Jörg; Klepacki, Leopold (2013): »Die Performativität der Dinge. Pädagogische Reflexion über Bildung und Design«, in: ZfE, Jg. 16, Nr. 2, S. 43-57. DOI: 10.1007/s11618-013-0410-4

Soziologie



Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)

Die Corona-Gesellschaft

Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

Juli 2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen

24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9

EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft

Ein Versprechen der pluralen Demokratie

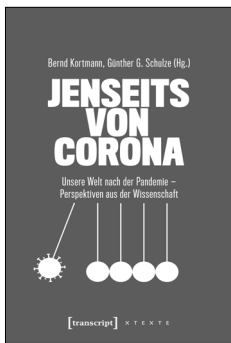
2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)

Jenseits von Corona

Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

September 2020, 320 S., 1 SW-Abbildung

22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9

E-Book:

PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3

EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Detlef Pollack

Das unzufriedene Volk

Protest und Ressentiment in Ostdeutschland
von der friedlichen Revolution bis heute

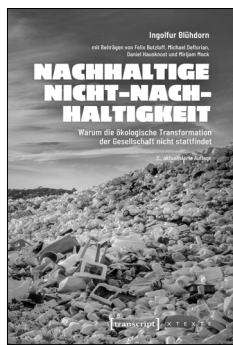
September 2020, 232 S., 6 SW-Abbildungen

20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3



Ingolfur Blühdorn, Felix Butzlaff,

Michael Deflorian, Daniel Hausknost, Mirjam Mock

Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit

Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft
nicht stattfindet

Juni 2020, 350 S., kart.

20,00 € (DE), 978-3-8376-5442-4

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5442-8



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements.

**Journal for Critical Migration
and Border Regime Studies**

Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**